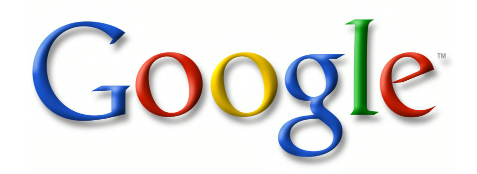



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY





Wilhelm von Humboldts
Gesammelte Schriften.

Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von der

Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.

Band VII.

Erste Abteilung:

Werke VII.

Erste Hälfte.

Berlin

B. Behr's Verlag

1907.

Wilhelm von Humboldts Werke.

Herausgegeben von

Albert Leitzmann.

Siebenter Band.

Erste Hälfte.

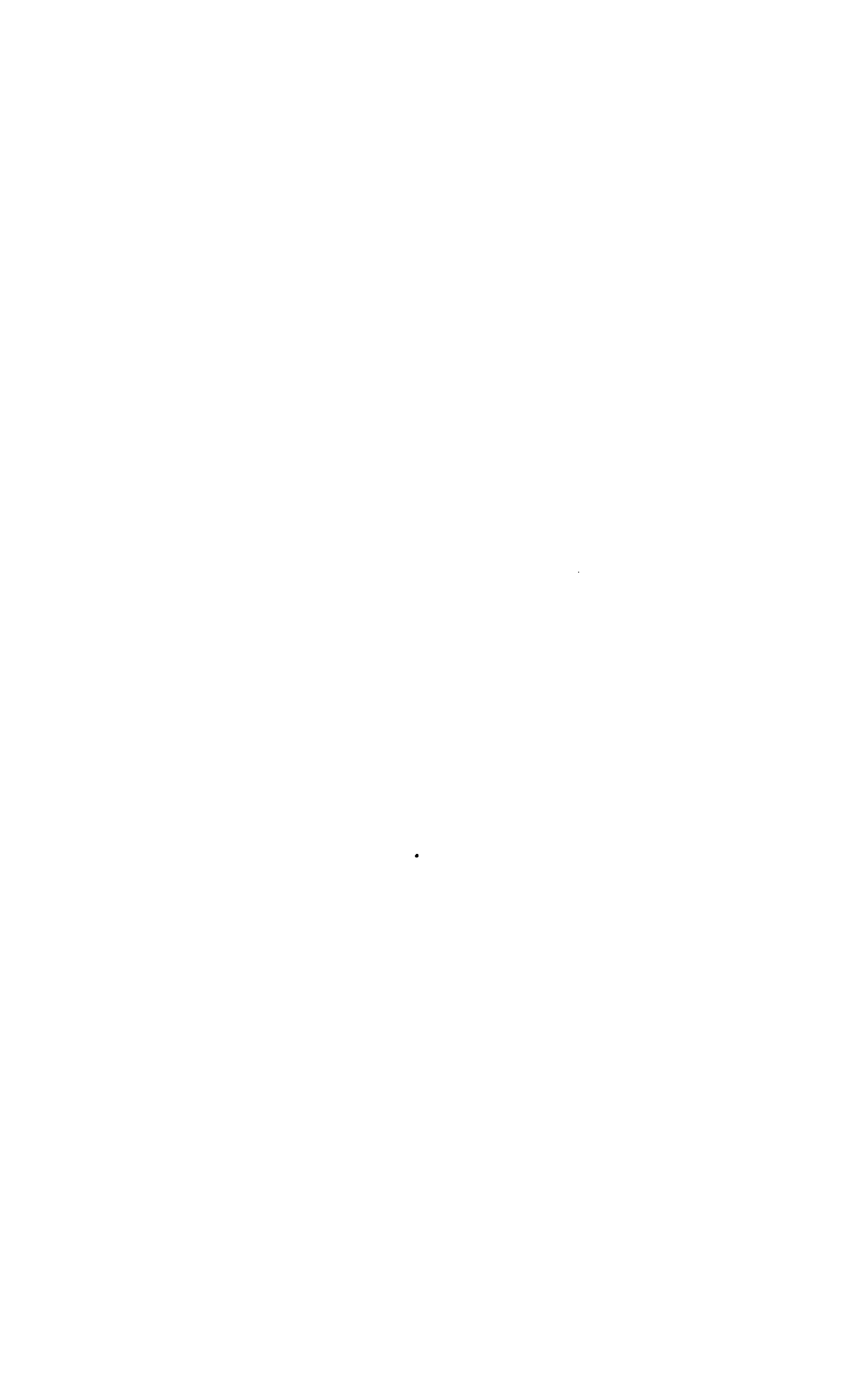
Einleitung zum Kawiwerk.



B. Behr's Verlag

1907.

Inhalt



1.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Wohnplätze und Culturverhältnisse der Malayischen Völkerstämme.

Die Völkerschaften des Malayischen Stammes*) befinden sich, wenn man ihre Wohnsitze, ihre Verfassung, ihre Geschichte, vor allem aber ihre Sprache betrachtet, in einem sonderbareren Zusammenhange mit Stämmen verschiedenartiger Cultur, als leicht irgend ein anderes Volk des Erdbodens. Sie bewohnen bloss Inseln und Inselgruppen, aber in einer Ausdehnung und Entfernung von einander, welche ein unverwerfliches Zeugniss ihrer frühen Schiffahrtskunde abgiebt. Ihre continentale Niederlassung auf der Halbinsel Malacca verdient hier kaum besonders erwähnt zu werden, da sie eine spätere ist und sich aus Sumatra herschreibt, und noch weniger kommt hier die noch jüngere an den Küsten des Chinesischen Meeres und des Meerbusens von Siam, in Champa,**) in 1.

Handschrift von Schreiberhand (759 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Korrekturen Humboldts in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Ebenda ist eine Abschrift der ersten 33 Paragraphen von Buschmanns Hand (534 halbbeschriebene Folioseiten) erhalten. — Erster Druck: Wilhelm von Humboldt, Über die Kawisprache auf der Insel Java 1, I—CCCCXXX (1836). Die Abhandlung trägt dort die Überschrift „Einleitung“.

*) Ich fasse unter diesem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des grossen südlichen Oceans zusammen, deren Sprachen mit der im engeren Verstande Malayisch genannten auf Malacca zu einem und ebendemselben Stamm gehören. Ueber die Aussprache des Namens s. 1. Buch. S. 12. Anm. 2.

**) Der Name dieses Districts, der sehr verschieden geschrieben wird, findet sich in obiger Schreibung in der Barmanischen Sprache. S. Judsons Lex. *h. v.*

Betrachtung. Ausserdem aber können wir nirgends, auch nicht in dem früheșten Alterthume, mit irgend einiger Sicherheit Malayen auf dem Festlande nachweisen. Wenn man nun von diesen Stämmen diejenigen zusammennimmt, welche in engerem Verstande Malayische zu heissen verdienen, da sie, nach untrüglicher grammatischer Untersuchung, eng mit einander verwandte und durch einander erklärbare Sprachen reden, so finden wir dieselben, um nur diejenigen Punkte zu nennen, wo die Sprachforschung hinreichend vorbereiteten Stoff antrifft, auf den Philippinen und zwar dort in dem zur formenreichsten Entfaltung gediehenen und eigenthümlichsten Zustande der Sprache, auf Java, Sumatra, Malacca und Madagascar. Eine grosse Anzahl von unbestreitbaren Wortverwandtschaften und schon die Namen einer bedeutenden Anzahl von Inseln beweisen aber, dass auch die jenen Punkten nahe gelegenen Eilande gleiche Bevölkerung haben, und dass der engere Malayische Sprachkreis sich wohl über den ganzen Theil des Süd-Asiatischen Oceans ausdehnt, welcher von den Philippinen südwärts an den Westküsten von Neu-Guinea herunter und dann westwärts um die Inselkette herum, die sich an die Ostspitze von Java anschliesst, in den Gewässern von Java und Sumatra bis zur Strasse von Malacca geht. Es ist nur zu bedauern, dass sich die Sprachen der grossen Inseln Borneo und Celebes, von welchen jedoch wahrscheinlich das eben Gesagte gleichfalls gilt, noch nicht gehörig grammatisch beurtheilen lassen.

Oestlich von dem hier gezogenen engeren Malayischen Kreise, von Neu-Seeland bis zur Oster-Insel, von da nordwärts bis zu den Sandwich-Inseln und wieder westlich bis zu den Philippinen heran, wohnt eine Inselbevölkerung, welche die unverkennbarsten Spuren alter Stammverwandtschaft mit den Malayischen Stämmen an sich trägt. Die Sprachen, von welchen wir die Neu-Seeländische, Tahitische, Sandwichische und Tongische auch grammatisch genau kennen, beweisen dieselbe durch eine grosse Zahl von gleichen Wörtern und wesentliche Uebereinstimmungen im organischen Baue. Gleiche Aehnlichkeit findet sich in Sitten und Gebräuchen, besonders insofern sich die Malayischen rein und unverändert durch Indische Gewohnheiten erkennen lassen. Inwiefern die in diesem Theil des Oceans nordwestlich wohnenden Stämme sich mehr oder ganz zu den übrigen dieser Abtheilung oder zu den Malayischen im engeren Verstande hinneigen oder ein verbindendes Mittelglied zwischen beiden bilden, lässt sich, nach den jetzt

vorhandenen Hülfsmitteln, noch nicht beurtheilen, da auch die über die Sprache der Marianen-Inseln angestellten Untersuchungen noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. Alle diese Völkerstämme nun besitzen solche gesellschaftlichen Einrichtungen, dass man sie mit Unrecht von dem Kreise civilisirter Nationen gänzlich ausschliessen würde. Sie haben eine fest gegründete, und gar nicht durchaus einfache, politische Verfassung, religiöse Satzungen und Gebräuche, zum Theil sogar eine Art geistlichen Regiments, zeigen Geschicklichkeit in mannigfaltigen Arbeiten, und sind kühne und gewandte Seefahrer. Man findet bei ihnen, an mehreren Orten, jetzt ihnen selbst unverständliche Bruchstücke einer heiligen Sprache, und der Gebrauch, veraltete Ausdrücke bei gewissen Gelegenheiten feierlich ins Leben zurückzurufen, zeugt nicht bloss von Reichthum, Alter und Tiefe der Sprache, sondern auch von Aufmerksamkeit auf die im Laufe der Zeit wechselnde Bezeichnung der Gegenstände. Dabei aber duldeten sie, und dulden zum Theil noch unter sich barbarische und mit menschlicher Gesittung nicht zu vereinigende Gebräuche, scheinen nie zum Besitze der Schrift gelangt zu seyn, und entbehren daher alle von dieser abhängige Bildung, ob es ihnen gleich nicht an sinnreichen Sagen, eindringender Beredsamkeit und Dichtung in bestimmt geschiedenen Tonweisen fehlt. Ihre Sprachen sind auf keine Weise aus Verderbung und Umwandlung der Malayischen des engeren Kreises entstanden, man kann viel eher glauben, in ihnen einen formloseren und ursprünglicheren Zustand dieser wahrzunehmen.

Zugleich mit den hier genannten Völkerstämmen in den beiden eben bezeichneten Abtheilungen des grossen südlichen Archipels trifft man auf einigen Inseln desselben Menschen an, welche, dem Anscheine nach, zu einer ganz anderen Race gerechnet werden müssen. Sowohl die Malayen im engeren Verstande, als die mehr östlichen Bewohner der Südsee gehören, ohne allen Zweifel, zu derselben Menschenrace, und bilden, wenn man genauer in die Unterscheidung der Farben eingeht, die mehr oder weniger lichtbraune in der allgemeinen weissen. Die Stämme, von denen jetzt die Rede ist, nähern sich dagegen durch Schwärze der Haut, zum Theil wollige Krausheit der Haare und ganz eigenthümliche Gesichtszüge und Körpergestalt den Afrikanischen Negern, obgleich sie, den glaubwürdigsten Zeugnissen nach, doch wieder wesentlich und gänzlich von diesen verschieden sind, und durchaus nicht zu

Einer Race mit ihnen gerechnet werden können.*) Sie werden bei den Schriftstellern über diese Gegenden, zum Unterschiede von den Afrikanischen Negern, bald Negritos, bald Austral-Neger genannt, und sind wenig zahlreich. Auf zugleich von Malayischen Stämmen bewohnten Inseln, wie auf den Philippinen, halten sie sich gewöhnlich in der Mitte der Eilande, auf schwer zugänglichen Gebirgen auf, wohin sie von der zahlreicheren und hauptsächlichen weissen Bevölkerung nach und nach zurückgedrängt scheinen. In dieser Lage muss man sie aber sorgfältig von den Haraforas**) oder Alfuris, Turajas***) in Celebes, unterscheiden, die sich in Borneo, Celebes, den Molukken, Mindanao und einigen andren Inseln finden. Diese scheinen gleichfalls von ihren Mitbewohnern zurückgedrängt, gehören aber zu den lichtbraunen Stämmen, und Marsden schreibt ihre Vertreibung von den Küsten sogar erst Mahomedanischer Verfolgung zu. In Verwilderung kommen sie der schwarzen Race nahe, und sind immer eine auf verschiedener Culturstufe stehende Bevölkerung. Andere, zum Theil grosse Inseln, wie Neu-Guinea, Neu-Britannien und Irland, und einige der Hebriden, haben diese negerartigen Stämme allein inne, und die Bewohner des grossen Continents von Neu-Holland und Van Diemens Land, welche man bisher Gelegenheit gehabt hat kennen zu lernen, gehören zu der gleichen Menschenrace. Obgleich aber diese in ihren hier beschriebenen dreifachen Wohnplätzen allgemeine Kennzeichen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft an sich trägt, so ist noch bei weitem nicht hinlänglich ergründet, inwiefern doch auch in ihr wesentliche Stammunterschiede statt finden mögen? Namentlich sind ihre Sprachen noch durchaus nicht auf eine Weise untersucht, welche eine gründliche Sprachforschung befriedigen könnte. Zur Beurtheilung des organischen und grammatischen Baues giebt es bloss von einem Stamm von Neu-Süd-Wales durch den Missionar Threlkeld gesammelte Materialien. Ueberall zeichnet sich diese Race durch grössere Wildheit und Uncultur gegen die von hellerer Farbe aus, und die Verschieden-

---

*) Man vergleiche über die Nüancen der Farben Klaproth. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 240.

**) Marsden's *miscell. works.* S. 47—50.

***) Dieser Name hat dergestalt Sanskritische Form und Klang, dass man sich nicht enthalten kann, ihn für eine von gebildeten Malayen-Stämmen ungebildet gebliebenen gegebene Benennung zu halten. Schon dieser Umstand dürfte wohl auf eine viel frühere Scheidung dieser zwiefachen Bevölkerung hinweisen.

heiten hierin beruhen wohl allein auf näherem oder entfernterem Umgange mit Stämmen der letzteren. Die Bewohner von Neu-Holland und Van Diemens Land scheinen auf der niedrigsten Stufe der Cultur zu stehen, auf welcher man noch überhaupt die Menschheit auf dem Erdboden angetroffen hat. Eine sonderbare Erscheinung ist es, auch auf der Halbinsel Malacca die helle und dunkle Race wieder neben einander anzutreffen. Denn die Semang, welche einen Theil der Gebirge derselben bewohnen, sind, nach ganz unverwerflichen Zeugnissen, ein wollhaariger Negrito-Stamm. Da sich derselbe auf diesem einzigen Punkte des Asiatischen Festlandes findet,*) so ist er unstreitig auch, nur in früherer Zeit, dahin übergewandert. Auch von der helleren Race hat es, wie die offenbar Malayischen *orang benūa*, Menschen des Landes, zu beweisen scheinen,**) wohl mehr als Eine Einwanderung gegeben. Beide Ereignisse beweisen daher nur, dass dieselben Länderverhältnisse in verschiedenen Zeiten gleiche geschichtliche Begebenheiten hervorbringen, und haben insofern nichts Auffallendes in sich. In Rücksicht auf den Culturzustand der verschiedenen Menschenstämme dieses Inselmeeres aber wird die Erklärung durch Ueberwanderung in diesem mislich. Für unternehmende Nationen besitzt zwar das Meer eher eine leicht verbindende, als abschneidend trennende Macht, und die Allgegenwart der thätigen, segelkundigen Malayen lässt sich auf diese Weise durch Fahrten von Insel zu Insel, bald willkührlich mit Hülfe, bald fortgerissen durch die Gewalt der regelmässigen Winde, erklären. Denn diese Regsamkeit, Gewandtheit und Schiffahrtskunde sind nicht bloss Charakterzüge der eigentlichen Malayen, sondern mehr oder weniger der ganzen lichtbraunen Bevölkerung. Ich brauche hier nur an die Bugis auf Celebes und an die Südsee-Insulaner zu erinnern. Wenn aber dieselbe Erklärung von den Negritos und ihrer Verbreitung von Neu-Holland bis zu den Philippinen und von Neu-Guinea bis zu den Andamans-Inseln gelten soll, so müssen diese Stämme mehr, als sich annehmen lässt, von einem civilisirteren Zustande heruntergekommen und verwildert seyn. Ihr heutiger begünstigt weit mehr

---

*) Klaproth hat gründlich und gelehrt die Unrichtigkeit der Behauptung bewiesen, dass es auf dem, Tibet und die kleine Bucharei abscheidenden Gebirge Kuen lun unter dem 35sten Grade N. B. und auf den Bergen zwischen Anam und Kamboja schwarze Völkerstämme gebe. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 232—243.

**) Marsden's *miscell. works.* 75. Raffles *on the Malayu nation* in den *Asiat. res.* XII. 108—110.

die, auch an sich nicht unwahrscheinliche Hypothese, dass durch Naturrevolutionen, von welchen noch uralte Sagen auf Java herumgehen, ein bevölkerter Continent in die jetzige Inselmenge zerschlagen wurde. Wie Trümmer, konnten dann die Menschen, insoweit die menschliche Natur solche Umwälzungen zu überdauern vermag, auf den zerstückelten Inselschollen zurückgeblieben seyn. Diese beiden Erklärungsarten können vielleicht nur verbunden, wenn auch die Zersplitterung durch Naturkräfte durch Jahrtausende von der Verbindung durch menschliche Ueberwandrungen sollte getrennt gewesen seyn, von der Verbreitung dieser beiden, uns jetzt so verschieden erscheinenden Racen einigermassen Rechenschaft geben.

Tanna, eine der Hebriden, deren Name aber Malayischen Ursprungs ist,*) Neu-Caledonien, Timor, Ende und einige andre Inseln haben eine Bevölkerung, welche die Forschung zweifelhaft lässt, ob man in ihr mit Crawfurd**) eine dritte Race, oder mit Marsden***) eine Vermischung der beiden andren erkennen soll. Denn ihre Bewohner stehen in körperlicher Bildung, Krausheit der Haare und Farbe der Haut in der Mitte zwischen der lichtbraunen und schwarzen Race. Wenn sich jedoch die analoge Behauptung auch von ihren Sprachen bestätigt, so spricht schon dieser Umstand entschieden für die Vermischung. Es bleibt überhaupt noch eine wichtige, aber nach den bis jetzt vorhandenen Nachrichten kaum befriedigend zu entscheidende Frage, inwieweit ältere und tiefere Vermischungen der weissen und schwarzen Race in diesen Gegenden statt gefunden haben mögen, und inwiefern daraus allmähliche Uebergänge in Sprache und selbst in Farbe und Haarwuchs, dessen Krausheit übrigens an einigen Orten auch Putzliebe künstlich zu Hülfe kommt, entstanden seyn können.†) Um die negerartige Race richtig und in ihrer reinen Gestalt zu

---

*) *tānah* heisst in der eigentlich Malayischen Sprache Land, Erdboden, *soi*

**) *Foreign Quarterly Review.* 1834. *nr.* 28. Art. 6. S. 11.

***) *Miscell. works.* 62.

†) Herr Dr. Meinicke in Prenzlow, von dessen gründlicher Forschung und sei mehreren Jahren diesem Theile der Völkerkunde gewidmeten Studien sich mit Recht etwas Bedeutendes erwarten lässt, richtet seine Untersuchungen vorzugsweise auf de Punkt, ob nicht vielleicht die Negrito-Race die einzige Grundlage der ganzen jetzige Inselbevölkerung, nur allmählich verändert durch Vermischung mit fremden Einwanderer und durch hinzugekommene Cultur, ausmacht, so dass die Frage nach einem andre Ursprung des Malayischen Völkerstammes von selbst in nichts zerfiele?

beurtheilen, wird man immer von den Bewohnern des grossen südlichen Festlandes ausgehen müssen, da zwischen diesen und den braunen Stämmen keine unmittelbare Berührung denkbar, und nach ihrem heutigen Zustande selbst die Art einer mittelbaren schwer zu ersinnen ist. Desto auffallender bleibt es aber, dass auch die Sprache dieser Stämme in einigen Wörtern, da wir überhaupt nur eine geringe Anzahl derselben besitzen, sichtbare Aehnlichkeit mit Wörtern der Südsee-Inseln zeigt.

In diesen geographischen und mehr oder weniger nachbarlichen Verhältnissen haben nun einige Malayische Völkerschaften Indische Cultur in so reicher Fülle in sich aufgenommen, dass man vielleicht nirgends ein zweites Beispiel einer Nation findet, die, ohne ihre Selbstständigkeit aufzugeben, in diesem Grade von der Geistesbildung einer andren durchdrungen worden wäre. Die Erscheinung im Ganzen ist an sich sehr begreiflich. Ein grosser Theil des Archipels, und gerade ein durch Klima und Fruchtbarkeit vorzugsweise anlockender, lag in geringer Entfernung von dem grossen Festlande Indiens; es konnte daher an Gelegenheiten und Punkten der Berührung nicht fehlen. Wo aber eine solche eintrat, musste die Uebermacht einer so uralten und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ausgebildeten Civilisation, als es die Indische war, Nationen von reger und lebendiger Empfänglichkeit nach sich reissen. Es war dies indess mehr eine moralische, als eine politische Umwandlung. Wir erkennen sie an ihren Folgen, an den Indischen Elementen, die sich in einem gewissen Kreise der Malayischen Stämme der Wahrnehmung unabweisbar aufdrängen; wie aber diese Vermischung entstanden ist? darüber gehen unter den Malayen selbst, wie wir sehen werden, nur ungewisse und dunkle Sagen. Hätten mächtige Völkerzüge und grosse Eroberungen diesen Zustand bewirkt, so würden sich deutlichere Spuren dieser politischen Ereignisse erhalten haben. Geistige und sittliche Kräfte wirken, wie die Natur selbst, unbemerkt, und wachsen plötzlich aus einem Samen empor, der sich der Beobachtung entzieht. Auch die ganze Art, wie der Hinduismus in den Malayischen Stämmen Wurzel schlug, beweist, dass er, als geistige Kraft, wieder geistig anregte, die Phantasie in Bewegung setzte und durch den Eindruck mächtig wurde, den er auf die Bewunderung bildungsfähiger Völker hervorbrachte. In Indien selbst, in dem, was wir von Indischer Geschichte und Literatur wissen, finden wir, soviel mir bekannt ist, keine Erwäh-

nung des südöstlichen Archipels. Wenn auch vielleicht Lankâ südlicher angenommen wurde, als sich Ceylon erstreckt, so war dies wohl nur dunkle und ungewisse Kunde oder bloss dichterische Annahme. Vom Archipel selbst gieng daher, was auch sehr begreiflich ist, nichts aus, was auf das Festland hätte irgend bedeutend einwirken können. Die mächtige Wirkung übte Indien, und wahrscheinlich sogar durch Ansiedelungen, deren Absicht es nicht war, das Stammland fernerhin als ihre Heimath zu betrachten oder Verbindungen damit zu unterhalten. Die Ursachen hierzu konnten mannigfaltig seyn. Inwiefern die Buddhistischen Verfolgungen darunter wirksam seyn mochten, werde ich in der Folge erörtern.

Um aber die Vermischung Indischer und Malayischer Elemente und den Einfluss Indiens auf den ganzen südöstlichen Archipel gehörig zu würdigen, muss man die verschiedenen Arten seiner Wirksamkeit unterscheiden und dabei schon darum von derjenigen ausgehen, welche, wie früh sie auch begonnen haben mag, bis in die späteste Zeit hin fortgesetzt worden ist, weil sie auch natürlich die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren hinterlassen hat. Hier übt nicht nur, wie bei aller Völkervermischung, die geredete fremde Sprache, sondern zugleich die ganze, in und mit ihr aufgeblühte geistige Bildung Einfluss aus. Ein solcher nun ist unläugbar in dem Uebergange Indischer Sprache, Literatur, Mythe und religiöser Philosophie nach Java sichtbar. Hiervon handelt, nur in näherer Beziehung auf die Sprache, die ganze Folge dieser Schrift, und ich kann mich daher hier mit der blossen Erwähnung begnügen. Diese Art des Einflusses traf nur den eigentlich Indischen Archipel, den Malayischen Kreis im engeren Verstande, vielleicht aber auch diesen nicht ganz, und gewiss nicht in gleichem Masse. Der Brennpunkt desselben war so sehr Java, dass man nicht mit Unrecht zweifelhaft bleiben kann, ob nicht der auf den Ueberrest des Archipels grossentheils nur ein mittelbarer, von dieser Insel ausgehender war. Ausser ihr finden wir nur noch deutliche und vollständige Beweise literarischer Indischer Cultur bei den eigentlichen Malayen und bei den Bugis auf Celebes. Eine wahre Literatur kann, und zwar aus inneren Gründen der Sprachbildung selbst, nur mit einer zugleich gegebenen und in Gebrauch kommenden Schrift entstehen. Es macht daher ein wichtiges Moment in den Culturverhältnissen des südöstlichen Archipels aus, dass gerade der als Malayisch im engeren Ver-

stande bezeichnete Inselkreis, zwar nicht durchgängig, aber ausschliesslich gegen die anderen Theile, alphabetische Schrift besitzt. Es ist aber hierbei doch ein nicht zu übersehender Unterschied. Die alphabetische Schrift in diesem Theile der Erde ist Indische. Dies liegt in den natürlichen Culturverhältnissen dieser Gegenden, und ist bei den meisten dieser Alphabete, wenn man etwa das der Bugis ausnimmt, auch in der Aehnlichkeit der Züge sichtbar, der inneren Einrichtung der Lautbezeichnung nicht zu erwähnen, die allerdings, da sie auch später nur dem fremden Alphabet angepasst seyn könnte, keinen entscheidenden Beweisgrund abgiebt. Dennoch waltet die völlige Aehnlichkeit, bloss mit Anpassung an das einfachere Lautsystem der einheimischen Sprache, nur in Java und etwa in Sumatra ob. Die Tagalische und Bugis-Schrift weichen so bedeutend ab, dass man sie für eine Stufe in der alphabetischen Schrifterfindung ansehen kann. Auf Madagascar hat die Arabische Schrift sich, so wie die Indische auf dem Mittelpunkt des Archipels, Geltung verschafft. In welcher Zeit aber dies geschehen seyn mag? ist unbekannt. Auch findet sich keine Spur einer durch sie verdrängten einheimischen. Der Gebrauch der Arabischen Schrift bei den eigentlichen Malayen entscheidet, als offenbar spätere Einführung, nichts in den Culturverhältnissen, von welchen hier die Rede ist. Von dem Mangel aller Schrift auf den Inseln der Südsee und bei den negerartigen Stämmen habe ich schon weiter oben (S. 3.) gesprochen. Die Spuren des Hinduismus, den wir hier im Gesicht haben, sind von der Art, dass man sie überall deutlich erkennen und sogleich als fremde Elemente unterscheiden kann. Es ist hier keine wahre Verwebung, noch weniger eine Verschmelzung, sondern nur eine mosaikartige Verbindung von Fremdem und Einheimischem. Man kann, was Sitten und Gebräuche betrifft, in dem Indischen Alterthume, die ausländischen Wörter, die nicht einmal ganz von ihrer grammatischen Formung entkleidet sind, in dem auf uns gekommenen Sanskrit deutlich wiedererkennen; man kann sogar die Gesetze auffinden, welche diese Verpflanzung fremder Sprachelemente auf den einheimischen Boden geregelt haben. Es ist dies die Grundlage der vornehmen und der Dichtersprache auf Java, und hängt ganz genau mit dem Uebergange der Literatur und Religion zusammen. Bei weitem nicht Alles dieser Art hat sich auch in der Volkssprache Geltung verschafft, und ebenso wenig lässt sich behaupten, dass, wo diese Indische Wörter besitzt, sie dieselben allein auf diesem Wege er-

halten habe. Es entstehen daher, wenn man die Gattungen des verschiednen Indischen Einflusses weiter verfolgt, zwei tiefer liegende, durch factische Umstände hervorgerufene, aber mit Bestimmtheit schwer zu beantwortende Fragen: ob nemlich die ganze Civilisation des Archipels überhaupt Indischen Ursprunges ist? und ob auch aus einer Zeit her, die aller Literatur und der letzten und feinsten Sprachentwicklung vorausgeht, Verbindungen zwischen dem Sanskrit und den Malayischen Sprachen im weitesten Sinne bestanden haben, die sich noch in gemeinschaftlichen Sprachelementen nachweisen lassen?

Die erste dieser beiden Fragen wäre ich zu verneinen geneigt. Es scheint mir ausgemacht, dass es eigentliche und ursprüngliche Civilisation der braunen Race des Archipels gegeben habe. Sie findet sich noch in dem östlichsten Theile, und ist nicht einmal in Java unverkennbar untergegangen. Es liesse sich zwar allerdings sagen, dass die Bevölkerung des Archipels allmählich von der Mitte, auf welche Indien zunächst wirkte, ausgegangen sey, und sich von da gegen Osten verbreitet habe, so dass der bestimmt Indische Charakter sich an den Endpunkten mehr vermischt habe. Eine solche Annahme wird doch aber um so weniger durch bestimmte Aehnlichkeiten unterstützt, als gerade in demjenigen, was sich gar nicht vorzugsweise als Indisch ankündigt, auffallende Uebereinstimmungen der Sitten von Völkerschaften des mittleren und östlicheren Archipels namhaft gemacht worden sind. Man sieht auch durchaus nicht ein, warum man einem Völkerstamme, wie der Malayische ist, eine aus ihm selbst hervorgebildete gesellschaftliche Civilisation absprechen sollte, der Gang der Bevölkerung und allmählichen Gesittung möge übrigens diese oder jene Richtung genommen haben? Selbst die Fähigkeit der zu ihm gehörenden Völkerschaften, den ihnen zugebrachten Hinduismus in sich aufzunehmen, ist ein Beweis dafür, und noch mehr die Art, wie sie dennoch das Einheimische damit verwebten und dem Indischen fast nie seine ganze fremde Gestalt liessen. Beides hätte nothwendig anders seyn müssen, wenn die Indischen Ansiedlungen diese Stämme als rohe, uncultivirte Wilde angetroffen hätten. Wenn ich hier von Indiern rede, so meine ich natürlich nur den Sanskrit redenden Stamm, nicht Bewohner des Indischen Festlandes überhaupt. Inwiefern solche von jenem Stamme angetroffen und vielleicht von ihm verjagt wurden, ist eine andere Frage, in die ich hier nicht eingehe, wo es mir nur darauf ankommt, zu zeigen,

von welchen verschiedenen Culturverhältnissen die Malayischen Stämme umgeben waren.

Die zweite, allein die Sprache angehende Frage muss, wie ich glaube, allerdings bejaht werden. In dieser Hinsicht dehnen sich die Gränzen des Indischen Einflusses weiter aus. Ohne noch des Tagalischen zu erwähnen, welches eine ziemliche Anzahl von Sanskritwörtern für ganz verschiedene Gattungen von Gegenständen in sich fasst, finden sich auch in der Sprache von Madagascar und in der der Südsee-Inseln, bis in das Pronomen hinein, zugleich dem Sanskrit angehörende Laute und Wörter; und auch die Stufen der Lautveränderung, die als comparatives Kennzeichen des Alters der Verwebung angesehen werden können, sind selbst in solchen Sprachen des engeren Malayischen Kreises verschieden, in welchen, wie im Javanischen, auch ein noch viel später ausgeübter Einfluss Indischer Sprache und Literatur sichtbar ist. Wie nun dies zu erklären, und welches gegenseitige Verhältniss den in dieser Hinsicht sich nähernden beiden grossen Sprachstämmen anzuweisen ist? bleibt natürlich höchst zweifelhaft. Ich werde aber am Ende dieser Schrift ausführlicher darauf zurückkommen, da mir hier genügt, auf einen Einfluss des Sanskrits auf die Sprachen des Malayischen Stammes aufmerksam gemacht zu haben, der sich von dem der in sie verpflanzten Geistesbildung und Literatur wesentlich unterscheidet, und einer viel früheren Epoche und andren Völkerverhältnissen anzugehören scheint. Ich werde alsdann auch die Sprachen der negerartigen Racen berühren, muss aber hier im voraus bemerken, dass, wenn sich in einigen derselben, z. B. in der Papua-Sprache in Neu-Guinea, Aehnlichkeiten mit Sanskrit-Wörtern finden sollten, dies noch keinesweges nur einmal unmittelbare Verbindungen zwischen Indien und jenen Eilanden beweist, da solche gemeinschaftliche Wörter auch mittelbar durch Malayische Schifffahrt dahin gebracht seyn können, so wie dies mit Arabischen sichtlich der Fall gewesen ist. (S. 1. Buch. S. 246. 251.)

Zwischen so contrastirende Verwandtschaften und Einflüsse gleichsam eingedrängt, finden wir nun die Malayischen Völkerschaften, wenn wir die hier versuchte Schilderung des Culturzustandes des grossen Archipels übersehen. Auf denselben Inseln und Inselgruppen, welche zum Theil noch jetzt in ihrem Schoosse eine Bevölkerung tragen, die auf der niedrigsten Stufe der Menschheit steht, oder wo eine solche doch im früheren Alterthume bestanden hat, ist zugleich eine uralte und zu der glücklichsten

Blüthe gediehene Bildung von Indien herüber einheimisch geworden. Die Malayischen Stämme haben sich dieselbe zum Theil in ihrer ganzen Fülle angeeignet. Dabei sind sie sichtbar Stammverwandte der, gegen diese Bildung, als Wilde zu betrachtenden Bewohner der Südsee-Inseln, und es ist noch zweifelhaft, ob wenigstens ihre Sprache der negerartigen Race ganz fremd ist. Sie haben sich in einer ihnen eigenthümlichen Gestalt und in einer, in ihrer Vollendung, nur ihnen angehörenden Sprachform, die sich in bestimmten Umrissen darstellen lässt, von jenen rohen Stämmen abgesondert erhalten. Diejenige Bevölkerung des grossen Archipels, die sich, nach den bis jetzt bekannten Angaben, auf dem Asiatischen Continente nicht nachweisen lässt, befindet sich, wenn wir den fremden Einfluss abrechnen, mehr oder weniger, entweder in einem ganz rohen und wilden Zustande, oder auf der Civilisationsstufe beginnender Gesellschaft. Dies ist vorzüglich dann genau wahr, wenn wir bloss die negerartige Race und die Südsee-Bewohner im Auge behalten, und die im engeren Verstande Malayisch zu nennenden Stämme davon absondern, obgleich kein ganz hinreichender Grund vorhanden ist, diesen, vor allem Indischen Einfluss, einen sehr viel höheren Culturgrad zuzuschreiben. Wir treffen ja noch heute bei den Batta's auf Sumatra, in deren Mythen und Religion sogar Indischer Einfluss unverkennbar ist, die barbarische Sitte an, bei gewissen Gelegenheiten Menschenfleisch zu essen. Der grosse Archipel dehnt sich aber unter der ganzen Länge Asiens hin, und überflügelt sie, westlich und östlich von Afrika und Amerika eingeschlossen, zu beiden Seiten. Seine Mitte befindet sich in einer, für die Schiffahrt immer nur mässigen Entfernung selbst von den äussersten Endpunkten Asiatischen Festlands. Es haben daher auch die drei grossen Brennpunkte der frühesten Geistesbildung des Menschengeschlechts: China, Indien und die Sitze des Semitischen Sprachstamms in verschiedenen Zeiten auf ihn eingewirkt. In verhältnissmässig späterer hat er von allen Einfluss erfahren. Auf seine frühere Gestaltung aber hat nur Indien wahrhaft tief eingewirkt, Arabien, wenn man, was doch, der Zeitbestimmung nach, auch zweifelhaft bleibt, Madagascar ausnimmt, gar nicht, und ebenso wenig bedeutend, seiner frühen Ansiedlungen ungeachtet, China. Selbst eine Verwandtschaft Chinesischer Sprache mit den Mundarten der Südsee, auf welche ein gewisser Gebrauch partikelartiger Wörter führen könnte, ist bis jetzt nicht gezeigt worden.

Eine solche Lage und ein solches Verhältniss der Völker und Sprachen gegen einander bietet ethnographischen und linguistischen Untersuchungen die wichtigsten, aber auch schwierigsten Probleme dar. In die Erörterung dieser einzugehen, ist hier meine Absicht nicht. Es kann dies nur, insofern sich etwas irgend Genügendes darüber ausmachen lässt, der Gegenstand von Schlussbemerkungen nach gehöriger Darlegung der Thatsachen seyn. Um aber diese von dem Punkte zu beginnen, wo die geschichtlichen Data am klarsten und gewissesten vorliegen, werde ich die Untersuchung in den beiden ersten Büchern dieser Schrift bei der Epoche aufnehmen, wo der Indische Einfluss am tiefsten und eingreifendsten in die Malayische Bildung eingewirkt hat. Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung Indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten Indischen Ansiedelungen besass. Ich werde dabei immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung hinsehn, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachten, und seine Entwicklung bis zu dem Punkte verfolgen, wo ich seinen Charakter in der Tagalischen Sprache in seiner grössten und reinsten Entfaltung zu finden glaube. Im dritten Buche werde ich mich, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, über den ganzen Archipel verbreiten, auf die so eben angedeuteten Probleme zurückkommen, und so versuchen, ob dieser Weg, verbunden mit dem bis dahin Erörterten, zu einer richtigeren Beurtheilung des Völker- und Sprachverhältnisses der ganzen Inselmenge zu führen vermag?

Gegenstand dieser Einleitung.

2. Die gegenwärtige Einleitung glaube ich allgemeineren Betrachtungen widmen zu müssen, deren Entwicklung den Uebergang zu den Thatsachen und historischen Untersuchungen angemessener vorbereiten wird. Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung.

Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu fassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muss. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseyns ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder grosse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliesst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältniss derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schliesst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seyns, dies Seyn selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniss und zur Aeusserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmässiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen

und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammenhängenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges.

3. Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, dass darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stösst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen lässt. Sie tritt mit dem vor ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem grossen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, lässt sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der

Entschluss, die Sprache und die That. Aber wie das Innerlich
die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch d
ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äusseres Wirken. E
bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuer
flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbe
der verflossenen Jahrhunderte für die folgenden verloren. Di
ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe ve
folgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neu
und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, un
ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelte
Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werde
kann, dass er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droh
ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die G
schichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmil
natürlich die Masse des von den auf einander folgenden G
schlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dan
einer andren, die Untersuchung gewissermassen auf ein neue
Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äussere
Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisse
vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja e
wird ungewiss, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk
oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist
sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalte
Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, i
Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierte
Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwinde
aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine s
abgerundete Sprache, wie die Homerische, muss schon lange i
den Wogen des Gesanges hin und her gegangen seyn, schon Zei
alter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noc
deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprache
selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Mensch
heit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres locale
Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wir
auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wi
nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwicklung blos
begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache ent
springt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall ver
bietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung de

Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniss der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten.*) Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Mass der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne musste darin von dem Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu seyn, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuellen schaffenden Kraft ist.

4. In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiednen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und geniessen ihr Daseyn in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, dass alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, dass jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseyns, gelingender

*) Man vergleiche weiter unten §. 9. 10. 35.

oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirk
er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, gieb
sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehe
ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzu
kommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit den
Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt un
wächst mit seinem sich fortentwickelnden Daseyn. Diese Ve
menschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen
ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, z
welchem sie schon gediehen ist, dass ihre weitere Vervollkomm
nung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht z
verkennende Planmässigkeit; sie wird auch in andren, wo sie un
nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden seyn. Sie darf abe
nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die E
gründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wi
hier eigentlich reden, lässt sich am wenigsten ihr unterwerfen. Di
Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschieden
artigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit un
an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso weni
zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste i
dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung
Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nach
spähen, so muss man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern si
nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt si
eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das au
spricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist un
zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warur
es nicht mehr oder andre Formen giebt? es sind nun einma
nicht andre vorhanden, — würde die einzige naturgemässe An
wort seyn. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistige
und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grund
liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnde
Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zu
sammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzich
leisten will, muss man doch auf irgend eine selbstständige un
ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend e
scheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man ar
natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickeln
des Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darur

nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äusseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursach ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen grösserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit lässt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch, als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, dass dieser Zweck in minderem oder höherem Grade erreicht werden kann, ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nemlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureissen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwicklung, eine Nation in der Epoche einer

bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Misverständniss geherrscht hat und noch fortwährend herrscht. Dass nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniss der Menschheit, nicht bloss ein äusserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an; so lässt sich wohl annehmen, dass die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sey es einzeln, sey es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiednes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so muss dieser Zusammenhang äusserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwicklung der wirkenden Kraft seyn kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Daseyn in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung.*)

---

*) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers

Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muss dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken lässt. Es könnte nemlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müsste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in andren der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganze, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemessnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache bloss an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. Auch hierin gehe ich, aus den eben angegebenen Gründen, nicht näher ein, sondern wünsche nur, dass man an den eben aufgestellten Gesichtspunkten diejenigen erkennen möge, welche mich auch bei der gleich jetzt vorzunehmenden Bestimmung des Standpunktes des Kawi im Malayischen Sprachstamme geleitet haben. In dieser Betrachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu seyn, und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äusseres, gegen den Menschen selbst

in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820 bis 1821. S. 322.[1])

[1]) *Vgl. Band 4, 56.*

Gewalt ausübendes Daseyn. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken lässt, wenn auch nicht, was noch wahrscheinliche ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, an gewiesen war.[1])

[2])Einwirkung ausserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung.

6. Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Welt begebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft[3]) schaffend

---

[1]) Hier ist folgender mit dem Titel „Aufstellung drei vorläufiger Fragen und der Paragraphenzahl 5 versehener Absatz gestrichen: „Ich habe hier, um de Kreis von Ideen, nach welchen ich die Sprachen und die Völkervertheilung de Menschengeschlechts beurtheilen zu müssen glaube, im Allgemeinen zu bezeichnen die geistige Entwicklung der Menschheit in ihren Anfängen und in ihrer heutige Gestalt berühren müssen. Was ich aber eigentlich hier näher auszuführen wünsche fordert bei weitem keine solche Ausdehnung. Es führt vielmehr, und zwar allei vermittelst der Durchforschung des Baues der Sprachen selbst, als des einzige noch geschichtlich bis dahin gebahnten Weges, nur auf den ganz engen Krei wo die Sprachen als der wesentlichste Theil der geistigen Wirksamkeit der Völke erscheinen, in die Anfangs-, eigentlicher die Vorperiode aller Literatur. Den nur in der in jeder Sprache zu entdeckenden ursprünglichsten Form kann ih Zusammenhang mit der Geisteskraft der Nation wahrhaft sichtbar werden. Eh ich aber, um das so vorgesteckte Ziel so weit zu erreichen, als es meine Kräfte un meine in der Richtung dieser Ideen über Sprachen, die von einem sehr contrastirende Culturzustande zeugen, verbreiteten Studien gestatten, in die nähere Erörterun des Sprachbaues selbst eingehe, bieten sich der Untersuchung folgende drei vor läufige Fragen dar:

1. *in welchem Begriff und Umfange wird hier der Ausdruck mensch liche Geisteskraft genommen?*
2. *inwiefern kann diese geistige Kraft zugleich in Individuen und Völker massen, und wie abgesondert in jedem von beiden wirksam seyn?*
3. *inwiefern ist sie als oberstes Erklärungsprincip der Sprachen un als Bestimmungsgrund der besonderen Form derselben anzusehen?*

Der vierte Satz hieß ursprünglich: „Denn in diesem Kreise liegen alle Tha sachen und Ideen, durch welche sich die Sprache überhaupt als ein Ausfluss de menschlichen Geisteskraft, ihre verschiedenartige Form als in Verbindung mit de Individualität dieser, mithin die Geisteskraft selbst als Grundlage der Sprach verschiedenheit, und die Vereinigung beider als Grundlage aller weiteren geistige Entwicklungen der Menschheit darstellen lässt."

[2]) Vor „Einwirkung" gestrichen: „Beleuchtung der ersten Frage."

[3]) „Die — wahrhaft" verbessert aus: „Die Kraft, von welcher ich hier red ist das waltende und".

Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimnissvollen Entwicklungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, dass ihre Werke nicht bloss Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloss zufällig Neues ergriffen oder bloss an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Aegyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und das classische Alterthum einen verschiednen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig gewordenen Europäischen Abendland entwickelte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder grosses Neues zu gestalten, wie wir es an der Griechischen Sprache und so vielen Ueberresten Griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barbarei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht, ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes

an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung den menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, lässt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, dass in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu be-herrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augen-blick der Gegenwart hinaus und bleibt nicht bei bloss sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen über-irdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Ueberlieferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgiesst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Daseyn umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von aussen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefasst und in der Unter-ordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vor-zügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muss man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliessendes Princip zu seyn vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschliessung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dass mehrere solche Eigenthümlich-keiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht

in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder grossartigem, dem Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gewidmeten Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, dass die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermassen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht bloss auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt, und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äusseren, muss wahrnehmen lassen, dass sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilung äusserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther giessen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schoosse herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den

jedesmaligen Umriss immer reiner aus dem Innern hervorbilder
Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die fei
oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervol
symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und
befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung si
nur ungleich schwerer zu berechnen, als die der bloss intellectuel
Fortschritte, da sie grossentheils auf den geheimnissvollen E
flüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der andı
zusammenhängt.

7. Es giebt also in dem Entwicklungsgange des Mensch
geschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine un
wöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fä
wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der herv
gebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kr
äusserung setzen muss. Alles geistige Vorrücken kann nur
innerer Kraftäusserung hervorgehen, und hat insofern immer eir
verborgenen und, weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Gru
Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst her
so mächtig schafft, dass sie durch den bisherigen Gang gar ni
dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Mögli
keit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze
zur Ueberzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in
Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, da
wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wa
nehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich v
langen, kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden da
da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich sch
fenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesisch
und der Sanskrit-Sprache liefern. Es liesse sich wohl hier
allmählicher Fortgang von dem einen zum andren denken. We
man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beid
insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte
Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordrin
so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Prin
ihres verschiednen Organismus. Man wird alsdann, die Mögli
keit allmählicher Entwicklung einer aus der andren aufgebend, jec
ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, u
nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwicklung, also n
ideal sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Dur
die Verabsäumung der hier aufgestellten sorgfältigen Trennu

des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiednen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Daseyn verdanken. [1])

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade, aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemessne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilung civilisirt seyn, erhielt seine Sprache nicht dadurch, sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben floss, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniss zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land in Amerika; gewiss wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Ueberzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch

---

[1]) *Nach „verdanken" gestrichen: „Der Sprache können sie zahlreiche neue Ausdrücke, bestimmtere und mehr abgeschliffene Redefügungen zuführen. Was aber tiefer in ihren Bau eingeht, wesentlicher zu ihrer Totalwirkung beiträgt, kann sie nur von der Geisteseigenthümlichkeit der Nation oder einzelner Schriftsteller empfangen."*

angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechen
Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselb
wirklich, und es wäre nicht unmöglich, dass sie darin höher g
bildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen,
welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwe
hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Me
canischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kau
zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und a
ihren innren Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation u
Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus d
Fremde zuführen oder aus ihrem Innren entwickeln, ist jene A
sicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfniss ein
Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muss imm
dem Worte, das bloss der Ausdruck seiner vollendeten Klarh
ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einsei
stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprach
allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man
einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthu
Es ist schon an sich sehr mislich, den Kreis der Begriffe ein
Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche b
urtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmässigk
zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wört
sammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Ausser-Eu
päischen Nationen besitzen, muss es schon von selbst in die Aug
fallen, dass eine grosse Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, a
die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns u
gewöhnliche und daher unbekannte Metaphern oder auch dur
Umschreibungen ausgedrückt seyn können. Es liegt aber, u
dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den B
griffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes ein
dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigk
entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was d
Menschheit umfasst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen lässt; u
man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf dies
Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schoosse a
trifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprach
uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen u
Amerikanischen, lange von Missionarien bearbeitet worden sin
Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hi

zukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, dass sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von aussen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muss. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluss auf die Geistesentwicklung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer indiv[illegible] Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretend[illegible] Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Ge[illegible] erweiterter und veredelter Id[illegible]winnt [illegible] und die Präcision der Sprache, [illegible] auf höhere Stufe gesti[illegible] vor dem Urtheile un[illegible] Ohrs. Allein dies[illegible]

auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgez
von aussen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an u
modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der innren Geisteswürdigung aus ka
man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen,
welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Be
sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu
grössten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich
innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B.
einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig
mächtig oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dü
man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wol
und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall
wesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer
wissen Cultur am meisten verdankt?

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ih
äusseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Be
habenden innren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredl
des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hi
Wenn wir aber in unsrer Sprache **Bildung** sagen, so mei
wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nem
die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniss und dem Gefühle
gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf
Empfindung und den Charakter ergiesst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes her
gehen und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärb
Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in
Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchd
auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zusta
wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zu
Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisatic
die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an
Unternehmung zu knüpfen und hierauf, auch fern von an
Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin walt
Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem
erst unsre Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat, und alle gr
Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusamme
zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen
Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies aller
in der Entbehrung so vieler äusserer Mittel der Länderverknü

und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innre Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besassen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloss darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen, als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Gross-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwicklung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigne Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stossen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äusseren Einrichtungen, ihrem grösseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenuss, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst alles dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten [1]) noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besassen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einfluss die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

---

[1]) *„den Alten" verbessert aus „ihnen selbst".*

Zusammenwirken der Individuen und Nationen.

8\. Wir haben in dem Ueberblick der geistigen Entwicklung d Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch d verschiednen Generationen hindurch betrachtet und darin vier s hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das ruhige Leb der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseyns a dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete oder aus Leide schaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsa abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f., c Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursach und Wirkungen an einander ketten, endlich die geistigen Ersch nungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, die sich ihnen offenbart. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, w jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wi welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrocher aber, dem Anschein nach und bis auf einen gewissen Punkt au in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselb Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedinge in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und na folgenden Zeit steht. In andrer Rücksicht aber und ihrem tie durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen geg die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so dass Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den innren Mensch betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber gleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Diverge ist unmittelbar daran sichtbar, dass die Schicksale des Geschlech unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetre fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, do im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dageg nicht bloss und oft unerwartet mitten in seinem bedeutends Wirken von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, s dern auch darum, seinem inneren Bewusstseyn, seinen Ahndun und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufba zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange je Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen W gestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit

greift. Dass dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verlässt. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht bloss sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andre und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiednen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer mehr oder minder ausschliesslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum lässt sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besondren Einfluss. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äusserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfasst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebaut. Denn die Sprache muss erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgiessen soll. Wie sich dies hier abbrechende Daseyn der Einzelnen mit der fortgehenden Entwicklung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimniss. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, indem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrigbleibt. Sie ist

dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedne Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreissende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängnissschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder gross, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genuss und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsre moderne Bildung z. B. beruht grossentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen seyn, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Wirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer grössten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet lässt und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem andren Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen

die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie übergieng und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschliesslich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwicklungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie und hinterliessen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergoss. Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch so grossen Einfluss früherer Völker auf sie annimmt, fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herübergeleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten sie etwas Aehnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine grosse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu etwas Aehnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Literatur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als dass wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, habe ich in meiner Schrift über die Kawi-Sprache (1. Buch. S. 1. 2.) Gelegenheit gehabt näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige erschienen seyn. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluss und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht

unbeachtet zu lassender Unterschied) von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden und wir nur mit gänzlicher Ueberschreitung unsres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältniss der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einflussreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

9. Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äussere untergeordnete und innre höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem gleichsam nur vegetativen Daseyn des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniss durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äusseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden.[1]) Der articulirte Laut reisst sich[2]) aus der Brust los, um in einem andren Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung dass es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse und daher fähig, der

---

[1]) *Nach „werden" gestrichen: „Ihr wesentlichster innerer Zweck ist die Objectivirung der dunklen und verwirrt angeregten Vorstellungen in dem, einen bestimmten Begriff darstellenden Worte. Diese Objectivität ist aber erst vollendet wenn die Gewissheit, dass der Begriff und das Wort ebenso von einem andern gleich selbstthätigen Wesen aufgenommen worden sind, aus der Erwiedrung hervorgeht."*

[2]) *Nach „sich" gestrichen: „daher nur".*

in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren als eines individuellen Bewusstseyns. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dass die geschiedne Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseyns geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als dass er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, grossentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne dass ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einfluss innerer, auch nur instinctartiger Uebereinstimmung oder Abstossung davon trennen will, so kann und muss doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äussren Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, dass die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden, und diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der innren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmählich auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer

eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fort
schritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach all
gemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hin
streben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nu
in verschiednem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltig
keit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohn
fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht ins Unend
liche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelinge
des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert di
ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu er
klärenden, aber notwendig in ihrer schärfsten Individualität wir
kenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungs
gang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nich
allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebunger
sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in demjenige
an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich
am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung un
Kunst ausspricht und sich von da aus über die ganze Vorstellungs
weise und Sinnesart des Volkes ergiesst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelne
mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelba
und gewissermassen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des erstere
zugleich auch der letzteren an. Das Daseyn der Sprachen beweis
aber, dass es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz un
gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen
sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervor
brechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben imme
eine nationelle Form haben, die Nationen, als solche, eigentlic
und unmittelbar schöpferisch.

Doch muss man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ih
gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzer
trennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sin
und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkührlic
von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigen
thümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Di
Wahrheit ist, dass beide zugleich und in gegenseitiger Uebereir
stimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen
Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nich
es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilun
dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind si

dies nur für unsre Unkenntniss ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsre dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloss aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, dass man diesen Punkt lieber ganz unberührt liesse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröbsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommen-Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, dass man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, muss man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, dass jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte

ruht, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denk
Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit All
in ihr, dem Ganzen wie dem Einzelnen verwandt, nichts dav
ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloss pass
Eindrücke empfangend,[1]) sondern folgt aus der unendlich
Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer
stimmten und modificirt durch innre Selbstthätigkeit jede auf
geübte äussre Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geist
eigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äusserlich Gesch
denes angesehen werden und lässt sich daher, wenn es auch
den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sond
nur im Gemüthe wecken, man kann ihr nur den Faden hingeb
an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen n
also in dem von allem Misverständniss befreiten Sinne des Wort
Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selb
schöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem E
zelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dass jeder das V
ständniss aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genüg
Mag man nun die Sprache als eine Weltanschauung oder als ei
Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich v
einigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der G
sammtkraft des Menschen; es lässt sich nichts von ihr ausschliess
da sie alles umfasst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als
verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen
gemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell v
schieden. Die Verschiedenheit muss aber an dem Resultate, d
Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich dur
das Uebergewicht der äussren Einwirkung oder der innr
Selbstthätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, dass, we
man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erkläru
des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leicht
Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch ei
wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie In

---

*) Man vergleiche oben S. 16. 17. unten §. 35.

[1]) *„mit allem — empfangend" verbessert aus „kein Werk des vollendet stehenden menschlichen Vermögens, sie ist eine Nothwendigkeit unsrer Intel tualität, zugleich unwillkührlich, da sie nicht zurückgedrängt werden kann, a ein evidenter Act der Freiheit".*

viduen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflösst, dass er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, dass eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlosesten einzugehen; so muss diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte muss daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwicklungsgange und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen muss, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, dass das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, obgleich gerade das hier Gesagte unumstösslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache.

10. Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft

empor und bilden zugleich das belebend anregende Princip de selben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesonde vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Han lung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der En wicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschliche Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, suc und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes un Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfun und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wied auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen un ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Name der Literatur belegt, so geht die Sprache immer den gleiche Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander ve bunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung ein Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einande dass, wenn die eine gegeben wäre, die andre müsste vollständi aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität un die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zu sagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äusserliche E scheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist un ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genu denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebe derselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusamme kommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über d Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müsse wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren B stimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft d Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor un steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sic auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verlie sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideal Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklic sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahr Verhältniss nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualit und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in d Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etw Höheres erscheint, als dass sie für ein menschliches Werk, gleic andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte; so würde sich di anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht blo

in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dass der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thün, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Aeusserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwicklung betrachtet, so muss man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen, so dass, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

Form der Sprachen.

[1])Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück 11.

---

[1]) *Vor „Es“ ist folgender Absatz gestrichen: „Wenn wir hier die Erkennt-*

zu verfolgen. Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein to Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, n von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Ge stände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dag sorgfältiger auf ihren mit der innren Geistesthätigkeit eng webten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluss zurückge Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelung Bemühungen der letzten Jahrzehnde[1]) verdankt, erleichtern Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs.[2]) Man k nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, welchen in den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbund Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spr erzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade wohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Spr baues, als ihr Einfluss auf den Entwicklungsgang des Geistes, der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges s sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar, Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge,

---

niss der nationellen Geisteskraft ausserhalb der Sprache aufsuchen wollten, wü wir nicht allein etwas unmögliches unternehmen, sondern auch vergebens Kraft als das oberste Erklärungsprincip der Sprachen ansehen, so unumstös gewiss auch diese Ansicht übrigens ist. In der frühen Epoche, in welche un gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überh nicht anders, als durch ihre Sprachen. Wie viele andre Angaben aber wir über ihren intellectuellen Charakter besitzen möchten, so könnten uns doch die in Betrachtung kommenden Seiten desselben nur in ihren Wirkungen, dem der Sprache, offenbar werden. Es liegt auch kein irre führender Cirkel d diesen als das Werk der Geisteskraft des Volkes anzusehen und zugleich letztere erst aus ihm erkennen zu wollen. Denn da jene eigenthümliche K sich nur an der Leitung und Mithülfe der Sprache entwickelt, so kann diese andres Gepräge, als das ihrige an sich tragen.“

[1]) *„der letzten Jahrzehnde“ verbessert aus „einiger trefflichen und dasselbe glücklich organisirten Köpfe, unter welchen Grimm und Bopp die Stelle gebührt“.*

[2]) *Nach „Umfangs“ gestrichen: „Man hat nicht nur die Analogieen wichtigsten Sprachstämme in ihrem vollständigen Zusammenhange darge sondern auch die Gründe der Erscheinungen bis in die Eigenthümlichkeiten Verwandtschaften der einzelnen Laute erforscht. Es ist nun möglich, dies in einfachen Formen der Sprachen zusammenzufassen, und“.*

uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet; so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, dass dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniss zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelnheiten festzuhalten vermag.[1]) Um daher verschiedne Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muss man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der Form in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedner Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer einzelnen Sprache, im Gegensatz auf der einen Seite des Sprachstammes, auf der andren des Dialektes, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nemliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

12. Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass

---

[1]) *Nach „vermag" gestrichen: „und in der That lassen sich die Sprachen, da sie aus dem Organismus der Seelenkräfte hervorgehen, nach den Gesetzen organischer Wesen behandeln."*

man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht.
selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energe
Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn.
ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes,
articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu mach
Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition
jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Si
kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens
die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wört
und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pfleg
ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne
handen und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Ar
bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu
kennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geb
Gerade das Höchste und Feinste lässt sich an jenen getrenn
Elementen nicht erkennen und kann nur (was um so mehr
weist, dass die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklic
Hervorbringens liegt) in der verbundenen Rede wahrgenomn
oder geahndet werden. Nur sie muss man sich überhaupt
allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit
Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denk
Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Ma
werk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen,
schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdru
weil sich das Daseyn des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit
als solche denken lässt.[1]) Die zu ihrem Studium unentbehrli

[1]) *Nach „lässt" gestrichen: „Die Misdeutung muss man aber allerd
vermeiden, sich darunter eine mit Bewusstseyn und auch im Einzelnen des
fahrens allmählich vorgehende Arbeit vorzustellen. Dies passt gerade durc
nicht auf die Sprache, und will man diese Seite ihrer unerklärlichen Selbststän
keit an ihr herausheben, so muss man sie nicht eine Arbeit oder Thätigkeit, son
eine, wenn man die augenblickliche Bildung beachtet, gleichsam unwillkühr
Emanation des Geistes nennen. Sie ist nicht sowohl ein Werk der Nationen,
eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe; sie besitzen sie, ohn
wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Die Sprache kann und muss sogar
die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker angesehen werden, ihre Spr
ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch ge
denken. Die Sprache auf diese Weise und ausführlicher zu charakterisiren,
wir schon oben (S. 40.) veranlasst worden, wo wir den Antheil zu bestimmen
suchten, den die Individuen und die Nationen an ihrem Entstehen nehmen."*

Zergliederung ihres Baues nöthigt uns sogar sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Misdeutung ist schon oben*) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 39.) darauf aufmerksam gemacht, dass wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und dass weder eine Nation noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedne geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständniss. Es darf also Niemand auf andre Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht bloss der nemliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefasst und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig seyn, sie auch an sich bloss als ein solches daseynloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloss übrig, die Gleich-

*) S. 16. 17. 40. 41—43. und weiter unten §. 35.

artigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff z
sammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprac
untersuchungen liegt sehr häufig darin, dass etwas aus dem G
sammteindruck der Sprache Fliessendes zwar durch das klars
und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch ab
die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einze
darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dies
nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische For
der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Element
jedes wird durch sie, wie unmerklich es im Einzelnen sey, a
irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punk
aufzufinden, von denen sich behaupten liesse, dass sie an ihne
einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irge
eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das ma
sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl ande
denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicke
zu dem Gesammteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt soglei
das Gegentheil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar i
die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprach
können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlich
Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht u
abläugbar da, Aehnlichkeiten werden erkannt, aber kein Mess
und kein Beschreiben der Theile, im Einzelnen und in ihrem Z
sammenhange, vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff z
sammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wied
individuellen Auffassung, daher auch gewiss jede Physiognom
jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt ma
sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nation
individuellen Lebens ist, so muss beides auch bei ihr eintreffe
Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und ze
gliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, un
gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, wor
sie Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser B
schaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der For
irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vo
ständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zu
Uebersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum i
aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder d
Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprac

nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muss. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muss sehr vieles wirklich Erklärbares unerklärt lassen und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, dass unter Form der Sprache hier durchaus nicht bloss die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hin aus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar und muss in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar seyn soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, muss man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben lässt sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas andres als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In andren Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung [1]) zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, dass die reelle Beschaffen-

[1]) *Nach „Formung" gestrichen: „(absichtliche Geistesrichtung)".*

heit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprach
zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden muss. Gleic
mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form ein
Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies a
ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Ueberhaupt wird durc
den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles au
geschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründend
so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befasst un
eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelnheiten nur, wenn ma
die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschun
aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefah
laufen. Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinlich
gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sic
kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprache
beruht, und nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, a
in ihnen bloss das Grosse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen z
wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität un
Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendi
um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetze
Es versteht sich indess von selbst, dass in den Begriff der For
der Sprachen keine Einzelnheit als isolirte Thatsache, sonder
immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methoc
der Sprachbildung an ihr entdecken lässt. Man muss durch d
Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welche
die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum G
dankenausdruck einschlägt. Man muss zu übersehen im Stanc
seyn, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmte
ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf d
geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natu
selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr a
Stoff zu betrachtenden Sprachelemente in geistiger Einheit. Den
in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusamme
fassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahre
überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muss sic
also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von de
zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhä
man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohn
ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jen
Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit und noch wenige
in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen muss auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich seyn kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen andren eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Dies findet sogleich eine Anwendung auf das Kawi, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu seyn. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloss von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zulässt, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogieen verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammverwandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie gross und von welcher Beschaffenheit eine solche Aehnlichkeit seyn muss, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, dass die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muss. Es kann in ihnen nichts enthalten seyn, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andre Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den

obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volk zum andren in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen lässt, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideen richtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit de Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlic bei vielen zusammentreffenden historischen äusserlichen Einflüsse immer nur eine nah verwandte bleiben.

Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt.

13. Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruh und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der si im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durc dringenden Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu en wickeln und wenigstens einige der Hauptrichtungen der Sprac näher zu verfolgen. Ich wähle dazu die am meisten folgenreiche aus, welche am deutlichsten zeigen, wie die innere Kraft auf d Sprache ein- und diese auf sie zurückwirkt.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprac im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlic von einander absondernd, an das Licht: die Lautform und d von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung d Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf d Forderungen, welche das Denken an die Sprache bindet, worau die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil i daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlic keit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwicklunge in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautfor das eigentlich constitutive und leitende Princip der[1]) Verschiede heit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden od hemmenden Kraft, welche sie der[2]) inneren Sprachtendenz gege überstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf d innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organi mus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusamme aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kau

[1]) *Nach „der" gestrichen: „Individualität und mithin der".*
[2]) *Nach „der" gestrichen: „allgemeinen".*

irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliedrung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muss. Das Unerlasslichste hierbei ist, dass dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.[1])

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner weitesten 14. Ausdehnung, nicht bloss in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugniss, sondern auch in ihrem Verhältniss zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indess auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stosse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliesst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen

---

[1]) *Nach „verweilen" gestrichen: „Ehe ich aber diesen Weg weiter verfolge, muss ich einige Worte über die Sprache überhaupt hinzufügen, über ihren einfachsten Act und den Umfang ihrer Gesammtheit."*

nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Be
wegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirk
lichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Inner
eines lebenden Geschöpfs, im articulirten Laut eines denkenden
im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denke
in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus den
Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unend
lichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nac
aussen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermitteln
den Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbare
aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geist
auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlaut
ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unent
behrlich. Sowohl die Dinge in der äusseren Natur, als die inner
lich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit eine
Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Ver
gleichung, Trennung und Verbindung und in seinen höhere
Zwecken nach Bildung immer mehr umschliessender Einheit. E
verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit auf
zufassen,[1]) und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stell
zu vertreten. Hierbei verdrängt dieser aber keinen der andre
Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äusseren oder innere
Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger un
fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes und zwa
gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweis
des Sprechenden auffasst, zusammenhängenden Beschaffenhei
einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt di
Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge sich doch vor de
Vorstellung genau absondernder und in der Verbindung nich
vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnliche
Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuell
Streben nicht bloss den Verstand beschäftigt, sondern den ganze
Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Lau
der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wi
das athmende Daseyn selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auc
ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, un

---

[1]) *Nach „aufzufassen" gestrichen: „Diese Auffassung gewährt keiner seine Sinne in dem Grade und der Vollkommenheit als das Ohr in der schneidende Schärfe des Lauts."*

haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich passt die, den Thieren versagte aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergiessen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände begleitet zu werden und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloss empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object und kehrt, als solches auf neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.[1]) Denn die Objectivität wird ge-

[1]) *Nach „hat" gestrichen: „Dies liegt schon in dem allgemeinen Grunde,*

steigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiede
tönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mens
sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird ve
stärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr au
schliessend Einem Subject angehört. Indem sie in andre übe
geht, schliesst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlech
Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen na
Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modificati
besitzt. Je grösser und bewegter das gesellige Zusammenwirk
auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie unter übrige
gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Ac
der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt si
auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die geselli
Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Ueberzeugung und A
regung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch v
ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, dur
das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenh
ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnissgrund d
Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seine
Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebe
an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar u
unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, mu
er sie sogar als etwas ausser ihm Liegendes ansehn; und ein
der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand v
ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung an Andre. All
Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einze
Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann
der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn, u
Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkung
der nemlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit de
Uebergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, w
im Sprechenden, muss derselbe aus der eignen, innren Kr
entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur
harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Mensch
auch so natürlich, das eben Verstandene gleich wieder aus

*dass kein menschliches Vermögen sich in ungeselliger Vereinzelung entwick
worauf wir in der Folge zurückkommen werden. Es lässt sich aber auch
dem eben Gesagten erklären.“*

sprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Andres bedeutet, als dass jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstossend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müsste etwas Andres, als bloss gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden seyn, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fasst weit mehr in sich, als das blosse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiss zu seyn, und es wäre möglich, dass die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloss das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, dass es auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem blossen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dass sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muss

als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Geset der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewiss massen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleibe Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörter Niederlegen im Gedächtniss und Wiedernachlallen mit den Lippe sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebun Das Gehörte thut mehr, als bloss sich mitzutheilen; es schic die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehe macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Ve standenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, kl und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehört immer mehr und schneller in das Gedächtniss hinüberzuziehe immer weniger davon als blossen Klang vorüberrauschen zu lasse Die Fortschritte beschleunigen sich daher auch nicht, wie etv beim Vocabellernen, in gleichmässigem, nur durch die verstärk Uebung des Gedächtnisses wachsendem Verhältniss, sondern beständig sich selbst steigerndem Verhältniss, da die Erhöhun der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig ve stärken und erweitern. Dass bei den Kindern nicht ein mech nisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprac kraft vorgeht, beweist auch, dass, da den hauptsächlichsten mensc lichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihr Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiede artigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb ein kurzen Zeitraums schwankenden Alter sprechen und verstehe Wie aber könnte sich der Hörende bloss durch das Wachsen sein eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des G sprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden un Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Ang messenheit getrennte Wesen wäre, so dass ein so feines, ab gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben g schöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide au übereinstimmende Weise vermittelnd anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, das Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetz ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläug bare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, dass di Sprache bloss ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rück sicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vor

geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indess auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, dass der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuum vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äusseren Anregung bedarf, muss sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondre Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel grössere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, dass sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüsst und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloss die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand seyn, da ja selbst jeder äussere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich,

sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äusserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Mass der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handlen in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht seyn und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniss gegenseitiger Hülfsleistung beimisst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache

fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprache der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müssten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniss überschiessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquillen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloss eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt; unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unsrer Geistesform zusagende Gesetzmässigkeit; abgesondert von dem körperlichen Daseyn der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äussere Schönheit, in welcher die Gesetzmässigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende; mit der Gesetzmässigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt, und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniss des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine wenngleich unerklärliche Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann; durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein andres Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den blossen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele ein.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse

seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir die
Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser V
schiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfar
enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der St
des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen dessell
niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit
Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in
Sprache der Fall seyn. Die Sprache besteht daher, neben
schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Method
die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form v
zeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Eleme
bilden zwar eine gewissermassen todte Masse, diese Masse tr
aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in si
Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche
scheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, d
Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten u
von ihm Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcl
der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindu
noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In je
Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und gro
Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; u
der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fc
arbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden E
faltung seines geistigen Lebensstoffes, dass ihm, neben dem
biete des schon Errungenen, der Blick in eine unendliche, allmähl
weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enth
aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthül
Tiefe. Denn auch rückwärts fliesst sie aus unbekanntem Rei
thum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch
kennen lässt, dann aber sich schliesst und nur das Gefühl sei
Unergründlichkeit zurücklässt. Die Sprache hat diese anfan
und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze V
gangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Daseyn des Mensch
geschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicl
und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch
das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die E
pfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist u
ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in d
selben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck uns
Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältniss zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dass der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muss nothwendig (S. 56. 57.) zweien angehören und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Daseyn, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muss dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, dass sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sey. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniss, und folglich ganz in das Subject übergehen; es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen: sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuum; aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, was eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem

Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter lie
soweit Sprachmittheilung ohne Unterbrechung unter ihnen
wesen seyn mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich da
Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt u
bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusamm
hängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist dal
dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine
sprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation
einem Volke alles dasjenige bildend einwirkt, was die Spra
desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, u
wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berühru
tritt und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und
tretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so w
klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen
Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsaml
der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem
gemeinen Verständniss unbeschadet, auf sehr verschiedene We
aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geist
über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wie
einigermassen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache,
welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dass er nichts
ein Ausfluss des ganzen Menschengeschlechts ist. Weil ind
doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bri
demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr herv
die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderu
liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sond
bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselb
und dies letztere ist, wo Schrift und Literatur mangeln, schwieri
wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Spra
wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung
Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dass die Individualität ei
Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur v
gleichungsweise eine solche ist, dass aber die wahre Individual
nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum
hält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei d
Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch
kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch
ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich
Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefüh

zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmässigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliessen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich doch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muss die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

Lautsystem der Sprachen. Natur des articulirten Lautes.

15. Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab, und das Thier würde das Nemliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschliesslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, dass ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es lässt sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähig-

keit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Nat
da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, i
hervorzubringen, ist und nur so viel Körper enthält, als die äuss
Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, lässt sich sogar gewiss
massen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch rei
herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch
Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen; sie lernen aber
Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Red
den und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon g
ausmacht, verstehen; sie sprechen selbst, indem man die Lage u
Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur du
das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen gescheh
indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ih
Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der
wegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errat
lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch
Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukomme
Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte
mühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräus
Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulir
Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen
schreiben und selbst reden lernen, wirklich die Sprache,
kennen nicht bloss angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bild
Sie lernen reden, nicht bloss dadurch, dass sie Vernunft, wie an
Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dass sie auch Spra
fähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ih
Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lass
das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlich
wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Untersch
zwischen ihnen und uns ist, dass ihre Sprachwerkzeuge ni
durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Na
ahmung geweckt werden, sondern die Aeusserung ihrer Thä
keit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müss
Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Sch
selbst wo die Vermittlung des Ohres fehlt, mit der Sprache
sammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über
Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens
sprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, wo

sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, dass beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganze zu werden. Das Denken fordert ausserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in ein bestimmtes Verhältniss zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, fliesst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischen Geschrei losmacht und als Erzeugniss rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüber stehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen gebildet. Ohne dass sich angeben liesse, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke gerade die articulirten Laute und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen seyn können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr, und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinns, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dass sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt seyn.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich

nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleit
aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Ort
wo es erzeugt wird, und nach der Oeffnung, durch die es ström
ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Ve
hältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durc
dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebilde
In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreibe
scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nu
Ein auf eine bestimmte Weise herausgestossener. Die Theilur
der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofe
man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine küns
liche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal de
gestalt gegenseitig, dass sie für das Ohr eine durchaus unzertren
liche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natü
liche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie
mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eig
Buchstaben, sondern bloss als Modificationen der Consonanten
behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht alle
ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf ein
ihn hörbar machenden Anstosses; und giebt diesen kein klar a
lautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hau
erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem A
fangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradwei
bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und c
Sprache kann die verschiednen Stufen dieser Verhärtung, als eig
Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine G
schiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe muss diese doppe
an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Volle
dung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahre
Der Vocal verbindet sich nicht bloss mit einem ihm vorangehende
sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der
reiner Consonant, aber auch ein blosser Hauch, wie das Sanskritisc
Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schliessende E
seyn kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, v
züglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur ei
Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal anschlie
für das Ohr schwieriger, als beim Anlaute zu erreichen, so d
die Schrift einiger Völker von dieser Seite her sehr mangelh
erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmend
aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction bestim

unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute lässt sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nemlich der absolute Reichthum desselben an Lauten und das relative Verhältniss dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmässigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nemlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen oder in Verschiedenheit einander gegen überstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmässig vertheilt ist oder Classen Mangel leiden, indem andre Ueberfluss haben? Die wahre Gesetzmässigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, dass jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sey, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keinesweges gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sey. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit an Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpresst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch, ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle

des Daseyns und nicht bloss der rohen Lust, sondern auch der zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Die Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierische Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter di mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter de Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältnissmässig wenigen i: die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch fü die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründe woher diese Verschiedenheit stammt. Dass die Vögel allein Gesan besitzen, liesse sich vielleicht daraus erklären, dass sie freier, a alle andre Thiere, in dem Elemente des Tons und in seine reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselbe gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmig Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthu an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche B schränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf d richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsin muss daher noch etwas andres enthalten, was wir uns nicht i Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl d ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuell Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Sprac erzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprac mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Th mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder wenig deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berüh im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, imm nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies ab instinctartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, m welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung steh muss, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Lautsystem der Sprachen. Lautveränderungen.

16. Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller La verknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche die dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre no nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümlic Lautumformung, die auf besondren Gesetzen und Gewohnheit

beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, dass sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise oder zu verschiednen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, dass, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in grösserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer seyn würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, sich oft gegenseitig unterstützenden, allein auch in andren Fällen einander entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein bloss organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andre wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer blossen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich seyn würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muss zur Beförderung leichter und fliessender Aussprache dem andren, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andre, bloss organische Uebergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, dass, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachlässt, das organische das Uebergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich

scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge manni
faltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Ze
gliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt haup
sächlich in zwei oder wenn man will, in drei Stadien der Sprac
bildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörter
und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeine
in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eige
thümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, mu
ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, i
welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fliesst; ihre allg
meinen Richtungen werden dadurch bedingt und ihre individuellste
Erscheinungen weiss eine beharrliche Zergliederung auf diese Grun
lage zurückzuführen.

Lautsystem der Sprachen. Vertheilung der Laut unter die Begriffe.

17. Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen B
griffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird ab
erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, woz
oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in de
Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffe
zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elemente
der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nic
eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprac
als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die
von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte We
vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände dari
denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Forn
erhalten werden muss. Die Rede läuft zwar in ungetrennt
Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichte
Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichne
den Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehun
der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände dur
Wörter beginnend und von da zur Zusammenfügung übergehen
denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vora
gegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehe
umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden ab
auch schon ohne eigentliche Reflexion und selbst in dem roheste

und ungebildetsten Sprechen empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniss des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniss selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form und überlässt die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muss ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so dass Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar seyn, dass ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln [1]) erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch in Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der andren Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der blossen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen.[2]) In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in grosser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken

[1]) *Nach „Wurzeln" gestrichen: „kann man nicht geradezu als einen Theil der Sprache ausmachend ansehen. Denn sie".*

[2]) *Nach „ansehen" gestrichen: „Die Sache selbst verhält sich wohl folgendergestalt."*

besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie u dem Gedächtniss der Redenden leicht als die eigentlich ursprün lich, aber, bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der B griffe, als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sich als solche dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden und m hin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie könn aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteige zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen seyn, so d sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen und Bruchstüc einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. A diese Weise lässt sich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, we wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewi Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in dies Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; u wenn die Indischen Grammatiker sagen, dass jede ihrer ang lichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl ni eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, au bei den Formen, nicht bloss die gebräuchlichen gesammelt, so dern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; u dies System der Verallgemeinerung ist auch in andren Theil der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung d Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die v ständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk.*

---

*) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln k Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wu verzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Daseyn verdanken.[2]) P treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetz derselben versprechen.

[1]) *Nach „Werk" gestrichen: „Darum sind aber die Wurzeln nicht weni ein wirklicher Theil der Sprache selbst, und der Unterschied besteht nur da ob eine Sprache sie bloss als wurzelhafte Laute oder wenigstens einzeln, auch in Wortform erscheinende Wurzeln besitzt. In grossen Sprachstämmen, wo Bildung der einzelnen Sprachen sehr verschiedenen Epochen angehören k scheint es begreiflich, dass, wenn auch die Zerliederung in allen bis zu Wurzellauten hinaufsteigen kann, diese doch nicht in allen späteren in der S selbst in nackter Gestalt hervorkommen, sondern in einigen in der That nur stractionen der Sprachforschung sind."*

[2]) *Nach „verdanken" gestrichen: „Wenn aber Bopp (Abh. der Akad.*

Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinander legen oder erweitern; die Sprache besitzt bloss Wurzeln. Von solchen Sprachen aus wäre es denkbar, dass andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende entstanden wären, so dass die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloss als eine Möglichkeit an; dass es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert. Wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nemlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so dass dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit be zeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien, und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem grössten Umfange ausdehnt.

18. Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, ausser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs und ausser der Neigung, dem Laute die grösste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äusseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die innren

---

Wissensch. zu Berlin, hist. philolog. Classe. 1824. S. 129. Anm. 2.) aus diesem Grunde die Wurzeln überhaupt für grammatische Abstractionen erklärt, so kann ich dieser Meinung nur unter den oben angegebenen Modificationen beitreten.“

Bewegungen des Gemüths bloss durch Eindrücke auf das O
darzustellen, ist eine im Einzelnen grossentheils unerklärba
Operation. Dass Zusammenhang zwischen dem Laute und dess
Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiss; die Beschaffenheit dies
Zusammenhanges aber lässt sich selten vollständig angeben,
nur ahnden und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn m
bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusamme
gesetzten hier nicht die Rede seyn kann, so sieht man einen dr
fachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinde
fühlt aber zugleich, dass damit, besonders in der Anwendung,
weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dr
fache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen e
tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nac
gebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeb
im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malend
so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Au
erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernomm
wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne tri
so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Wide
streite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu hef
in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel d
Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarke
Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend sta
hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprech
kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig herv
und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildu
der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Lau
und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nac
ahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begr
des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolisc
nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Lau
aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren f
das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen E
druck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck d
Festen, das Sanskritische *lî*, schmelzen, auseinandergehe
den des Zerfliessenden, nicht, nagen, Neid den des fein u
scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrüc
hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleich

Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grosse, vielleicht ausschliessliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge musste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch seyn, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältniss zu denselben Lauten treten mussten. Vieles von dieser Art lässt sich noch heute in den Sprachen erkennen und muss billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines bloss die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich grossen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, andrer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewiss, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*, und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiednen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst grosse Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschliessen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe.[1]) Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange vor-

---

[1]) *Nach „Begriffe" gestrichen: „wie Gischt und Geist".*

aus oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme grösserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruc barste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den gan Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen sammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnu in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, dass beide gleich Schritt halten müssen, die analogische nennen.

Lautsystem der Sprachen. Bezeichnung allgemein Beziehungen.

19. In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichn den unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einand die einzelnen Gegenstände oder Begriffe und solche allgeme Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezei nung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfu der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehö grösstentheils den Formen des Denkens selbst an und bilden, dem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lass geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl seinem Verhältniss zu einander, als zu der das Ganze zusamm fassenden Gedankenform durch intellectuelle Nothwendigkeit stimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mann faltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begri dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitend Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind v den drei im Vorigen (S. 75.) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzu weise die symbolische und analogische anwendbar und lassen si wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collect die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die sammengefasste Menge durch die Länge des Lautes symbolis dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung du höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige roh Sprachen deuten Aehnliches durch eine wahre Pause zwischen d Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde na kommt, so dass alsdann die Andeutung noch mehr körperli nachahmend wird.*) Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wied

*) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner

holung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdopplung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schneidend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermassen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muss hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so dass die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein andres höheres Princip, nemlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu geben, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschliesslich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so grösser, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewusstseyns tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Aehnliche und Unähnliche der Begriffe bis in die feinsten Grade durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu

---

handlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822. 1823. Historisch-philologische Classe. S. 413.[1]).

[1]) *Vgl. Band 4, 296.*

lassen, und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschä
ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In
Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, we
wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie
Gefühls für Wohllaut als den ersten ansehen, ein zweiter wichti
Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier A
darauf an, dass die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdrin
und dass dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrer
in dem Laute nichts als seine Bedeutung und, von dieser a
gegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erschei
Dies setzt natürlich eine grosse Schärfe der abgegränzten Be
hungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch e
gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperlc
diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Du
die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglich
sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft ni
bloss gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise
halten; und da diese, wie ich schon oben (S. 70.) bemerkt ha
jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre
zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einze
gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Insti
im Verhältniss der Stärke und Reinheit des Articulationssin
wirksam und fühlbar.

Lautsystem der Sprachen. Lautform der Sprach

20. Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache d
Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrac
werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaf
wenn es ein eigentliches und vollständiges seyn soll, könnte
von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zusta
gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hy
these voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautfc
auf die innren Zwecke der Sprache aber lässt sich in mittle
Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk kön
durch innre Erleuchtung und Begünstigung äusserer Umstär
der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andre Form
theilen, dass sie dadurch zu einer ganz andren und neuen wü
Dass dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form mög

sey, lässt sich mit Grunde bezweifeln.[1]) Dagegen ist es unläugbar, dass Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den andren auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi vorbehaltene interessante Untersuchung wird es seyn, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, dass es Andrem, noch nicht deutlich Gewordenem und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmählich, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muss man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, dass man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reisst gewissermassen gewaltsam die neue Formung an sich und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich andren Weg einzuschlagen. Die verschiednen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschliessen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedne gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzu-

---

[1]) *Statt dieses Satzes hieß es ursprünglich: „Ich werde in der Folge zu der Frage zurückkehren, ob eine solche Annahme an sich zulässig und durch Thatsachen unterstützt ist? ob es sich z. B. denken lässt, dass ein Volk aus einer Sprache, welche, nach Art der Chinesischen, mit bloss einsylbigen Wörtern, weder durch innere Veränderung noch äussere Zusammenfügung erweiterte Wortformen bildet, zu solchen aus sich selbst gelange?"*

gekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei
Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älterei
Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu be
zeichnen sucht. Es entschliesst sich eher, für die Bildung einige
Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst ein
dem Geiste des Sprachstammes nicht gemässe Gestalt durch Sylben
anfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, dass die Lautform hauptsächlich
dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründe
wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche
wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht
der Laut auch eine weit grössere Mannigfaltigkeit der Unterschied
erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig meh
Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Ein
fluss entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf di
innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man noth
wendig muss und wie es weiter unten noch ausführlicher ent
wickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ei
Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den innre
Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervor
bringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so mus
das schon wirklich gestaltete Körperliche und noch mehr da
Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendi
leicht das Uebergewicht über die erst durch neue Gestaltung kla
zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muss die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugun
ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, ein
Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Lau
und die Ueberwindung gelingt nicht immer in gleichem Grad
In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugebe
und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich ve
schiedne anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Co
junctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewissheit, auf gleich
Weise gestalten (s. unten §. 21.). Allerdings ist alsdann imm
auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wah
haft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich übe
windet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche und b
meistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprache
finden sich Fälle, wo es klar wird, dass das innre Streben,
welchem man doch, nach einer andren und richtigeren Ansich

die wahre Sprache aufsuchen muss, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 70. 71.) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen lässt, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In andren Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nemlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Grossen aber üben wesentlich verschiedne Lautformen einen entscheidenden Einfluss auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der, die Sylben starr auseinander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur seyn. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfasst das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Aussenwelt berührt, wie durch die Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muss,

die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann
Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet,
Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu
trachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht
Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reic
Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die
dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund,
diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautf
besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammati
Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Spr
sinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vern
lässigt. Da er dem wahren, naturgemässen Zweck der Spr
nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er
zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinr
und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte
die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der R
zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich ur
formen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale.
nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consona
sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulati
sinn zu grösserer Feinheit.*)

Lautsystem der Sprachen. Technik derselben.

Auf eine andre Weise lässt sich noch ein, den Charakter
Sprachen bestimmendes Uebergewicht der Lautform, ganz ei
lich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff
Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke
dient, ihre Technik nennen und diese Technik wieder in
phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren
stehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloss
Laut angeht oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, w

*) Den Einfluss der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewa
seiner Hebräischen Grammatik (S. 144. §. 93. S. 165. §. 95.) nicht nur ausdrü
bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste m
haft dargethan. Dass die Semitischen Sprachen dadurch, dass sie ihre Wortforme
zum Theil ihre Wortbeugungen fast ausschliesslich durch Veränderungen im Sch
der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausfü
entwickelt und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und s
sinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107—113.)

die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich bloss durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Ansicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, so wie die edelsten sinnlichen Kräfte durch die, sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reissen und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es lässt sich ebensowohl denken, dass Sprachen hierin über das Bedürfniss hinausgehen, als dass sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Uebergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmassen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems seyn möchten, so beweist ein solches Misverhältniss immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Mass nicht durchaus überschritten ist, lässt sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem blossen Umrisse gleich, in grösserer Nacktheit auftritt oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

Innere Sprachform.

21. Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformer
auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn, bleiben abe
unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzu
bringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprach
Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärm
durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller The
macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welcher
die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm b
ruht es, dass die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen verma
was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die grössten Köpfe de
spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre B
schaffenheit hängt von der Uebereinstimmung und dem Z
sammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden G
setze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauen
Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermöge
hat aber sein Daseyn allein in seiner Thätigkeit, es ist das a
einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalitä
aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetz
sind also nichts anders, als die Bahnen, in welchen sich die geisti
Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andre
Gleichniss als die Formen, in welchen diese die Laute ausprä
Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wär
nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so we
umfassend, das nicht in die Sprache übergienge und in ihr erken
bar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschlie
lich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organis
tion der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltu
und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müssten alle Sprachen in ihrem intelle
tuellen Verfahren einander gleich seyn. Bei der Lautform ist ei
unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich,
das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen U
sachen entspringt, dass sich die Möglichkeit seiner Abstufung
nicht überschlagen lässt. Was aber, wie der intellectuelle Th
der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, schei
auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in all
Menschen gleich seyn zu müssen; und eine grössere Gleichförm

keit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniss der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Andrentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach blossen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nemliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloss ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfniss der Rede gemäss, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch blosse Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden seyn. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, dass in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden.*) Dasselbe findet bei dem Infinitivus

*) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Band. S. 465.) zuerst bemerkt, dass der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besondren Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, dass dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur dass die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muss. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis

statt, der noch ausserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verba
natur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noc
so gerechten Vorliebe für das Sanskrit muss man gestehen, da
es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natu
der Rede begünstigt indess Ungenauigkeiten dieser Art, indem s
dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlic
zu machen versteht. Sie lässt eine Form die Stelle der andere
vertreten,*) oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr a
dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleibe
aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheite
und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprach
Ich habe schon oben (S. 82.) bemerkt, dass hiervon bisweilen d
Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewiss
Bildungen gewöhnt, den Geist verleitet, auch neue Gattungen de
Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehe
Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von de
Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt hab
dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erkläre
können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu en
decken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um de
Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach i
offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sei
innerer, vollständig in seine verschiednen Theile gesondert
Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit v
dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch u
so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natu

---

wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vi
mehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könne
Mögens, Sollens u. s. w. geschiedne Conjunctivus zu seyn. Das Eigenthümliche dies
Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse und nur insofern im sogenannten Pote
tialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motiv
wird. Denn es ist nicht zu läugnen, dass der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsa
durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfa
aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, d
reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und
schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

*) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe i
in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher g
handelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berl. 1822. 1823. Hist.-philol. Clas
S. 404—407.[1])

[1]) *Vgl. Band 4, 288.*

des Verbum, die reine Synthesis des Seyns mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschliesslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwicklung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äusserlich, in der Lautform oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel lässt sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so dass eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es muss innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äusseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nemlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heisst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint

lassen, und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut als den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, dass die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und dass dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts als seine Bedeutung und, von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine grosse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloss gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 70.) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniss der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Lautsystem der Sprachen. Lautform der Sprachen.

20. Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges seyn soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform auf die innren Zwecke der Sprache aber lässt sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte durch innre Erleuchtung und Begünstigung äusserer Umstände der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andre Form ertheilen, dass sie dadurch zu einer ganz andren und neuen würde. Dass dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich

sey, lässt sich mit Grunde bezweifeln.[1]) Dagegen ist es unläugbar, dass Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den andren auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi vorbehaltene interessante Untersuchung wird es seyn, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, dass es Andrem, noch nicht deutlich Gewordenem und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmählich, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muss man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, dass man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reisst gewissermassen gewaltsam die neue Formung an sich und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich andren Weg einzuschlagen. Die verschiednen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschliessen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedne gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzu-

---

[1]) *Statt dieses Satzes hieß es ursprünglich: „Ich werde in der Folge zu der Frage zurückkehren, ob eine solche Annahme an sich zulässig und durch Thatsachen unterstützt ist? ob es sich z. B. denken lässt, dass ein Volk aus einer Sprache, welche, nach Art der Chinesischen, mit bloss einsylbigen Wörtern, weder durch innere Veränderung noch äussere Zusammenfügung erweiterte Wortformen bildet, zu solchen aus sich selbst gelange?“*

dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äusseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Literatur und Verfassung bezeugen einstimmig, dass im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseyns, im Aeusseren der Stand, welcher sich dieser ausschliesslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit und Priesterthum die vorherrschenden, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Uebungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, dass sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich grossen Einfluss auf die Redefügung aus und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergiesst, dass seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in bestimmten Gesetzen aus und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muss doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen.[1] Dieser Trieb musste

[1] *Statt „Denn — hinzukommen" hieß es ursprünglich: „Denn wenn diese*

in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermassen vorahnend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung lässt sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besass. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Literatur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz andren Sinne den innersten Menschen selbst und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet

---

auch in der That aus den blossen Grundbegriffen z. B. des Verbum und Nomen in Klarheit und Vollständigkeit sich zu entwickeln vermag, so scheint es doch, als müsse, damit dies wirklich geschehe, auch der Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungener, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Denn eine sehr einfache und sich an kurzen Ruhepunkten begnügende bedarf einer geringeren Anzahl von Formen und nüancirter Verknüpfungsmittel. Man kann nun zwar sagen, dass ein so beschränkter Periodenbau einer Sprache durch den Mangel gewisser Formen und Verknüpfungsmittel abgenöthigt wird, und also die Ursach in das legen, was ich hier als die Wirkung geschildert habe. Indess würde der Trieb nach weitem Umfange des Periodenbaues immer solche Schwierigkeiten zu überwinden gewusst haben"

hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eignem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen der Dichtergeist so lebendig, dass der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwer zu entscheiden seyn. Dass aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, dass sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluss aus, der ihnen in der grossen geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform.

22. Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen, und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, dass diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliessen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so dass keins über das andere gleichsam überschiesst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen,

auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne Bedürfniss des Gedanken hinaus walten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blosse, klingelnde Sylbengetön finden und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Hauptheile der Sprache äussert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum s e y n wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochnen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich

mit dem Meissel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äusseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht seyn; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äussersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht und noch klarer und deutlicher äussert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt, und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Literatur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluss einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoss eine neue Geistesumformung derselben entsteht.[1]

[1] *Hier ist folgender mit der Paragraphenzahl 23 versehener Absatz gestrichen: „Ich habe im Vorigen das Verfahren, welches allen Sprachen zum Grunde liegen muss, in seinen allgemeinsten und einfachsten Richtungen zusammenzufassen versucht. Ich müsste nun jede einzelne darin berührte Seite weiter zergliedern und zur Bildung aller Bestandtheile der Sprache herabsteigen. Dies verlangt aber der Zweck dieser einleitenden Betrachtungen nicht. Dagegen fordert er allerdings, um nicht zu sehr im Allgemeinen zu bleiben, die nähere Beleuchtung einiger Haupttendenzen der Sprachen, welche, wie grosse physiologische Gesetze, durch sie durchgehen und ihren ganzen inneren Bau beherrschen. Ich hebe als solche viere heraus, die sich mir, bei sorgfältiger praktischer Prüfung mehrerer Sprachen, als vorzugsweise wichtig und die Verschiedenheit des Sprachorganismus charakterisirend, erwiesen haben. Es sind diese:*

1. die Bildung der Worteinheit,

2. das Streben nach Flection,

3. die Gränzen, innerhalb welcher die Sprachen, deren Organismus ganz auf Absonderung und Verschmelzung der . . . .

4. die Bezeichnung des Verbum, als Mittelpunkt des Satzes.“

Genauere Darlegung des Sprachverfahrens.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen in der Verschieden- 24. artigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluss der einen auf die andre näher zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muss ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das Allgemeine mehr auseinanderzulegen und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloss Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede seyn, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmässiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muss die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprach-

stammes zurückführen lässt. Diese nun wird man vorzüglich d
suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engste
in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft.[1]) Dies führ
uns wieder, aber in andrer Beziehung zur Bezeichnung der Be
griffe und zur Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide fliesse
aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und de
äusseren Verständnisses. Gewissermassen unabhängig hiervo
bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus
das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werde
in ihr von Tönen getragen und der Zusammenklang aller geistige
Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das
in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificir
Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht al
ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegenthei
eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein un
trüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung
Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf di
kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl sein
Klarheit darüber ausgiesst.[2])

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloss ein solche
wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es mus
derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbar

---

[1]) *Nach „zusammenknüpft" gestrichen: „Diesen Punkt glücklich zu finde
ist daher ein Haupterforderniss des Gelingens der gegenwärtigen Untersuchun
Dies Gelingen wird aber am meisten gesichert, wenn man ganz einfach die En
punkte näher beleuchtet, welche die Sprachen sowohl in der Erzeugung ihrer al
gemeinen Eigenthümlichkeit, als in ihrer sich im täglichen Gebrauche imm
wiederholenden Thätigkeit zu erstreben bemüht sind. Sie lassen sich auf dr
zurückführen, welche der Sprache dadurch ein die Gegenstände bezeichnende
den Gedanken zum Satze verknüpfendes und künstlerisch schaffendes Verfahr
anweisen. Die beiden ersten fliessen aus dem Zwecke der inneren Vollendun
des Gedanken und des äusseren Verständnisses. Was in der Seele vorgeht, s
Andren mittheilbar werden und in vollendeter Bestimmtheit zu ihr selbst zurüc
kehren. Das dritte Verfahren hingegen kann unabhängig von diesen ihr
äusseren Zwecken betrachtet werden und gehört ganz eigentlich ihr selbst a
Denn sie hat in der jedesmaligen Rede eine selbstständige Gestalt und tritt
dieser aus dem Redenden hervor. Sie macht ein Gewebe die Begriffe tragend
Töne aus und ist also, gleich jedem andren Kunstwerk, in höherem oder g
ringerem Grade auch der künstlerischen Wirkung fähig."*

[2]) *Nach „ausgiesst" gestrichen: „und etwanige Hindernisse der organisch
und zufälligen, hierbei zur Mitwirkung kommenden Bedingungen werden, so w
die innere Kraft wahrhaft überwiegend ist, immer besiegt."*

Menge solcher Erscheinungen und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muss daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken- und Spracheerzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, dass sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wortverwandtschaft und Wortform.

25. Wir haben schon im Vorigen gesehen, dass die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefassten Verwandtschaft analogen Begriffen analoge Laute zu wählen und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte Form zu giessen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache, nemlich die der Laute, die logische der Begriffe und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f. umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschliesst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft lässt sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältniss seiner Modificationen zu ihm

herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durc
den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wah
haft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebe
sowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesicht
züge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltun
und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur i
andren Worten wiederfinden. Dennoch muss die Seele immerfo
versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu mache
da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer meh
enthaltenden Empfindens ist und oft gerade sehr eigenthümlich
Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in de
Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muss da
Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit b
handeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Wa
sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wiede
dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährende
Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistige
Kräfte, eine immer grössere Verfeinerung der Sprache, eine wach
sende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, di
ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem si
besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an alle
hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welche
Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, ein
mehr umfassende oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begrif
und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperliche
Klange des letzteren und bloss vor der Vorstellung selbst, d
Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusamme
treffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natu
wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand d
des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehö
der äusseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wen
die Ableitung es richtig entdecken lässt, kann man, immer da
Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz oder nebe
seiner individuellen Beschaffenheit auf Extension oder Intensio
oder Veränderung in beiden zurückführen, so dass man in d
allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfi
dungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wört
einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch m
Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Z

sammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniss gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloss etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, lässt sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschliesslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniss und Wiedererzeugniss des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiss nicht bloss Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtniss reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, dass man sich nach und nach, sey es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen über-

haupt und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganze, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe und die Erlernung ist in diesem Gebiete immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefassten Standpunkte aus zeigt sich nun die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker bauten ihr gewiss zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, dass sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, dass sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äusseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste und die reine Beobachtung, noch weit mehr

aber der Versuch folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müsste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten und geheimnissvollsten Theil aller Sprachen zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, dass eine mässige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmässigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innren Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die grosse Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschliessliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung*) richtig gezeigt zu haben, dass die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache seyn müssen und dass es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den

---

*) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1829. S. 1—6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst aus dem Jahre 1827. S. 182—185.[1])

[1]) *Vgl. Band 6, 304. 26.*

spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng gram-
matische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das
Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache geschöpfte An-
sicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des
Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung
mit der Natur steht und unmöglich unterlassen kann, auch in der
Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich
aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen
Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der
Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zu
todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich steht, wenn
man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äusseren Be-
ziehung des Raumes und der inneren der Empfindung. Es schliessen
sich also an die Personenwörter Praepositionen und Interjectionen
an. Denn die ersten sind Beziehungen des Raumes oder der al
Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihren
Begriff nicht zu trennenden Punkt, die letzteren sind blosse Aus
brüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, dass di
wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in eine
Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein und muss gena
in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn au
der einen Seite werden alle, die inneren Empfindungen bezeich
nenden Wörter, wie die für die äusseren Gegenstände, beschre
bend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied be
ruht nur darauf, dass der wirkliche Empfindungsausbruch eine
bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmach
Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina un
Praepositionen geben und giebt deren wirklich, die von ganz con
creten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kan
durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden
die Praeposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Be
griff verwandtes Nomen, wie hinter durch Rücken, vor durc
Brust u. s. f. Wirklich so entstandene Wörter können durch di
Zeit so unkenntlich werden, dass die Entscheidung schwer fäll
ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hie
über aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werde
kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, dass jede Sprache u
sprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichke
entstammte Wörter gehabt haben muss. Bopp hat das wichtig

Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich der Kürze wegen dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indess nicht ganz die gleiche Natur mit einander und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermassen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit grosser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschliessen. In diesem strengen Verstande des Worts brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören, und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall seyn. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende und die Spracherfindung lässt sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar nicht zu der Voraussetzung

eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chine
sischen, die unbekleideten Wurzeln sich mit der Rede verbanden
Es ist sogar viel wahrscheinlicher, dass, je mehr die Stammlaut
dem Ohre und dem Bewusstseyn der Sprechenden geläufig wurder
solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eir
traten.[1]) Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaut
zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu der
wirklich Einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glück
lichem Scharfsinn von Bopp und in einer schon oben erwähnter
wichtigen Arbeit, die gewiss zur Grundlage weiterer Forschunge
dienen wird, von Pott gezeigt worden, dass mehrere angeblich
Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleite
sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kan
der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders di
welche von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur m
solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennun
mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch i
ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zu
sammenziehung, Abwerfung von Vocalen oder sonst veränder
Zusammensetzungen versteckt seyn. Ich sage dies nicht, um leer
Muthmassungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wol
aber, um der historischen Forschung nicht willkührlich das weiter
Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustänc
zu verschliessen, und weil die uns hier beschäftigende Frage de
Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen e
nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehun
des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkeh
in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie i
dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprach
den Begriff des Verbum seiner Natur gemässer in sich ausgebild
hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleich
sam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurze
sylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Gram
matiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihr

---

[1]) *Nach „eintraten" gestrichen: „Der Ausspruch der Indischen Grammatike dass jede Wurzel als schliessendes Element eines Compositum erscheinen könn ist daher wohl gewiss eher eine spätere Erweiterung der Sprache, als ein a ihrem früheren, uns minder bekannten Zustande geschöpftes Gesetz."*

Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwicklung selbst, dass, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten seyn werden, da nur sie natürlich wieder gleich und oft in dem nemlichen Acte die bezeichnenden der Gegenstände seyn können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe und ein lebhafter Sprachsinn reisst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Dass die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der Krit- und Unâdi-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst bloss mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die Unâdi-Suffixe begreifen gerade im Gegentheil nur Benennungen concreter Gegenstände und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, dass ein grosser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem grossen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schliessen sich aber an den Stammlaut,

als den den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemein modificirende an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in d Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat und die unbetonten Sylbe gegen die betonte sinken (s. unten §. 28.), so nehmen auch in de einfachen, abgeleiteten Wörtern die Nebenlaute in richtig organ sirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Rau ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen f den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sin lich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sin licher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue d Wörter in Zusammenhang steht, scheint durch sehr rein orga sirte Sprachen auch formell, ohne dass dazu die Veranlassung v den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen, und das B streben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprac danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unâdi-Suffixa bei d früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so schei man aber hierauf erst später gekommen zu seyn. In der Th zeigt sich in den meisten Sanskrit-Wörtern für concrete Gege stände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben ein vorherrschenden Stammsylbe und dies lässt sich sehr füglich m dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Z sammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, w auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewir und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnend Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fall lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben ei ander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Er stellungen der Laute durch die Zeit und wieder ein, Jahrhunder hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzeln und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an de durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben d inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sonde nur in dem Masse, als er vorher einen Laut absichtlich od gleichgültig fallen lässt.

Isolirung der Wörter. Flexion und Agglutination

26. Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Wor in der zusammenhängenden Rede übergehen, muss ich eine Eige

schaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen (S. 99. 108.) die Aehnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nemlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet, und wir müssen sie daher so betrachten, dass wir nach einander untersuchen, aus welcher innren Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äussert und wie jene innren Forderungen durch diese Aeusserung erfüllt werden oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen hier zusammengefassten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muss. Es gesellt sich nemlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes, und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewusstseyns, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende und ihre mehr den äusseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen

herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muss die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muss das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer grössere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren und bloss vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand di des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehör der äusseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken lässt, kann man, immer da Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz oder neben seiner individuellen Beschaffenheit auf Extension oder Intension oder Veränderung in beiden zurückführen, so dass man in di allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfin dungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörte einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mi Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zu

sammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniss gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloss etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, lässt sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschliesslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniss und Wiedererzeugniss des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiss nicht bloss Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtniss reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, dass man sich nach und nach, sey es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen über-

Wurzelform, ohne Möglichkeit äusseren Zuwachses, einschliesst und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äusseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen, es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muss mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muss in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst muss, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und abhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, ausser der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter durch Anbildung und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten, und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt.[1])

---

[1]) *Nach „behandelt" gestrichen: „Die Bedeutung der Zuwächse durch An-*

Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall, und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind, und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso gieng der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen und die Sprache nicht zu einem blossen Verstandesverfahren niederzuziehen, muss man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, dass eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, dass die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äusseren Laute liegt, dass sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer und nie lässt sich anders, als bildlich sagen, dass das letztere aus dem Schoosse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heissen, dass der Geist sie untrennbar zusammen denkt und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins giesst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens kann sie

---

fügung hüllt sich, je vollkommener sie gelingt, desto mehr in schwer zu durchdringendes Dunkel.“

nicht zu Misverständnissen Anlass geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mitte für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in ge wissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sonderr nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs äch flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit den der Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs

Da die Aechtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Ver schmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzer die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildun der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durcl feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Innren eine äusserlicl bestimmt trennende Form zu geben und Anbildung von Zu sammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Diese Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächser am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Da hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute un in der Bedeutung, nur von der Stammsylbe, von dem bezeicl nenden Theile des Wortes ausgehen und seine Wirksamkeit ir Laute hauptsächlich nur über das ihm Nachfolgende erstrecker Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerer Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und de metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzug weise in den vorschlagenden liegt und der wahre Zwang de Metrum erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylb angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung de jenigen Sprachen besonders wichtig, die den Wörtern die ihne zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschliessen. S verfahren mehr durch Zusammensetzung, als durch Anbildun und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen frem Das, alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprach sinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskr setzt andre Wohllautsregeln für die Anschliessung der suffigirte Endungen und der praefigirten Praepositionen fest. Es behande die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wo genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keineswege bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung de

Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, dass der ersteren ursprünglich gar keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschliesslich symbolisch seyn und diese Eigenschaft kann alsdann bloss in den Lauten liegen. Es ist aber keinesweges nothwendig, dass dies immer so sey, und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat und die ihr Daseyn in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Ueberzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muss, ist allerdings Alles in ihr und die Ausstossung des articulirten Lautes selbst Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äusseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen noch ganz äusserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloss Symbolische und bloss Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniss der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbum angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbum nothwendig erscheinen muss. Er behandelt sie also

lediglich als einen Theil von diesem und gestattet der Zeit, si
zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganze
Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, das
die Entstellung der Laute dennoch die Erkennung der Andeutun
nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich stat
gefunden haben oder das angefügte Pronomen grösstentheils ur
verändert geblieben seyn, so ist der Fall und der Erfolg imme
der nemliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer ur
mittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie au
kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wen
es unbezweifelt ist, dass nicht bloss im Sanskrit, sondern auch i
andren Sprachen die Anbildungssylben mehr oder weniger au
dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf de
Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruh
das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildung
sylben angedeutete Beziehung auf die Kategorieen des Denker
und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als i
Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder En
punkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auc
die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an d
Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. I
Pronomen der dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendige
der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar syr
bolisch beigegeben, und derselbe Buchstabenwechsel der Endunge
unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominati
von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe i
daher kein nothwendiges Hinderniss der Reinheit ächter Flexio
Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen eben
bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfach
in verschiedne Formen gegossne Begriffe und erfüllen dah
genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit ford
allerdings grössere Stärke des inneren Flexionssinnes und e
schiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartu
der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwind
hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächli
solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylb
bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Mac
des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfend

Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäss, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erforderniss, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens

einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung de Wörter enthalten und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dass es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganz entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich als dann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirend Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewal ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheide sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die all Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durc den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Rich tung hin mehr oder weniger mislingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiod den richtigen Weg eingeschlagen hat — und er ergreift m diesen Eigenschaften keinen falschen — ergiesst sich die inner Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau und di hauptsächlichsten Aeusserungen seiner Wirksamkeit stehen in un getrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die un auflösliche Verbindung des Flexionssinnes mit dem Streben nac Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulation vermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da seyn wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geist entsprühen, und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in d Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vo richtigen ablenkenden, allein oft von gleich grossem Scharfsinn und gleich feinem Gefühl zeugenden Weg ergriffen. Dies äusse alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So i in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichne berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es ein solche giebt, meistentheils von der Art, dass sie dem inneren a gedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung d Lautes folgt, den Plural und das Praeteritum z. B. durch materiell Aufhalten der Stimme oder durch heftig aus der Kehle hervo gestossenen Hauch bezeichnet und gerade da, wo rein gebilde Sprachen, wie die Semitischen, die grösste Schärfe des Artic lationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zw nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatisch

Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend und bei den einzelnen Fällen lässt sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äussern oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Ueber das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

Nähere Betrachtung der Worteinheit.[1]) Einverleibungssystem der Sprachen.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende 27. Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht bloss an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Aengstlichkeit auf, ihn wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei hier genannten Eigenthüm-

---

[1]) *„Nähere — Worteinheit" verbessert aus „Gliederung des Satzes".*

lichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert, gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick messbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente, und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwicklung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält, und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äussren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmässigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde, und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwicklung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare Laute eingeschlossen und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit

andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, dass sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet, und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen äusseren eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich bloss zum zusammengesetzten Ganzen verbindet oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen muss, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.[1])

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfnis der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muss das Bedürfniss des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden und nach Massgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmässigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniss zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschliesst, zusammen und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergiesst sich als geistiges Princip über die Rede und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach aussen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

---

[1]) *Nach „Bedeutung" gestrichen: „Im praegnantesten Sinne wird sie genommen, wo der bezeichnende Begriff mit seiner inneren Auffassung in Ein Gepräge verschmilzt."*

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Pause.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äusseren Einheit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indess steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz, und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund und ebnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen,*) weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere die Worteinheit behandelt und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschliessen, und erkennt also dadurch schon die selbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, dass es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schliessenden und an-

*) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik und gestehe gern, dass ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiednen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung der Analogie der grammatischen Formen bleiben, und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816. legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später und immer in der nemlichen Richtung so glücklich verfolgte.

fangenden anders, als in der Mitte der Wörter regelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andren Sprache ihres Stammes der Verschlingung des Gedanken auch die Verschmelzung der Laute, so dass, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschliesst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indess stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstossender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, dass man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, dass es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, dass auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, grosse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht bloss aus einer Sprache in die andre übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden muss; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äusseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen

Ausdruck verschiedene Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Buchstabenveränderung.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, dass sie nun bloss als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sachliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestossenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht seyn muss. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogieen an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am grössten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche

den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewiss grossentheils in dem zweisylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, dass der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu dem gesammten Zweck der Sprache des Sanskritischen gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfniss fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, dass diese Behandlung eine verschiedene bei getrennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter, und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei grosse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

- bei zusammengesetzten Wörtern,
- bei mit Praefixen verbundenen, meistentheils Verben,
- bei solchen, die durch Suffixa (Taddhita-Suffixa) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,
- bei solchen (Kridanta-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich ausserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,
- bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch giebt es hierin, wie sich von

selbst versteht, einzelne Ausnahmen, und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, grösseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Praefixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluss hat, wie wenn aus *agni*, Feuer, und *stôma*, Opfer, verbunden *agnishṭôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, dass die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne dass sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, lässt es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter, und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu grosse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht, so z. B., wenn es zwei oder mehrere

Substantiva, welches Geschlechts sie seyn mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfasst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten, und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indess die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschliessen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbum, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen lässt.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man muss sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden muss. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äussert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Ueberzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Masse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indess bleibt doch der Einfluss jenes inneren

Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausfliesst, dass überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluss, dass sowohl die Casusendungen als die Suffixa nur mit gewissen Consonanten anfangen und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen grösser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Ausser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Consonanten giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende Lautbehandlung des Wortes, nemlich diejenige, welche seiner Gesammtbildung Einfluss auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschliessung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die, schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluss ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstossungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren Vocal denen des Wortes oder diese sich ihnen assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Uebergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden muss, den Endungen; es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmässiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, dass die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist.*) Die qualitative Assimilation entsteht aus Nach-

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz

lässigkeit der Aussprache oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmasses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Uebergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guṇa* und *Wṛiddhi* zwei so kunstvoll ausgebildete und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, dass sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschliesslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um,*) und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *âi* und *âu*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *âi*, *ô* und *âu* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständniss im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die

---

scheint mir aber allgemein durchgehend zu seyn. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *r*-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbum *kṛi* (*kurutas*), lässt sich anders erklären.

*) Herr Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen des *r*-Vocals.[1]) Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung. S. 46—49, §. 36—39. selbst nach.

[1]) *Nach „r-Vocals" gestrichen: „Unser Ohr kann sich freilich einen solchen Diphthongen kaum vorstellen und der Unterschied der Schreibung von* karmana *und* karana *liesse sich wohl dadurch erklären, dass in dem ersten Worte das* r *mit dem vorhergehenden Vocal zusammenschmilzt, bei dem letzteren aber in der Aussprache den nachfolgenden anlautete."*

Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen blossen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden muss, und dass daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut *wêdmi* und den, nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden *têním* mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts und zwar nicht bloss gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Masse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: *stawya,* ein Preiswürdiger, *stâwya* ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar muss man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewissermassen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, dass durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun annehmen, dass im Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal oder dass immer ein kurzes *a*, im Guna vor den einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna

verstärkten tritt.*) Die blosse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht und seinen Grund ausschliesslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innren der Wurzel und in praegnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloss symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können.**) Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen,

---

*) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. *r.* 33.) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme lässt sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und Wriddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne dass es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichartigkeit der Töne liegt, so ist es begreiflich, dass Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, dass die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Dass sie gegen die Diphthongen des Wriddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *ây*, *âw*), lässt sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so musste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*r*.

**) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50.) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, dass dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und dass er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblösst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

ausser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muss, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermassen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Uebergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, dass sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, dass sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, dass das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta Wörtern und Verbalendungen herrschend ist und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen oder der durch Taddhita-Suffixa gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkühr des Sprechenden

auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht dies daraus, dass die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslauten lässt. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit übergetragen. Daher mag es kommen, dass die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermassen als Ausnahme übersehen muss, doch gewiss im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nemlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschliesst oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einfluss der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, lässt sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmässig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und

Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des Verbum geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich und grösstentheils in der nemlichen Bedeutung mit und ohne Guna abwandeln lassen oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Praeteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Praeteritum bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Praeteritum einer gunalosen Abwandlung seyn, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Praeteritum der Wurzeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, dass es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Praeterita giebt, so dass die Bildungen des angeblich dritten, nemlich des vielförmigen nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation mit und ohne Guna in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermassen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man muss sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichen Ausdruck,[1]) bis auf den Grund und Boden derselben und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diph

[1]) *Vgl. Band 6, 432.*

thongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniss geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen seyn. Denn es ist nicht nothwendig und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmählich entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes oder auch des ganzen Wortes selbst ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als blosse Lautgewohnheit, den Sprachen vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluss des Lautgefühls, dass nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, dass man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber fliessen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, dass die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, dass dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenfliessen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt.*) Es ist dies ein merk-

*) In einer, von mir im Jahre 1828. im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden

würdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulations-sinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.[1])

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu verbinden, äussert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen Wurzellaut, so dass der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Praeteritum der Causal-verba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs- und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Uebergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen dicht an sie ange-schlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, dass sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication ab-wandeln liessen, ohne dadurch weder in sich noch in ihrer Be-deutung eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Prae-teritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich bloss durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aus-

Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen aus-führlich auseinandergesetzt und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

[1]) *Nach „begleiten" gestrichen: „Die wundervolle Künstlichkeit dieser Formen wird dadurch vollendet, dass das euphonische Gefühl nach einem rhythmischen Gleichgewicht bald und nicht immer durchaus willkührlich jambisch aufsteigend bald sich [trochaeisch] senkend die Längen und Kürzen des Wiederholungs- und Wurzelvocals in ihnen festsetzt."*

sage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des individuellen Gefühls seyn und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlass geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine, die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den, Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das Alpha privativum sich bloss mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte grössere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so grosses Uebergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Praeteritum in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Ausser den hier kurz berührten besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe andrer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermassen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den, sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äussern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes

gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Praeteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniss zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (*ajagadam*, ◡◡◡◡, von *gad*, reden) oder spondaeisch (*adadhrâḍam*, ◡––◡, von *dhrâḍ*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (*adudûsham*, ◡◡–◡, von *dush*, sündigen, sich beflecken) auf oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochaeisch (*achîkalam*, ◡–◡◡, von *kal*, schleudern, schwingen) und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmass. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte quantitative Verhältniss dieser Formen, so findet man, dass die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nemlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloss das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochaeische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, dass dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Praeterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher

in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge oder gar auf einen solchen Diphthongen stösst, giebt sie ihr Vorhaben auf, lässt die Wurzelsylbe unverändert und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach, kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältniss ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herfliesst. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel und lässt also auch in der trochaeischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, dass auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten.*)

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Accent.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche 28.

*) Was ich hier über diese Form des Praeteritum der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, dass eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nemlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigenschaften unterscheiden: die eigenthümliche Geltung ihrer Laute, ihr Zeitmass und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigne Natur bestimmt und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Princip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die Betonung der sie unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten lässt, aufgehoben und diese Aufhebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung bedingen einander und jede zieht unmittelbar und von selbst die andre nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort lässt sich ohne einen Accent denken und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen.*)

---

*) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande abführen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschliessen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie οὐκ in Sophocles. *Oedipus Rex. v.* 334—336. *Ed. Brunckii*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete Betonung besassen. Dass jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero. *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache dem doppelten Einfluss der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich und in ihrer wahren Gestalt geht sie unstreitig aus der ersteren hervor. Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluss wird auch diesem Erforderniss auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das blosse Verständniss gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Mass des blossen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmass und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd mit sich fortreisst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das, durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in grosser Reinheit und Schärfe aufgefassten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau. Wäre das Bedürfniss starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniss der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der grossen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht liessen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (*περὶ τόνων. Ed. Barkeri. p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschliessen, ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen *ἔγκλισις*. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine, den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte und schliesst dadurch das gewichtlosere an sich an.*) Durch diese Anschliessung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich auf. Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt und schliesst ein andres an sich an. Die besondre Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einfluss auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung.**) Ich habe diese Einzelnheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

---

*) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (*ἀναβιβάζειν τὸν τόνον*). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, dass das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

**) z. B. Ilias. I. ν. 178. *θεός που σοὶ τόγ' ἔδωκεν.*

Einverleibungssystem der Sprachen. Gliederung des Satzes.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bis hierher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache muss also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht bloss weil sie von grösserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschliesslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschliessen, thun zwar dasselbe und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, oder durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständniss festzuhalten, nemlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln. 29.a

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, die sich dieses Mittels bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus, und die Sprachen beweisen nur dann, dass die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes

Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes dergestalt enge zusammen, dass eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, dass keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirecte und grösstentheils lautlose Andeutung derselben und das enge Zusammenhalten des ganzes Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder loserer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine lautverbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere*) das Verbum,

---

*) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens Mexico. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung *Mejico* ganz unwiderruflich gewordenen durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäss ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes Mexitli und des davon herkommenden der Stadt Mexico ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben lässt, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, dass Castilien auf Mexicanische Weise *Caxtil*, und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar*, wägen, *pexuvi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmassung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana.* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Da die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung

als den wahren Mittelpunkt desselben heraus, fügt, soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Ge-
1 2 3 1 3 2
präge eines verbundenen Ganzen: *ni-naca-qua,* ich esse Fleisch. Man könnte diese Verbindung des Substantivs mit dem Verbum als ein zusammengesetztes Verbum, gleich dem Griechischen *κρεωφαγέω*, ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, dass sie mit dem Verbum und in ihm enthalten zugleich das Schema der Construction zu
1 2 3 4 5 1 3 2 4 5
haben verlangt: *ni-c-qua in nacatl,* ich esse es, das Fleisch. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum lässt sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbe-
1 2 3 1 3 2 1 2 3 4
stimmtes Pronomen: *ni-tla-qua,* ich esse etwas, *ni-te-tla-maca,*
1 4 2 3
ich gebe jemandem etwas. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, dass jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als

---

das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechslung bei dem Exjesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innren von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Aeusserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müsste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiäner aussprechen, genauer genommen aber so, dass der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

Vergangenheits-Andeutung hinzutritt. So ist von *ni-nemi,* ich lebe das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen,* ich habe gelebt, von *maca* geben, *o-ni-c-te-maca-c,* ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, dass die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Ein verleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode mislich für das Verständniss werden würde und die man daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Di Nomina legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammen gesetzten Wörtern die Endungen ab, welche sie im absolute Zustande immer begleiten und sie als Nomina charakterisiren Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heiss absolut *nacatl.**) Von den einverleibten Pronominen wird keine in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmte

---

*) Der Endlaut dieses Worts, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermasse zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanische Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengu Mexicana.* 1753. *p.* 2. 3.) nur bemerkt, dass die beiden Consonanten zwar im Anfang und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen a Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr u deutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli,* Sünde, und *tlamant* Schicht, *claclacolli* und *clamancli* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die g fällige Vermittlung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Me canischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwo dass die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. D Cora-Sprache fehlt das *l* und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur d ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dies Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein *c*), so dass *tlatoani,* Gouverneur, *tatoa* lautet. Ich schrieb den Herren Alaman und Castorena noch einmal und stellte ihn die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort bli aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifel Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, dass die Aussprache sich m der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursach darin lie dass der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender is Auch in der Aussprache von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln ha ich selbst erprobt, dass diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. I halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche si zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein auffassen, und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag m hierbei stehen geblieben seyn. Auch aus Tapia Zenteno's Aeusserung scheint eine g wisse Unentschiedenheit des Lauts hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Span scher Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, dass die Einverleibungsform eine doppelte seyn müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständigen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eignen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandenseyn zeigt sich aber an der Form dadurch, dass in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, dass das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiednen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschliessen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stösst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn geschehen soll und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müsste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, ausserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach dem Assimilationsgesetz, [1]*ni*-[2]*c*-[3]*chihui-lia* [4]*in* [5]*no*-[6]*piltzin* [7]*ce* [8]*cal*[9]*li*, [1]ich [3]mache [2]es [4]für [5]der [6]mein [7]Sohn [8]ein [9]Haus.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, dass sie die

Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen ausserhalb des Verbum stehenden Theilen aber kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, lässt sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht si mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskri bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wor als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethod thut dies nicht, sondern lässt, wo sie nicht Alles in Eins zusammen schlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen gleichsam wie Spitzen ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, i welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniss zum Satze gemäss gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird ma nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutun in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurück geworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwa mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natu dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beide ansehen oder es so auffassen wollte, als hätte nur der inner Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das Andeutungssystem durc alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offenb in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vo stellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus Theile allmählich aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form a Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hina zusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiss immer mit jeden als Sprache ausgestossenen Laute innerlich einen vollständige Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloss, seiner A sicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussa nach unserer Ansicht nur ein solches enthält. Darum aber kan man sich das ursprüngliche Verhältniss des Satzes zum Wor nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger u

ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muss man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äussernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniss den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus.[1]) Es folgt aus diesem Gange von selbst, dass, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muss. Man darf mich darum nicht so misverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwicklung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Misliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmässige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomen an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbum selbst ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, dass, was in den

---

[1]) *Nach „aus" gestrichen: „Wenn die nachgebrachten Theile des Satzes sonst an sich unbezeichnet gelassen werden, so geschieht es, weil schon ihre unbestimmte Andeutung hinreichend bezeichnend scheint."*

Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schliessende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überlässt, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt.

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Aehnlichkeit, dass sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbum angeben und dadurch den Mangel an Beugungen für das Verständniss des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art au diese Weise am Verbum, so dass sie sogar gewissermassen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben wie man die anderen Theile des Satzes darauf beziehen soll Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos.[1] Der Mexicanischen kann man am Verbum, in welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schooss seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht bloss das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tie in der Sprache festgesetzt hat und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand de Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart de Verbum mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedene Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildun erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und i der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzah

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Da aber das Verbum selbst fast ga beugungslos ist, so stehen diese Sprachen dem Chinesischen Verfahren b weitem näher.“*

von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, dass das Verständniss an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomen in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt und diese Sprachen grösstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so muss es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Misverständniss vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbum. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des grossen Delaware-Stamms anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu praefigiren, so dass man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, meistentheils gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomen durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt oder darauf hinführt, dass das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin immer d u g r e i f s t m i c h und m i c h g r e i f t e r, nicht umgekehrt sagt. Indess mag doch ein Grund darin liegen, dass die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausübten und dass das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu

denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausgieng. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Uebergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie praefigirt und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend mit der ersten, als leidenden zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, dass in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenn Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomen in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geist vollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Imme aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, dass man sich des Gedanken nicht erwehren kann, dass auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, di Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganz gemacht worden sey. Die Grammatiken geben bloss Paradigme und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich abe durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte au Eliot's*) Paradigmen vollständig von der in dem anscheinende Chaos herrschenden Regelmässigkeit überzeugt. Die Mangelhaftig keit der Hülfsmittel erlaubt der Zergliederung nicht immer, durc alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, da was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, vo allen charakteristischen zu scheiden. Durch den grössten The der Beugungen aber führen die erkannten Regeln, und wo hie nach Fälle zweifelhaft bleiben, lässt sich die Bedeutung der For doch immer dadurch zeigen, dass sie aus bestimmt anzugebende Gründen keine andere seyn kann. Dennoch ist es kein glückliche Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden m äusseren Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. D grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den La in zu grosse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit de Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seine

*) John Eliot's *Massachusetts Grammar,* herausgegeben von John Pickerin Boston. 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar,* überse von Du Ponceau. Philadelphia. 1827. und Jonath. Edwards *observations on the langua of the Muhhekaneew Indians,* herausgegeben von John Pickering. 1823.

Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, grossentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen muss, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als dass ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, dass sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbum selbst legt; allein sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomen an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbum selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, dass dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des

Nomen und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen seyn. Gerieth man aber statt dessen zuerst auf den Weg, das bloss in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomen minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theil des Satzes vorherrschend, sondern wurde bloss als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum durchaus frei erhalten.

Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomen in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nemlich des Besitzpronomen mit dem Nomen nicht erwähnt, weil derselben zugleich und sogar hauptsächlich etwas anderes, als das, wovon wir hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Haupttheile der Sprache. Im Mexicanischen und nicht bloss in dieser Sprache hat diese Verbindung zugleich eine syntaktische Anwendung und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nemlich der Zusammenfügung des Pronomen der dritten Person mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen lässt, sein Haus der Gärtner statt das Haus des Gärtners sagt. Man sieht, dass dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem, ein nachgesetztes Substantiv regierenden Verbum ist.

Die Verbindungen mit dem Besitzpronomen sind im Mexicanischen nicht bloss überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und der Glieder des menschlichen Körpers ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmassen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli*, die Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan*, jemandes Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma*, unsere Hand. Auch in vielen andren Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch

tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, fasst er in Eins, was er oft an einander anknüpft, und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, dass die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, dass es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine bloss gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluss der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schliessen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbum an, weil dieses gar nicht ohne sie gedacht werden kann. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbum zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die grössere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects seyn. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen gefordert. Dass die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den haben, dass dies Verhältniss in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man streng

genommen thun muss, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlicher so vor, dass sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomen zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomen und gehöriger Conjunctionen oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus* auch in diesen Fällen weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia und selbst an die Composita zu erinnern, die, wie die Bahuwrîhi's, ganze Relativsätze in sich schliessen. Die letzteren sind nur in geringerem Masse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu grosse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nemliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu seyn. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen lässt, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen war und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

Congruenz der Lautformen der Sprache mit den grammatischen Forderungen.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des 29.b. Denkens durch Sprache und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz muss auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden seyn; der Unterschied liegt nur in den Graden und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, dass jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sey und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewusstseyn der Sprache lässt sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äusseren Anschauung, so wie der innren Empfindung stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorübergehende und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung, und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und

harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles, sich in dem Angeschauten Darstellende und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluss der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äussere Erscheinung herübergezogen wird, und dadurch ist es begreiflich, dass in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluss des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, dass durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pro-

nominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectum aus einer bloss verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden Einfluss der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang und machten ihre besondere Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmählich gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, dass das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen, wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in grösserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips.

30. Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Daseyn in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, grossentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu seyn. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äussren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip und der Einfluss des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältniss mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandenseyn eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk oder eine menschliche Denkkraft überhaupt Sprachelemente in sich aufnimmt, muss sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewusstseyn davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum noch ein gegenseitiges Verständniss möglich wäre. Eben dies müsste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschliesslich vorwaltenden Princips seyn. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung

desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwicklungsganges dergestalt durchlaufen, dass an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, dass die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut oder schliesst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch grösserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwicklungsgange eine fremde Gewalt gegenüber und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall seyn muss, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmässigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Daseyn zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfniss des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so muss, was rein aus ihrem Begriffe abfliesst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt muss das intellectuelle Vermögen aus sich selbst Hebel seines Aufschwunges finden, wenn ihm eine, von jenem richtigen und natürlichen Entwicklungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes seyn können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedner Wichtigkeit ist, nemlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmässiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, dass an eine nicht aus der Sprache nothwendig herfliessende Lautform andere, durch sie an sich gerissene angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues fliesst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Massstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäss, auseinander wirft, so bleibt es unzweifelhaft, dass sie ausschliesslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache nimmt und dies Doppelte in seinem verhältnissmässigen Gewichte durch darnach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage seyn, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel

hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschliesslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäss und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniss zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes lässt bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbum durch modificirende Praefixe bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe seyn mögen, so wird man jede Sprache doch immer darnach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedner Wichtigkeit ist, nemlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmässiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, dass an eine nicht aus der Sprache nothwendig herfliessende Lautform andere, durch sie an sich gerissene angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues fliesst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Massstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäss, auseinander wirft, so bleibt es unzweifelhaft, dass sie ausschliesslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache nimmt und dies Doppelte in seinem verhältnissmässigen Gewichte durch darnach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage seyn, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel

hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschliesslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäss und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniss zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes lässt bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbum durch modificirende Praefixe bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe seyn mögen, so wird man jede Sprache doch immer darnach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren

ungerechterweise eine unverhältnissmässige Ausbildung. Hierau
und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auc
in Sprachen entstehen, in welchen man sonst nicht gerade de
Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denker
zu seyn. Niemand kann läugnen, dass das Chinesische des alte
Styls dadurch, dass lauter gewichtige Begriffe unmittelbar an ei
ander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt und dadur
eine einfache Grösse erhält, dass es gleichsam, mit Abwerfun
aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken ve
mittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Mala
ische wird wegen seiner Leichtigkeit und der grossen Einfachh
seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitisch
Sprachen bewahren eine bewundernswürdige Kunst in der fein
Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. D
Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine b
sondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks herv
gehende Kraft. Die Delaware-Sprache und auch andre Ameri
nische verbinden mit einem einzigen Wort eine Zahl von B
griffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. A
diese Beispiele beweisen aber nur, dass der menschliche Geist,
welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Gros
und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes herv
zubringen vermag. Ueber den Vorzug der Sprachen vor einan
entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug ei
Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freih
zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle V
mögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen z
genügenden Organ zu dienen und durch die sinnliche Fülle u
geistige Gesetzmässigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend
sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Al
was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwick
lässt. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sich
Vertrauen fortbewegen kann, dass die Quellen, welche sie i
zuführt, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt
auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er a
immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus
geflossen ist. Diesen formalen Massstab also kann man allein
die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine V
gleichung zu bringen versucht.

Charakter der Sprachen.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen 31. und Grossen betrachtet haben, und der äusserlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher Betrachtete die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniss erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschiesst. Die Bildung geschieht allmählich, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schiesst in einigen sichtbar über das Bedürfniss des Gedanken über und mässigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluss reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indess sehr irren, wenn man, was ich hier mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluss; nur ist derselbe

feiner und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschliesslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet und das Sprechen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiss dass, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher geringer, und je mehr sich der Geist nur des schon Geschaffenen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Lauten hervorgebrachten Stoffs und diese nun auf den Geist zurückwirkende äussere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschied nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man muss also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äusseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der wie eine Seele in ihr wohnt und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, dass diese Wirkung dem äusseren Baue fremd sey. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, dass jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, das der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und dass er wenigstens nicht verkennen muss, dass es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muss. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes lässt sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder ab

fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloss eine, in der Sprache sichtbar werdende des Charakters der Nationen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich nach dem Obigen die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen und schmeichle mir, sicher seyn zu können, dass dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen noch auf der andren Seite als bloss subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniss des Augenblicks mindert sich allmählich. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem, glücklich Ausgedrücktem. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreissen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlagen der Literatur und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmählich von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniss behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen der Kraft und der Läuterung entspringen.

Neben diesen lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmässig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen

herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle zusammengestellt vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewusstseyn einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, bloss durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muss, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmässigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluss auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äusseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner grosser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Literatur und in der vorbereitend zu dieser hin führenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück und erhebt sich zu reiner Gedankenentwicklung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, dass die Sprachen ausser demjenigen, den ihnen ihr äusserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschliesst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleich

Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art es zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es lässt sich auch nicht behaupten, dass die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren und vermittelt das gegenseitige Verständniss; den Unterschied selbst aber vergrössert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewusstseyn bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen lässt. Sie umfasst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen und als diese vielen gegen die Sprachen andrer Nationen mit bestimmtem Charakter als Eine zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir der Vereinfachung wegen stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloss an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dass sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, dass sie sich gegenseitig bestimmen,

genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, dass sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger, als einer Sache oder näher den todten Zeichen u. s. f. unter. Daher entstehen in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze, und was, als Begriff aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschliesst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der besonderen, jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiss das undurchdringliche Geheimniss der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage seyn, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschliessen. Denn in ihr ist die

Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimniss nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein und der Begriff einer Nation muss vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen Erdstrich, unter dem Einfluss gleichförmig wirkender Ursachen entstanden ist? Welche Bewandtniss es aber auch mit den, uns unerforschlichen ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiss, dass die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewusstseyn gebracht und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, dass der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn

Völker, welchen eine Literatur mangelt und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, das sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äusseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, der sich in der Sprache einheimisch macht und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniss bedient, in welchem das Mass ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache lässt sich daher auf den Nationalcharakter zurückschliessen.[1]) Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden, u. s. f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber und in sehr ausgedehntem Umfange den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie

---

[1]) *Nach „zurückschliessen" gestrichen: „und es bedarf dazu nicht gerade literarischer Werke, wie sie sich nur bei gebildeten Nationen finden."*

offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen, und wenn man zugleich bedenkt, dass die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, lässt sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Literatur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, die sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in die einzelnen Elemente zerschlagen ist, nicht mehr an diesen erkennbar zu haften vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren und sie zu zuverlässiger Kenntniss des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Be-

arbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben muss, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden und ausschliesslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewiss ist es wenigstens, dass die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die grossen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die Sprache beständig unter dem beherrschenden Einfluss geistiger Individualität und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfasst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne dass die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloss die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung und jedes äussere Ereigniss, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe.[1]) Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur dass die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden und die Thatsache sich nur

---

[1]) *Nach „Köpfe“ gestrichen: „Dennoch würde es irrig seyn, diese Veränderungen nur als Veränderungen des Nationalcharakters anzusehen, welche die Sprache, die ihnen gewissermassen nur den Körper leiht, wenig oder gar nicht angehen. Die Sprache, wenn man in ihr auch nichts erkennen wollte, was über die Bedeutung der Wörter und die grammatischen Regeln und Formen hinausgeht, bleibt bei diesen Veränderungen keinesweges gleichgültig.“*

im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eignen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden.[1]) Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, dass unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschliesst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln muss, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache bloss und ausschliesslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloss als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es liessen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Personen von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Ausserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein blosser Empfindungsausdruck gewesen sey. Ich habe mich schon weiter oben (S. 60.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülflosigkeit des Einzelnen ausgesprochen.[2]) Nicht einmal

---

[1]) *Nach „umzubilden" gestrichen: „Ein Sanskritischer Homer oder ein Griechischer Tacitus lassen sich ebensowenig denken, als Centauren und Tritonen [in] diese Wirklichkeit herabsteigen können."*

[2]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Den Ursprung der Sprachen ausschliesslich oder auch nur vorzugsweise dem aus der Hülflosigkeit des Einzelnen entspringenden Bedürfniss zuzuschreiben hat mir immer eine sehr einseitige Vorstellung geschienen."*

der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülflosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschlossnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloss wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluss höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniss des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen noch in der Sprache selbst steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt und jede dieser Einwirkungen lässt eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, dass die Sprache nicht bloss ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniss, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muss, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.[1])

---

[1]) *Statt dieses Absatzes stand ursprünglich folgender: „Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten verschiedene Geltung. Untersucht man diese Fälle genauer, so zeigt sich, dass der wahre Unterschied darin liegt, ob das Wort als das vollendete Zeichen des Begriffs oder nur als ein Anstoss diesen Begriff hervorzubringen angesehen wird. Ich hatte schon oben darauf*

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der ihrer Natur nach immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein Gefühl, dass es etwas giebt, das die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muss, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, dass das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht und das durch die Sprache

---

aufmerksam gemacht, dass bei jedem Ausdruck etwas nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankt. Es hängt also davon ab, ob in der Individualität des Redenden das zarte Gefühl des nicht absolut in der allgemeinen Bezeichnung des Ausdrucks Enthaltenen bis zu dem Grade vorwaltend ist, dass es dasselbe in Fällen, welche nicht ganz entschieden das Eine oder das Andre verlangen, verletzt oder begünstigt. Es ist aber nicht bloss das Alltagsbedürfniss des Lebens, das dahin führt, den Ausdruck als geschlossen zu betrachten. Auch dem bloss wissenschaftlichen Gebrauche kann es genügen, ja nothwendig seyn, das zu Bezeichnende so bestimmt in den Ausdruck zu fassen, dass durchaus nicht mehr oder weniger bei demselben gedacht werden kann. Ueberall dagegen, wo eine höhere Freiheit herrscht und es nicht auf etwas Aeusseres oder wenigstens nicht allein ankommt, wird die subjective Individualität angeregt und mischt sich zugleich dem Gebrauch und dem Verständniss der Sprache bei. Das unbestimmt Gelassene, innerlich zu Ergänzende beruht nemlich einerseits auf der nicht ganz vollendeten Abgränzung des Begriffs durch das Wort, andrerseits aber auf der durch beide geweckten Empfindung. Das Erstere muss allerdings richtig verstanden werden. Jedes richtig gebildete Wort muss allerdings den Begriff im Ganzen genommen bestimmt und vollständig wecken. In seinen individuellen Lauten, ihrer eignen Natur, ihrem Abstammungsverhältniss und ihrer ganzen Verbindung mit der übrigen Sprache gemäss, kann es dies aber nicht von allen den Eindrücken aus, mit welchen der Gegenstand auf den Menschen eindringt. Insofern es wirklich durch sich selbst, nicht bloss Convention ist, wenn gleich vermöge des Gebrauchs durch die schon Jahrhunderte hindurch daran geknüpft gewesene Vorstellung und Empfindung, beschränkt es sich nothwendig auf eine bestimmte Vorstellung des Gegenstandes. Dies geschieht hier von Seiten der Laute. Von Seiten der inneren Auffassung aber kann in dem Gebrauche der Sprache mehr oder weniger Lebendigkeit und Vielseitigkeit liegen und gleichsam an den Faden des Ausdrucks die Vorstellung des Gegenstandes mit Einwirkungen und Beschaffenheiten aus dem Gebiete der Anschauung herausgezogen werden, welche das Wort bei grösserer Trägheit der Auffassung der Seele nicht zuzuführen vermöchte.“

eigentlich beschränkt wird, dass aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und dass sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer grösseren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen, und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit und lässt in das Innere des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes seyn. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählich entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äussert sich unmittelbar als solche und eben darum auf eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Mass der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfasst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nemlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, der die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben, das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Seyn von dem Wirken und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden

und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Seyn des Individuums, sondern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung muss dies Seyn als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äussere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos seyn, je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen versuchen oder sich mit einander in verschiedenen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, dass ein solcher Massstab bloss bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sey. In den Aeusserungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der blossen Befriedigung der Begierde unterscheidet und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel seyn kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Aeusserungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, dass sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muss, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den Andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.[1])

---

[1]) *Nach „bilden" gestrichen: „wie alles in der Sprache zugleich Selbstständigkeit und Wechselwirkung, immer beruhend auf dem Gegensatz des Ich und des Du der Anrede und der Erwiderung ist."*

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Seyn, die richtige und verhältnissmässige Würdigung beider und die gleichsam hellere Gegenwart des dem Grade nach obenan stehenden vor dem Bewusstseyn liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseyns und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück, und je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne schiesst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes über oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den Andren über, der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahndung entsteht, dass über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äusseren Wirklichkeit.

Die Griechen, die in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Dass sie dies aber nicht bloss thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, dass sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz und die Rede im Dialekte mussten sich einer und ebenderselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Aeolisch oder von einer andren Tonart und andrem Dialekte seyn. Sie suchten also das Treibende und

Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schoosse dieser Begeisterung hervorgehen und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschliesst, nur eine bestimmte seyn und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschiessendem, ihm selbst Mangelnden sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das seiner Abhängigkeit vom Objecte und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn gieng vorzugsweise auf das, was die Dinge sind und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei

ihnen fast jede äussere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun giengen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, dass nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag und dass das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit gerichteten Tacts geordneten Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmählich fortschreitet, vor die Augen gestellt und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne dass sie je zu einer blossen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, dass die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in diese ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloss das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nemlich die Vertheilung in einzelne, in Dialekt und Sinnesart verschiedne Stämme

und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschloss das allgemeine Griechenthum und trug in jeden in allen Aeusserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, dass keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum blossen Volksdialekte herabgesetzt oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde und dass dies gleiche Aufspriessen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nemlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Gebrauch der Sprache ein.*) Das bloss Volksmässige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unterworfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren

---

*) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst und selbst ihrer Architektur hat Böckh in den, seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und grossentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch fasslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, dass dieser, die ausgedehnteste Kenntniss der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluss ausführte, dem Einfluss des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeusserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar. *Tom.* I. *de metris Pindari. p.* 253. *nt.* 14., besonders aber *p.* 279.

sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemerken, dass ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein und finden sich wohl mehr oder weniger in den Literaturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Literatur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeusserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einfluss der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Grösse entwickelt sich auf einem andren, dem Gepräge, das sie ihren äusseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen aus, nur dass, so wie diese die äussere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, dass alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausfluss Einer Kraft, ein grosses Ganzes ausmacht und dass das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen muss, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Aeusserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursach aller Geisteserzeugungen, zum Bewusstseyn ihrer selbst gelangt.[1] Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein anderes, als das menschliche Ideal seyn kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu

[1]) *Nach „gelangt" gestrichen: „Sie sammelt sich in reiner Einheit ihrer Eigenthümlichkeit und ihr Bild tritt klarer in den Kreis der Erscheinungen, indem der Mensch aus der Stärke seiner eignen empfundenen Individualität äusserlich zu individualisiren [und] dem Gefühl des eignen Charakters zu genügen strebt."*

bestimmten Zwecken einschliessen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmähliches Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen.[1]) In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äusseren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander.[2]) Ebenso sehr ist dies in der bildenden Kunst der Fall.[3]) Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, äusseren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Uebermässigen und Uebertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthsstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmasses und des Zusammenklanges zu halten. Sie besassen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk Tact und Geschmack und der sich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise dadurch aus, dass die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird.[4]) Die innere Empfindung er-

[1]) *Nach „Erscheinungen" gestrichen: „sowohl der Kraft als ihrer Aeusserungen, und diese wirken dann im Einzelnen weiter und vorzüglich auf die Art der Verknüpfung des wahrgenommenen Endlichen und des geahndeten und des geforderten Unendlichen, da diese Verknüpfung in der Vorstellung der Individualität als einer Annäherung zum Ideale nie fehlen kann."*

[2]) *Nach „einander" gestrichen: „Das Gefühl ihrer Unendlichkeit geht in uns aus diesem ununterbrochenen Zusammenhange des Einzelnen über."*

[3]) *Nach „Fall" gestrichen: „wo das vollständige Aufnehmen der gestalteten Züge zu der Empfindung der auf dem Ganzen beruhenden Schönheit und Erhabenheit führt."*

[4]) *Nach „wird" gestrichen: „Es würde schwer zu entscheiden seyn, ob die vorherrschende Richtung auf die Anschauung und die Kunst dieser Sorgfalt des*

laubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen finden sich daher — und dies beginnt schon bei den Römern — bei den Neueren.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmessbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, dass ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äussert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeusserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluss desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache lässt sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeusserungen überall in Verbindung bringen. Es muss das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

32. Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile er erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluss modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äusserlich gleich bleibende Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache

---

Massbewahrens oder die letztere der ersteren zum Grunde lag. In unzertrennlichem Zusammenhange aber standen beide gewiss.“

eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluss, indem jene äussere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt seyn muss, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammenhang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern lässt. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (η) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewusstseyn anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik zu sehr vor, um nicht den Einfluss der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermassen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiss am mächtigsten und einflussreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht und zugleich Gesetzmässigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfniss nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden

wird, auch äusserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiss liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewiss aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache [1]) in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, dass jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorspriessen zu lassen. Gewiss wenigstens scheint es mir, dass man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden muss, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmässiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmässigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen

---

[1]) *Nach „Sprache" gestrichen: „und die lebendige Phantasie des Volkes".*

und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus, und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, dass man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so dass bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und grösseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und grosse Freiheit

der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufspriessen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der grossen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes grössere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Mass, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Literatur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (S. 170. 176.) ausgeführt, dass nicht leicht irgend ein Wort, es müsste denn augenblicklich bloss als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, dass in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt und dass die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschliessen und oft lässt sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt.[1]) Das wahre Gebiet ver-

[1]) *Nach „erwähnt" gestrichen: „Es giebt aber auch Fälle, wo in weniger feinem Sinne die Sprachen selbst nicht einmal im Ganzen wirkliche Synonyma aufstellen. So z. B. bei einigen Theilen des menschlichen Körpers, wo die nationelle Ansicht nicht auf dieselbe Weise abgränzt und daher die Bedeutung der Ausdrücke nicht völlig übereinstimmt."*

schiedener Wortgeltung aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten ein Wort ohne sehr sichtbare Unterschiede den gleichen mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen ihrer Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht und es liesse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von grosser Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam in beständigem Flusse. Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfniss des Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich, eine doppelte Vergleichung der für den im Ganzen gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter und derjenigen derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele von verschiedenen Seiten aufgefasst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hingieng. Die

oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewusstseyns und zeigt, wie beide immer wechselsweise auf einander wirken und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniss gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Begriffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefasst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken für Wollen, Wünschen und Werden. Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Massgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern ist es kaum nothwendig hier noch besonders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschliessen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich ihrer Form nach ist, erscheint hier in der Sprache und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, lässt sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem Ganzen.

Charakter der Sprachen. Poesie und Prosa.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermassen der Einfluss des Ganzen offenbart, dass selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muss sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren oder, wo die Form wahrhaft grossartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmässigem Verhältniss giebt und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältniss zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung. 33.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas: die Poesie fasst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äusserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stösst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Daseyn haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloss auf die mögliche Erscheinung in der Sprache und auch in dieser nur auf eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung

in gebundener und die poetische in freier Rede ausgeführt werden, meistentheils aber nur auf Kosten beider, so dass das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa noch den der Poesie ganz an sich trägt und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei und es fehlt nicht an Beispielen, dass Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muss diese wieder so aufgefasst werden, dass sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschliesst, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muss, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei blosser Darstellung des Wirkichen und bei ganz äusserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermassen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen seyn. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes

mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, ausser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedanken gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die, der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondren Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überlässt, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesen ergiebt sich, dass Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muss ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muss sich mit dem Gedanken nach der äusseren und inneren Welt hinbewegen und, indem er Einzelnes erfasst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden und können eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, dass die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschliesslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Ge-

danke und Sprache seyn möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie.[1]) Daher der natürliche Bund zwischen grossen Dichtern und Componisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen lässt sich nie sagen, dass die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Literatur, historisch*) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, dass die Prosa aus einem, durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfniss der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäss aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äussere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entwicklung verhindert werden können. Noch weniger lässt sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist,

---

*) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Uebersicht des Ganges der Griechischen Literatur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.[2])

[1]) *Nach „Poesie" gestrichen: „Die Abwesenheit dieses Moments begründet den Unterschied zwischen dem Metrum der Poesie und dem Numerus der Prosa, der Musik nur im weitesten Sinne des Worts zukommt."*

[2]) *Sie war Berlin 1829 erschienen.*

wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innren, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur lässt; der durch keine äussere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwicklung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniss zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie reizt und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Aeusserungen entstellend, abhold seyn und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt ihrem Wesen nach immer auch eine äussere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, dass dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird, und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu seyn. Gewiss wenigstens — und dies hängt zugleich mit der bei gleicher Tiefe weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen — liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äussere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äusseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter

der Sprache Einfluss haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch jede für sich eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemässheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äussere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer engen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem sie die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstanden. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äusseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakespeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfniss, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, dass auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden musste, liess für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmasse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein und gab auch ihr eine äusserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der grossen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeusserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von

Halikarnass gänzlich zu verschwinden. Es ist indess nicht zu läugnen, dass, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener grossen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht, und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefasst werden, aus und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.[1])

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniss zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einflussreich auf die Sprache seyn. Von der, sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 191.) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschliesslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äusseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniss und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten

---

[1]) *Nach „ab" gestrichen: „Wie die Prosa das Medium des geselligen Gesprächs in seiner natürlichen Einfachheit ist, so giebt es für sie auch ein anderes ähnliches Gebiet, wo sie den Gedanken, statt ihre eigene Selbstständigkeit geltend zu machen, nur begleiten und ihn so rein und klar, als möglich, darstellen muss, nemlich das der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit."*

Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem blossen Zwecke der Darstellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich, anschliessen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben darnach natürlich viel früher entstand und die Fortschritte allmählich waren, so schloss es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen und der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmässiger Geist umfasste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntniss gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins auszeichnete, musste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwicklungsperiode stellen, muss die Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniss. Man irrte gewiss sehr, wenn man Aristoteles mehr von Anmuth entblösste, schmucklose und unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes

zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen grossen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Literatur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm, und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen auf uns gekommen wären, so würden wir wahrscheinlich ein ganz anderes Urtheil über den Umfang seines Styles fällen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel grosser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden grossartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu grossen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache und alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der, auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen

mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewusst ist, seinem angeborenen Triebe gemäss nach jener grossen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt oder die Sprache im intellectuellen Sinken einer gebildeten Nation von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine grossartige Prosa oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeusserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an, und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben zu erheben, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag und der daher, von den ersten Keimen ihrer äusseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben seyn, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fliessen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne dass auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Literatur bietet uns, wenn auch mit grossen und bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluss fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äussere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigen-

thümlichkeit der Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mässigen Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Grösse und der Herrschaft hervor und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergiessen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebendige Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Literatur durch Eroberung ausgebreitet wurden und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verbanden, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines grossen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und eines ideenreichen ausserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber und noch mehr wurde dieses durch die frühere Literatur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen musste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmähliches Sinken der Sprache und Literatur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so dass zugleich ein grosser Theil der Werke aus den besten Epochen und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer

gleichen, aber durch äussere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit lässt sich, unserer Kenntniss der Literatur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter gieng schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Literatur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêśa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische.[1]) Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äusseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Literatur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemässe Entwicklung statt finden, wie wir sie bei

---

[1]) *Nach „Griechische" gestrichen: „was aus den beiden Ursachen herstammt: aus dem Umstande, dass die Römer in der Griechischen Literatur ein Muster vor sich hatten, das unmöglich ohne Wirkung bleiben konnte, dann aber und ganz vorzüglich aus ihrer eignen, überall hervorleuchtenden Originalität. Niemals vergassen sie, dass sie Römer waren, und in dem ganzen Charakter ihrer Sprache und ihres Styls zeigt sich, dass sie, auch wo sie dem Vorbilde folgten, doch als Beherrscher nachahmten."*

den Griechen vom Homerischen Zeitalter an und durch den dauernden Einfluss jener frühesten Gesänge wahrnehmen. Die grosse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschliessenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniss. Sie hat viel weniger eine bloss intellectuelle Farbe und muss aus allen diesen Gründen zusammengenommen der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, die bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen und es ist kaum glaublich, dass ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sey. Eine solche Prosa musste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfiengen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstossenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuern Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten. Ich begnüge mich nur mit der Bemerkung, [dass] was die Verschiedenheit des Verhältnisses [betrifft], in welches Prosa und Poesie sich gegen einander stellen und dadurch auf den Geist zurückwirken, immer nur eines in einer Nation und Sprache vorhanden seyn kann. In einem Stamme von Sprachen aber lässt sich in den einzelnen desselben diese Verschiedenheit in grösserem Umfange übersehen und stellt sich dann den Fortschritten der Bildung im Laufe der Jahrhunderte gemäss in organischer Entwicklungsfolge dar. Die Grundlage bleibt immer die dem ganzen Stamme eigenthümliche äussere Form, das gemeinsame Bestreben der überein-

kommenden intellectuellen Eigenthümlichkeiten. Die Verschiedenheit bilden innerhalb dieses Gemeinsamen die Charaktere der einzelnen Nationen und das Zeitalter, in welchem jede den Grad der Geistigkeit erreicht, aus welchem Poesie und Prosa hervorblühen. Hierzu wende ich mich daher jetzt.

Vorher aber muss ich noch eines ändren, im Vorigen nicht betrachteten Verhältnisses der Poesie zur Prosa gedenken, nemlich der Beziehung beider auf die Schrift. Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, dass die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann und dass beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, gieng zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als dass ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich überliefert und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch bloss natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine grössere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuss loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch grossentheils überflüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit lässt sich zwar meiner Ueberzeugung nach hier

nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtniss anzuvertrauen. Es giebt gewiss bei den Völkern auch bloss nationelle, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, welchen man es ansieht, dass sie gewiss nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern.*) Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, dass auch und ganz vorzüglich die äussere Form dabei beachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, dass sie ihrem Inhalte nach in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verändert, Mythen des Hercules und ein ganz locales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel**) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stösst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfniss darnach in ihr nicht gegründet seyn kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin

*) Mariner. Th. II. S. 377.

**) Izaro in der Bucht von Bermeo.[1])

[1]) *Nach „Bermeo" gestrichen: „Meine ungedruckte Reise durch Biscaya. S. 186."*

forschenden und verknüpfenden Verstandes eine, die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muss in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Verewigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwicklung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet und befestigt auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf und der Geschichtschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muss daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen,*) eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeisterung ohne Absicht und Bewusstseyn der Kunst entströmende und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nemlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben,

*) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Râmâyaṇa die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Literaturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Literaturgeschichte der Indier zu schreiben oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie zu bearbeiten und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stösst dann auch, so lange sie ohne Bewusstseyn absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiss in den grossen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewiss mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von Andren, als ihren Verfassern gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, dass diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiss ebenso wie jene Poesie nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffne Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfiengen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Grosses und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches musste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente 34.

hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmässigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann giengen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwicklung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniss und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren Kraft besass.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden seyn würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären und sich über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äusseren, mehr zufälligen Schicksalen verdanken wir den mächtigen Einfluss dieser Weltherrschaft auf unsre bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innre Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hiengen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen oder in ihrer Sprache oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, dass man

keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem innren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht seyn. Dennoch muss jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes ausgehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, dass eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, dass es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der, einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, dass die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen muss, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein und giebt genau genommen nur die Frage in andren Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes, und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemässe, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt und dadurch zwischen der Aussenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmässigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmässigkeit dieses

Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stösst auf eine die vollkommne Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§. 22.) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der grössten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen lässt.

Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen.

Es giebt nemlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muss gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muss inne werden, dass sie,

gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen, in einander verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispiels zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen unmittelbar beim Aussprechen des Wortes diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Daseyn offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nemlichen Bestreben fliessende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Act gegenüber und lässt es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze, eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben auf andrem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch hier äussert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, dass das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durch-

greifend lebendig ist, dass es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äusseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke oder Ersetzung durch unadaequate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht bloss seine Wirksamkeit im Geiste, sondern seinen wahren Uebergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction und das Pronomen relativum und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen. Verbum.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, dass ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden, es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der, Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Seyn das Praedicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, dass das Seyn, welches mit einem energischen Praedicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloss als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloss den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloss den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verlässt durch das Verbum seine innre Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbum liegt, so muss die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ihnen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbum, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist,*) äussert, und diesen Punkt lässt man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren innren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Aeusserlichkeiten des Sprachbaues stehen, ohne zu bedenken, dass diese erst dadurch Bedeutung erlangen, dass zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbum allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles und lässt, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als dass das Nomen, ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil erfährt dabei mehrfache Aenderungen. Auch kommt gewöhnlich ausser der in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomen einen

*) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

zweiten einer Handlung fügt. Dies ist in der Sylbe *kâmy* von *kâma,* Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y, sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, dass sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Dass Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Ueberhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt, und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbum, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, die in der That die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache und kann, als solche, Beziehungen eingehen und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu bemerken, dass es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbum als den Grundformen des Nomen entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede seyn wird, so bleiben nur Vocale mit oder ohne eingeschobene Nasenlaute übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behaupten, dass diese Einheit in den Sanskritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen

geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dass das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stammvocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa in den Personenendungen ist auch die Bedeutung der nicht bloss phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln ganz unverständliches Zeichen zu bilden oder zwei bedeutsame Begriffe nur eng aneinander zu heften, so tragen in der ganzen Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an sich. Diesem Gange zufolge ist die Bezeichnung jeder einzelnen Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. 135—137.) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen die Sprache eine so ungemein grosse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur eben dadurch möglich, dass alle Umänderungen der Laute, sie mögen bloss phonetisch oder bezeichnend seyn, auf verschiedenartige Weise verbunden werden und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch bloss dadurch, dass er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personenendungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich bloss auf den Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichen Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Ausser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da,

wo sie nicht auch bloss phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbum gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit grossem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewissheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augment-Praeteritum als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum *as*, s e y n, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum g e h e n, *i* oder *yâ*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne dass die Gegenwart des Verbum *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu seyn scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Aehnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes t h u n oder m a c h e n andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung des zugesetzten Verbum nur leise fussend, sich seines Lautes als blossen Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbum die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. G e h e n liess sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste, um wesentlich als Suffix zu dienen und diese Zwitterrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, dass die erstere, wenn auch der Laut von ihr ausgieng, dabei ganz in Schatten gestellt wurde.

Denn er dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlaut und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht und *u* hat einen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbum seyn lässt sich nicht dasselbe, aber doch auch Aehnliches sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht wird und seinen Laut nach Massgabe des ihm vorangehenden Vocals verändert.*)

---

*) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu. Th. I. S. 329.) eine grössere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, dass dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmassung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivum zu thun gewesen wäre. Denn man muss offenherzig gestehen, dass der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivum an sich, sondern erst dann einigermassen übereinstimmt, wenn man dies mehr in Verbindung mit dem Begriff des Verbum neutrum als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch nach Haughton's Anführung im Hindostanischen, wo es dem Seyn entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem, den Uebergang zum Seyn direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische *γίνεσθαι*, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur dass sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare, divenire, devenir, to become.* Im Sanskrit muss daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivum in der neutralen Conjugation (der des Atmanêpadam) liegen und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht nach aussen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, dass die Intensiva nur im Atmanêpadam die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, dass sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, dass das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte und dass die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung seyn möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum passt der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben und es möchte daher doch vielleicht nicht zu misbilligen seyn, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe

Wie in den Sprachen eine Entwicklung immer aus der andren, so dass die frühere dadurch bestimmend wird, hervorgeht und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwicklungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen lässt, davon ist das Passivum der Sanskrit-Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activum und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. Indem aber dem Sinne nach der Wirkende zum Leidenden und umgekehrt wird, soll der grammatischen Form nach dennoch der Leidende das Subject des Verbum seyn und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefasst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivum ausgedrückt werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person Vorgehendes, sich auf sie mit Ausschliessung ihrer Thätigkeit innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach aussen und das Erfahren im Innren in der ganzen Abwandlung des Verbum von einander zu trennen, so fasste sie der Form nach auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, dass diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivum die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs schwierig, so ist es in der Zusammenschliessung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adaequat aufzufassen und kaum von Nebenbegriffen rein zu erhalten. In der ersteren

---

dieser Verba *i* und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142. Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmässig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch *kâmy* aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von *kâma,* Begierde, und *i,* gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmassungen weiter auszudehnen, so liesse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurum Anwendung fände. Was Bopp (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache. S. 29—33. *Annals of oriental literature.* S. 45—50.) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des Potentialis und zweiten Futurum ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

Beziehung sieht man, wie einige Sprachen, z. B. die Malayischen und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzubringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, dass der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffasste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht übergieng. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba und lässt es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommener Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbum die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht bloss einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern bemerkt, dass, wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste dasteht, sie in die, sonst die äussere Sprachbildung leitende äussere Entwicklung eingreift, sich selbst geltend macht und nicht zugiebt, dass im blossen Fortspinnen angefangner Fäden statt der reinen Formen gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sanskrit giebt uns hier zugleich vom Gelingen und Mislingen in diesem Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbum drückt es rein und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivum lässt es sich auf der Verfolgung des äusseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen lässt sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbum modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit und die Verbindung des Pronomen ist so lose, dass man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, das eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum s e y n im Geist zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, dass wahre Verbalbeziehungen

zu Nominalbeziehungen hingezogen werden und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite mit wenigen Ausnahmen an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstösst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen, und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheiles sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht bloss von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch grösserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, dass im Javanischen durch die blosse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe Nominal- und Verbalformen wechselweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung; ich werde weiter unten (2. Buch.) zeigen, dass diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Praefixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche dieser Schrift ausführlich und an seiner eigentlichen Stelle erörtert werden muss.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine oder sehr unvollkommne Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst mehr oder weniger mit dem Attributivum, also einem Nomen zusammen und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, muss, als Verbum seyn, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbum da, wo einer Sache bloss eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbum nichts zu schaffen, sondern ist bloss eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen, welche

in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen, diesen Constructionen eine besondere Form und ziehen dieselben dadurch gewissermassen in den Bau des Verbum hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomen mit dem Stamme des Verbum, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nemlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht)*) enthalten, doch in der Rücksicht Participia heissen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik**) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus seyn könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müsste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, dass derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomen und eines Nomen mit ausgelassenem Verbum seyn ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist genau genommen keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermassen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomen erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, dass sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem

*) Ich folge nemlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassenen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht und die Harris in seinem Hermes[1]) und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen[2]) vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivum (nicht eines bloss qualitativen) durch das Seyn. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Seyn die der Zeit. Dies hat Bernhardy meiner Ueberzeugung nach richtig begründet und erwiesen.

**) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico. 1673. S. 6.

[1]) „Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar", *London 1751.*

[2]) „De temporibus et modis verbi graeci et latini", *Leipzig 1766.*

etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem Substantivum anhängend, bezeichnet und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Redetheile. Im ersteren muss das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen: *naha quadza,* die böse Frau, *quadza naha,* die Frau ist böse.*)

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seyns unmittelbar in die Form des Verbum zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen lässt, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Seyn in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbum haben muss und wieder nur die Verbindung des Seyns mit einem energischen Attributiv seyn kann, so entsteht immer wieder die nemliche und der Unterschied ist bloss der, dass, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbum, dass der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbum einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff derselben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz seyn, für eine in den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nemlich bei dem, wo die Function des Hülfsverbum (der Hinzufügung des Seyns) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nemlich dem Pronomen auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Casanare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomen mit den

*) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

Partikeln der Tempora gebildet. Diese Verbindungen machen für sich das Verbum seyn und einem Worte suffigirt die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum seyn gänzlich, und da das Praesens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben bloss aus den Personen des Pronomen selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden.*) Die drei Personen des Singulars des Verbum seyn heissen daher *que, mé, di*,**) und in buchstäblicher Uebersetzung bloss ich, du, er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di*, Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er ass. Hiernach also bedeutete *que* ich bin und diese Form des Pronomen drückte eigentlich die Function des Verbum aus. Indess kann diese Verbindung des Pronomen mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, dass dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil seyn kann, ein Satz gebildet wird. *Que, di* heissen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ui di* es ist Wasser, *jura-n-di* mit euphonischem *n* er isst. Genau untersucht ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seyns in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbum

*) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar grösser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qua* und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, dass der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

**) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleiss des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten, die sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so dass hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben, allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preussischen Gesandten in Rom, Herrn Bunsen, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im *Collegio Romano* niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten Forneri her.

seyn bei der Zusammenstellung des Pronomen mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re*, welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber bloss die Praeposition in, die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re*, im Essen, *edendo*; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomen zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt: wenn ich oder dass ich ässe. Hier wird der Begriff des Seyns mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden und es fallen daher die, sonst unveränderlich mit ihm verknüpften Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re*, *ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbum seyn auf und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomen bestimmt, mit welcher beständig und ausschliesslich der Begriff des Seyns verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, dass nemlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sey, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbständigen, mit einer Zeitpartikel und machen alsdann das Verbum seyn aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz*, ich war, *tâtâ-itz*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andre Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als dass sich entscheiden liesse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschliesslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Praesens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum

angehängt, um Heftigkeit der Handlung anzudeuten, und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur ausschliesslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden seyn.*)

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig.**) Sie besitzt ein Pronomen, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum seyn ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des Verbum immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nemlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seyns mit sich, die andre besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seyns nur in Verbindung mit einem andren Worte hinzubringt, die andre aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Praesens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum seyn. In den beiden ersten Personen des Singulars und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech, on, ex;* dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen ausser den hier genannten drei Gattungen giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum seyn dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff des Seyns nicht mit sich führende wird allemal affigirt und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomen entbehrt, verbindet es sich regelmässig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*cah* und *ah*, nach bestimmten Regeln ab-

*) *Noticia de la lengua Huasteca que dà Carlos de Tapia Zenteno.* Mexico. 1767. S. 18.

**) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franciscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico. 1684.) geschöpft, welche er in der Bibliothek des *Collegio Romano* fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu seyn.

wechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En, ten, cah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch immer so, dass eine dieser Sylben die übrigen ausschliesst, woraus schon für sich hervorgeht, dass alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so dass eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird bloss beim intransitiven Verbum und auch bei ihm nicht im Praesens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht, *ah* mit demselben Unterschiede bei den transitiven Verben, *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Praesens und Imperfectum. *Ten* findet sich bloss in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich und die Form erhält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich und diese Nominalform bedarf nun des wahren Verbum seyn, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muss ich noch, dass in dieser Vorstellungsweise der Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand ausser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische *οἰκοδομέω*, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

Es wird schon dem Leser aufgefallen seyn, dass die beiden Unterarten der ersten Pronominalgattung sich bloss durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, dass es den Wurzellaut eines Verbum ausmacht, so dass genauer ausgedrückt nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum seyn, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Dass *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als blosse selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem

Mayischen Vaterunser.*) In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbum, sondern des Pronomen selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nemlich gänzlich von den beiden ersten verschieden und im Singular für beide das Verbum seyn ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbum, so liesse sich dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, dass die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *lai* aufgeführt und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomen durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz, in den beiden ersten wieder, gleichsam als hiessen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomen die gleiche Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomen ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen grosse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seyns verbundenen Pronomen ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden Pronomen übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, dass sie, von jenem, vielleicht älteren Pronomen entnommen, dem andren bloss als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsverbum seyn bildet.

---

*) Adelung's Mithridates. Th. III. Abth. 3. S. 20., wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich und dadurch mag es gekommen seyn, dass die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Praesens und Imperfectum aufbehalten worden. Dass *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomen in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum praefigirt, so beweist dies deutlich, dass *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, dass es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniss hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars im Praesens *canan-in-cah*, dagegen dieselbe Person im Perfectum *in-canan-t-ah*. *In* ist Pron. 1. sing., das dazwischengeschobene *t* ein euphonischer Laut. *Ah* hat in der Sprache als Praefix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden seyn. Da es seinem Ursprunge nach weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbum anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem bloss ruhenden Begriff des Seyns und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache verschiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemässen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbum ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbum und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges

Miskennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, die sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomen selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefasst wird, und dies scheint mir hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständniss ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus und dies schlingt sich in zwei grossen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem andren Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Uebergang in die Lautbezeichnung erfordert. Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andere Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomen an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomen beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nemlich vorn, das die Person des Verbum begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heisst *rau tucu* mein Haus, aber *humasoi-rrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pronomen findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen findet sich zwar

auch die Bezeichnung des Ueberganges vom Nomen zum Verbum und umgekehrt durch den Accent, allein nicht in symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbum da derselbe Accent unverändert den doppelten Uebergang ausdrückt und nur andeutet, dass das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird.*)

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nemlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Tempora. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *cah* noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbum ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurum oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewissheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomen hervorruft und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbum durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomen in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die blosse Vorausschickung des selbstständigen Pronomen nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbum (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu

---

*) S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat.* S. 23.[1])

[1]) *Vgl. Band 5, 268.*

setzenden Theil des Verbum charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, dass in den Malayischen Sprachen, in gewisser Aehnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Werden alle Modificationen des Verbum wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend oder träger als agglutinirend erweist.

Act des selbstthätigen Setzens in der Sprache. Conjunction.

Gleich stark, als das Verbum beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Synthesis in ihr. Jeder Satz muss als Eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine grössere verknüpft und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung giebt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode und die Conjunctionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andren abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzten schon Griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfacheren und des sich kunstvoll erhebenden Styls. Die bloss verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach einander hin und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten.*) Die

*) Demetrius *de elocutione.* §. 11—13.

weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschliesslich gewidmeter Wörter und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, dass du fertig bist, so ist das gewiss nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur dass das richtige grammatische Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbum angedeutet hat.[1])

Act des selbstthätigen Setzens in der Sprache. Pronomen relativum.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das, in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dass der eine einen blossen Beschaffenheitsausdruck eines Nomen des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, muss daher zugleich Pronomen und Conjunction seyn, das Nomen durch Stellvertretung darstellen und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, dass das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe,

---

[1]) *Nach „hat" gestrichen: „Auch unser so, wodurch wir, was den Sprachen des Alterthums nicht eigenthümlich ist, den Nachsatz andeuten, ist wohl nur ein den Inhalt des Vordersatzes zusammenfassendes also. Im Alt-Französischen wird bisweilen bei sehr langen Perioden das bejahende* si *auf ähnliche Weise gebraucht. Diefenbach (über die jetzigen romanischen Schriftsprachen. S. 41.) bemerkt, dass die Rhätoromanische Sprache in Graubündten unsere Nachsatz-Partikel in sich aufgenommen habe:* scha, *so. Die Häufigkeit des Gebrauchs, auch bei ganz kurzen Sätzen, mag allerdings aus Umgang mit Deutschen entstanden seyn; das Wort selbst aber ist doch wohl das lat.* si *und* sic. *Es ist übrigens merkwürdig, dass dies* scha *auch für wenn, als u. s. f. gebraucht wird und daher in der nemlichen Periode doppelt den Vordersatz und den Nachsatz (wenn — so) regieren kann. Ein Beispiel davon s. in Conradis Gramm. S. 5[illegible] Unser also ist eigentlich* aschia."

welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer seyn möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefasst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomen entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erforderniss abgesehen wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben, wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen und eben dies Wort mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, dass nemlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermassen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz, auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativ-

pronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so dass die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt, aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in,* welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomen und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung.

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile seyn. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältniss setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen und es kann ihr in dem Leichteren nicht mislingen, wenn sie die grössere Schwierigkeit der satzbildenden Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen seyn. Sachausdruck und Beziehung müssen in richtigem Verhältniss stehenden Ausdruck finden, die Worteinheit muss unter dem Einfluss des Rhythmus die höchste Festigkeit besitzen und der Satz dagegen wieder die, seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge hervor.

Im Innren der Seele aber führt sie das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine

ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist und zugleich von äusseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg oder schleicht, ohne recht vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigenthümlichen Analogien fort. Wo sie aber, von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, ausser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zugleich auf mannigfaltigen äusseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache unabhängig von solchen sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstosses, um das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, dass es in ihr ein zu ganz andrem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar seltner auf die Weise, dass eine Nation zwei verschiedne und nicht mit einander zusammenhängende Blüthen ihrer Literatur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst die Keime der kräftigen Entwicklung schon gleichsam schlummernd und praeformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewiss doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet, nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Organismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft, mit Einem Worte alles das, was die Grundlage und den Nerv ihres Baues ausmacht, war ihr gewiss schon eine unbestimmbare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die entgegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze der edelsten Sprachen, ohne dass sich unsrer Kenntniss nach jemals in denselben eine dem entsprechende Literatur entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem Anstoss

oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hier bloss an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehört, viel glücklicher, als andre ihrer Schwestern getreu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden und fördernden Einflüsse äussere und zufällige oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muss ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, dass man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Innren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloss als rückwirkend betrachten und augenblicklich vergessen, dass, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfieng, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch blosse Gedankenzergliederung erreichen lässt, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechselbeziehung des Geistigen und Sinnlichen und endlich rhythmisch melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider lässt aber wieder umgekehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschliessen. Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu seyn dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äussert ihre grösste Kraftanstrengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zu-

sammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlasst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie lässt sich aber die hier ausgeführte Behauptung, dass das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, dass der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am grössten ist, im Laufe der Zeit aber allmählich abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, dass gerade das einbüssende Princip das erhaltende seyn soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn lässt sie aus verschiednen Ursachen und in verschiednen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los, und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschliesslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewiss mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt und diese Erscheinung liesse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner innren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung.

Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welche die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständniss bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Ueberhaupt muss die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere seyn, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente auch ihrem Ursprunge nach noch klar vor der Seele stehen und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit und lässt nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Praepositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher und

verlieren allmählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache seyn mag, so ist es sicher, dass auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiednes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsre heutige und die Englische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung mit Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluss ausübt. Dass aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluss der Flexionsnatur auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche Gewohnheit der Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des innren, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festgesetzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge ausserdem, da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen Anlagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung verdankte, und fasste mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äusserlich minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es namentlich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte Flexionen übrig geblieben seyn, die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden liessen. Ein auf diese Weise ent-

stehender geringerer Formenreichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keinesweges hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewiss ohne Schuld der Sprache aus tieferen innren Ursachen.

Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchtersprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniss zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, dass auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge fasst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewiss; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, grösstentheils von Germanischem oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine grosse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu giessen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorgieng, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muss man ihren Ursachen nach schon viel früher, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon während des Bestehens der Grösse des Reichs in den Provinzen und nach Verschiedenheit derselben anders, als in Latium und

der Herrscherstadt gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät nach dem Sinken der gebildeten allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Soloecismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zuliess. Die Volkseigenthümlichkeiten mussten überwiegend werden, als die letztere sich bei dem Verfalle des Gemeinwesens nicht mehr durch Literatur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte.*) Die provincielle Entartung gieng immer weiter, je lockrer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein blosses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Misverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs und das Bedürfniss, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen M[illegible]ttersprache, m[illegible] man die Erklärung der Erscheinung suc[illegible] [illegible]as Verf[illegible] Romanischen Sprachen in ganz ent[illegible] [illegible]rstri[illegible] gleich bleibt und oft durch ganz ei[illegible] [illegible]stir[illegible] [illegible]rascht.

[illegible]che hier[illegible] [illegible]ber [illegible] Diefenbach's [illegible]rift [illegible] [illegible]man[illegible] [illegible]en.[1])

Es sanken Formen, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoss.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Praeposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen seyn, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung bloss als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der innren Sprachansicht, welche rein und energisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloss und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall. Die Praepositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte nach ihrer Bedeutung einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen bezeichnete sie das Verhältniss. Diese schöne Uebereinstimmung nahmen die ihrem Ursprunge nach entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Praeposition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutsamkeit giengen nicht mit unter und dies ist keine bloss willkührliche Annahme. Es ist auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach nicht weniger, als ihre Stammmutter selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbum. Wie mangelhaft seine Formen seyn mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht dem Gefühl nach dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich als Sachbegriff vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen seinem Begriffe nach wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbum und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Ueberhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomen mehr an das Licht, und da

diese zur reinen Auffassung des Relativpronomen führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Ueberall kehrt daher dieselbe Erscheinung zurück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedner Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besondres Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch der Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle seyn. Dadurch allein, dass ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit, und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, muss sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äusserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Literatur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmählich und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt und der keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durchläuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit, und wie diese sich zur Bildung der äusseren, technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Uebergange der Römischen Sprache in die neueren, aus ihr entstandenen ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne dass sich sagen lässt, dass ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten und nähert sich ausserdem in der Behandlung derselben der Italienischen. Der Fehler lag also hier nur an äusseren Umständen, am Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veranlassten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art übergehen, unstreitig die Ursach, dass sich aus dem Verfall des Griechischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese Umbildungen grossentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter an sich tragen, so ist diese Aehnlichkeit leicht erklärbar, macht aber die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechenland, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht die blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äusserer Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfallenen Staatskörper und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, mussten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluss ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetisch schöpferische Jugend auf und ihr Zustand hierin wurde gewissermassen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewiss man aber auch diesem äusseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Literaturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der

Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben muss, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. 243.) im Vorbeigehn berührte Ursach mit, deren Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war ohne allen Vergleich tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die, welche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken bloss einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Ueberganges einer formenreichen Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen liess, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, dass der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romanischen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortspriessen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung

äusserer Umstände erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten lässt sich mehr oder weniger von jedem Ausdrucke, Wort oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren grösstentheils die Gründe derselben in sich und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der andren auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten grammatischen Theil lässt sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniss dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich und bedarf zu seiner Vervollständigung eines, dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äussere Einwirkung entstandene Willkühr bei und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äusseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache geworden ist, gar nicht oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben mit gewiss wenig zahlreichen Ausnahmen nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Altgriechische, kann auch dem Volke nicht als fremd er-

scheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen Baues hineinzudenken vermag, so muss es doch die Elemente zum grössten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewiss bemerkenswerth. Ob er auch auf den Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluss ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, dass jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, dass daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt und dass jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sey, entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche, auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es lässt sich in der That denken, dass es unter den früheren, uns als Muttersprachen erscheinenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig seyn, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich auch hier allerdings und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, dass diese Consequenz nur allmählich wieder entsteht und dass die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint daher durchaus nicht als einflusslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet oder nicht? Es sollte

daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einfluss ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

Rückblick auf den bisherigen Gang der Untersuchung.

35. Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, soweit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtniss zurückzurufen, wesentlich darauf, dass dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloss physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewusstseyns, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu seyn, kann sie doch nur einem mit Bewusstseyn und Freiheit begabten Wesen angehören und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewusst, den treibenden Anstoss ertheilt.*) Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen ist sie aber zugleich den, den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einfluss ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt und auf schon Ueber-

*) S. oben S. 16. 17. 40. 42. 43.

kommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen; allein vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn in articulirten umgewandelt und dadurch in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft und scheinbar sogar selbstständig schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, dass er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine, aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist und Alle den Schlüssel zum Verständniss aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, dass die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich seyn und immer den allgemeinen Zweck erreichen muss. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden und nicht allein in den blossen Lauten, so dass dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen bloss formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er muss in allen den richtigen und gesetzmässigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe seyn kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung.[1]) Es kommt nemlich auf die Energie der Kraft an,

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Aus seiner Beziehung auf den Laut entspringt aber nothwendig Verschiedenheit, theils und vorzugsweise durch den Laut, theils aber auch in der That durch den innren Sprachsinn selbst.“*

mit welcher er auf den Laut einwirkt und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich seyn, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmässigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt.[1]) Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er muss sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes oder Fremdes anschliessen. In diesem allem zusammengenommen liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nemlichen an sich tragen, weil die Nationen, die sie reden, verschieden sind und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

In der Betrachtung der Sprache an sich muss sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muss die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form nähern. Diesen Weg ver-

---

[1]) *Diese beiden Sätze hießen ursprünglich: „Diese Energie kann aber nicht überall gleich seyn. Sie hängt auch wieder auf eine zwiefache Weise von der geistigen Individualität der Sprechenden ab. Einmal von ihrer Stärke, Lebendigkeit und Gesetzmässigkeit als Sprachsinn selbst, der nichts andres als das ganze auf die Sprache bezogene geistige Vermögen ist, dann aber von den sich näher auf die Sprache beziehenden Beschaffenheiten durch das Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken in dem Worte und durch das aesthetische Gefallen an Lautreichthum und Einklang."*

folgend, haben wir gefunden, dass diese Form nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit befördert und das verhältnissmässige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht bloss erleichtert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht bloss den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äusseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzuführen und von diesem Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen und es hat sich unverkennbar gezeigt, dass diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen und ich habe versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschliesst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung zugleich nach ihren inneren und äusseren Zwecken hin darzubieten. Von diesem Verfahren liess sich aber zugleich auf die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Dass ein vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, lässt sich nicht erwarten und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Von der rein gesetzmässigen Form abweichende Sprachen.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmässigen hin-

streben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung ausser der, aller grammatischen Formen entrathenden Chinesischen Sprache drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen von den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn dass unter den abstracten die flectirende die allein richtige genannt werden kann, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Masse auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht ausschliesslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Besitz der Kenntniss mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die seyn, dass, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne dass einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstossender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den engen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, dass die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indess doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hinneigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch

den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Ueberall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen geblieben. Dass nun dieser Bau dem Grade nach vorzüglicher in der einen, als in der andren sey, im Sanskrit mehr, als im Chinesischen, im Griechischen mehr, als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch immer gestehen müssen, dass ein fruchtbareres Princip der Geistesentwicklung die einen, als die anderen dieser Sprachen beseelt. Nun aber müsste man alle Beziehungen des Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es lässt sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, dass einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind und dass die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen muss doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, dass die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere die Kraft des reinen Gedanken herausstellt und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschliesslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Ueberzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten,

dass sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmässiger und einer von jener reinen Gesetzmässigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach wird dadurch bloss eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die, einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt noch geringgeschätzt, man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter seyn, als ich. Ich würde ein solches nicht bloss als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder, durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt, und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muss, fähig zu seyn, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, dass sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, dass jede Sprache ausser ihrem schon entwickelten Theil eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals und unter keiner Bedingung zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen lässt? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, dass ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewiss gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Aeusserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten muss, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese Eigenthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden, ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues.

36. Die von der, durch die rein gesetzmässige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit seyn. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber

richtig ist, dass der naturgemässe Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Massstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwicklung finden lassen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemässen Bahn. Dieser lässt sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen, die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus bloss darin liegt, dass der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können und daher die Formen bildende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar und es giebt andere und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht bloss auf diese Weise erklären lassen. Dennoch muss man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen, gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich seyn, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, dass die eigentlichste Flexion, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere Trefflichkeit ihres Baues, die erstere durch Werke des höchsten dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche, vielumfassende wissenschaftliche Literatur neben der poetischen. Auch an sich, bloss technisch betrachtet, steht der Organismus dieser Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller

Einfachheit und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem andren nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Sprachen zwei Eigenthümlichkeiten an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nemlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem Wortstamm und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern Bedeutung und Beziehung sind ausschliesslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die Freiheit andrer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man muss also doch meiner Ueberzeugung nach von diesen Seiten aus die Semitischen Sprachen zu den, von der angemessensten Bahn der Geistesentwicklung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den nationellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungsgrund der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzudeuten, und wenn man die Vocale ausschliesslich hierzu bestimmen wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte erreichen.[1]) Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr

[1]) *Nach „erreichen" gestrichen: „Legt man aber eine solche Consonantenfügung zum Grunde, so ist man in Verlegenheit zu erklären, theils wie ein Volk gerade auf diese Form gerieth, theils warum es die Vocale von der Bedeutsamkeit der Wörter ausschloss. Ein solches Verfahren steht im geraden Widerspruche mit dem Principe der Sparsamkeit der meisten andren Nationen, die nicht bloss von einsylbigen Wurzeln ausgehen, sondern grossentheils auch in diese nur einen Consonanten aufnehmen. Denn auch im Sanskrit bleibt es noch zweifelhaft, ob die mit wahren, sich nicht bloss phonetisch mit dem vorhergehenden Vocal verbindenden Consonanten nicht vielleicht schon Zusätze abgekürzter Sylben sind, welche die Wurzel schon selbst zum zusammengesetzten Worte machen. In*

geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die blossen Vocale lässt sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natürlich die Bedeutung vorausgeht und daher schon die Ausschliessung der Vocale von derselben erklärt werden müsste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; dann aber nach der Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Aehnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches, und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiednen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden.*) Hieraus folgt schon

---

den Semitischen Sprachen ist aber auch ein Theil der aus drei Consonanten bestehenden Stämme aus solchen entsprungen, welche nur zwei enthalten, und die Untersuchung hat wohl noch nicht ganz ausgemacht, wie weit sich diese Umbildung erstreckt. Bei Stämmen mit zwei Consonanten aber konnte die ausschliessliche Bestimmung der Vocale zum Beziehungsausdruck keinen hinreichenden Erklärungsgrund finden. Soll aber auf der andren Seite diese Bestimmung die Consonantenfügung bewirkt haben, so tritt wieder der doppelte Umstand in den Weg, dass man nicht absieht, wie ein solches Gesetz, da die Anfänge der Sprachen wohl noch allen solchen Ausdrucks ermangeln, schon die Vocale von der materiellen Bedeutsamkeit, welche natürlich das erste in allen Sprachen ist, auszuschliessen vermochte oder wie, wenn der Vocal ursprünglich bedeutsam war, [er] diese Eigenschaft wieder verlieren konnte. Es scheint daher, da sich beide Erscheinungen nicht genügend aus einander erklären lassen, nothwendig, einen tiefer liegenden, beiden gemeinsamen Grund aufzusuchen, der natürlich nur in den Organen oder dem inneren Sprachsinn liegen kann. Hier verdient es nun zuerst Aufmerksamkeit, dass die Hebräische Schrift auch in ihrer ältesten Gestalt vor Bezeichnung der Vocale Consonanten enthält . . . . dem Schwa bewähren, so scheint es sonderbar, diese aus dem geraden Gegentheil einer fast absoluten Vocalverdunkelung abzuleiten, und ich bin daher weit entfernt, auf diese Erklärungsart Gewicht zu legen."

*) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Palaeographie auf das klarste und befriedigendst

von selbst, dass sich die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen und, wie schon von den tiefsten Sprachforschern*) anerkannt worden ist, hauptsächlich zur näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, dass sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten andeuten und gleichsam körperlicher und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschliessen, hinzutritt. Indess ist von diesem allen doch ihr ausschliesslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, dass dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch wahrscheinlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in grösserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsylbiger zum Grunde. Vielleicht aber lässt sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Uebergange zu den zweisylbigen Formen herleiten. Diese einsylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, hatten zwei Consonanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung und nahm deshalb keinen Theil an

---

dargestellt und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sanskritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, dass das Zeichen, das von allen Bearbeitungen der Sprachen, welchen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 489—494.) [1]) nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius über denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

*) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonanz gestaltet, der Vocal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. 1.)

[1]) *Vgl. Band 6, 563.*

dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwicklung hervor und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen grösseren Spielraum zu geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber muss doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen seyn, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen, und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwicklung ist es, dass es dem inneren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so dass dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr läuft. Zuerst muss ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vocale von der materiellen Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel streng genommen vocallos, d. h. bloss von dem zu ihrer Herausstossung erforderlichen Laute begleitet seyn. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht mehrere, unmittelbar auf einander folgende, mit blossem Schwa verbundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus und hören auf, beziehungslose Wurzeln zu seyn. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil zur Vollendung ihrer Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen andren Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher

Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der ursprüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger und die Anwendung der Laute nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung passender, als in irgend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist grösser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständigkeit geschieden werden können, und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den Mangel untrennbarer Praepositionen entgeht ihr eine ganze Classe von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, dass für diese, durch Praepositionen modificirten Verbalbegriffe eigne Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine Vollständigkeit gewähren und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, dass, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomen, insofern sie einen Ausdruck zulassen und nicht bloss durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Praepositionen, die der Personen des Verbum durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner, allgemein anwendbarer Verhältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung und zwar solcher Buchstaben oder

Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern verbindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in reinem Vocalwechsel oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandtschaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermassen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm gross gerade durch eine solche Form das Verbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomen und Verbum, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die Aenderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, ohne dass darin eine Vermischung des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein [1]) der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbalflexionen) und ihre verschiedne Bezeichnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Aenderung erleidet, wird die Beziehung nur äusserlich, dagegen innerlich, am Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich bloss auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art und können, wenn wir beim Verbum stehen

---

[1]) *Nach „Allein" gestrichen: „in den Semitischen dehnt sich diese formale Bezeichnungsart nicht auf alle grammatischen Formen aus, da zum Beispiel die Adjectiva keine eigne besitzen, sondern ihr Begriff schon in den Stämmen selbst enthalten ist, und auch".*

bleiben, schon auf die blossen Participien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies in der That und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschreiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeichnungsart. Denn wirklich lassen sich alle Fälle derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie bloss die Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewissheit. Dagegen erscheint es sonderbar, dass gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, die am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast gegen den Begriff der Flexion zur Agglutination hinneigen und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinns der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu seyn, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung fliessenden Begriffe nach systematischer Abtheilung grammatischer Form in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmässig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermassen verwischt haben. Wenn dies Raisonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln und doch die Bahn verfehlen kann, die in der Sprache überhaupt die naturgemässeste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so mussten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lieber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger

Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau*) gegebenen Beispiel muss man sogar schliessen, dass es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter zusammenzufügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, schön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *schis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, als Anrede an eine kleine Katze, *k-uli-gat-schis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise gehen Redensarten in Verba über und werden alsdann vollständig conjugirt. *Nad-hol-ineen*, von *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem schliessenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals, heisst: hole uns mit dem Boote! nemlich: über den Fluss. Man sieht schon aus diesen Beispielen, dass die Veränderungen der diese Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beispiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola*.**) Auch die Abkürzungen sind bisweilen sehr gewaltsam. Von *awesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, bloss die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt ausser der Endung *es* nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben und die Verstärkung durch die Verdopplung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein blosses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht, oder von *medhick*, übel, giebt

*) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia. 1827. 4. S. 20.)

**) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society*. Philadelphia. 1819. *Vol.* 1. S. 405. u. flgd.

dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn.*) Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit sehr hart getadelt. Man müsste aber eine tiefere Kenntniss der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Dass dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem Lande von jeher Angehörigem und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem grossen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weissen Menschen Gekommenen. *Ape* heisst aufrecht gehen.**) In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Dass hernach das Wort allgemein für Mensch gilt und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter grossentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositum gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntniss der Sprache Aufklärung geben

*) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, dass *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den grossen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen seyn. Ueber den Rest des Wortes finde ich bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht bloss zufällig ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 75.)

**) So verstehe ich nemlich Heckewelder. (*Transactions*. I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* bloss Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüssige Thiere.

könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, dass der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, dass das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen und nicht so zerstörend für die Etymologie seyn, als es der oberflächliche Anblick befürchten lässt. Es hängt genau mit der, oben schon als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum und dem Nomen zu verbinden, zusammen.[1]) Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen ohne Flexion durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere fliesst natürlich schon aus dem oben (§. 29.[a]) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt und durch die Aengstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die den Satz ausmachenden Theile für das Verständniss recht enge zusammenzufassen.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung lässt sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal und auch durch den Laut verbunden vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen, aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heisst *wu-nach-quim,* die Nuss der Blatt-Hand (von *wumpach,* Blatt, *nach,* Hand, und *quim,* die Nuss), weil die lebendige Ein-

---

[1]) *Nach „zusammen" gestrichen: „In der That sind diese Verbindungen vorzugsweise in den Nord-Amerikanischen Sprachen, noch weit mehr in ihnen, als in den mir sonst irgendwo bekannten ausgebildet."*

bildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt nachsteht. Es ist offenbar von grosser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschliesst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei lässt. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewiss zu ihren grössten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschliessen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dass es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der, Bilder an einander reihenden Einbildungskraft und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung haben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguss der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, dass diese kühn bildliche

Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne dass ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker im Gegensatz mit den südlichen ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müsste. Gewiss aber ist es, dass wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine grössere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das, den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, das weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die grossen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwicklung der Individualität niederdrückende Peruanische einen sehr verderblichen Einfluss aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigenthums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, [fremd waren].

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, dass wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, dass die Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben seyn mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutungen der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen 37. bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne durch Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter und den Zusammenhang des Sinnes an, also bloss durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht bloss den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältniss zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemässen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Literatur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die grosse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so grosses Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verlässt, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständniss alles Formalen angewandten Mittel ohne Unterstützung bedeutsamer Laute darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, bloss die materiell bedeutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen

aber an den Lauten nur wieder als Verhältniss in Stellung und Unterordnung hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zulässt, von allen andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer grössten Kenner, Abel-Rémusat, eine vollständige Chinesische Declination aufgestellt hat.*) Sehr begreiflicher Weise muss es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomen geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muss zugleich und sogar hauptsächlich die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, dass im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.[1])

---

*) Fundgruben des Orients. III. 283.

[1]) *Nach „verdunkeln" gestrichen: „Das Mandschuische, dessen Vergleichung mit dem Chinesischen sich so natürlich darbietet, liefert hiervon ein einleuchtendes Beispiel."*

Dieser eigenthümliche Chinesische Bau rührt wohl unstreitig von der Lauteigenthümlichkeit des Volkes in den frühesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache aus einander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit muss, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur den sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblösst von der, dem Verständniss zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Dass aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschichtlich erwiesen und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen Schrift.

Es lässt sich wohl allgemein behaupten, dass, wenn der Geist anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen muss dies doppelt der Fall gewesen seyn. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andre Völker, durch die Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden seyn. Es ist aber erklärlich, dass die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn da die Verstandesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vorherrschte,

so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen von Begriffen, als von Lauten, nur dass jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblössung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen oder der festen Anschliessung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbildungen verschiedener, einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, dass die vollkommnere, die Frage bloss aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu seyn braucht. Historisch lässt sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte dieser Betrachtungen

bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen bloss ihrem Baue nach zu einander wie solche stufenartige Erhebungen verhalten oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Massstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander noch mit den Hauptwörtern durch Lautveränderungen verschlingt, dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, dass jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich bei Beurtheilung auf andrem Wege derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, dass es einseitig seyn würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmässige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, dass durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt.[1])

---

[1]) *Nach „entwickelt" gestrichen: „Dies setzt aber eine innere richtige und energische Intuition des Verhältnisses der Sprachen zum Denken und ihrer verschiedenen Theile zu einander voraus. Eine solche muss gleich einer belebenden Flamme die Sprachbildung leuchtend durchdringen, wenn der vollkommen gesetzmässige Organismus entstehen soll. Ohne Weckung dieses aus dem Innren heraus arbeitenden Princips bleibt er auf äusseren, mechanisch successiv wirkenden Wegen unerreichbar. Da allen Menschen die gleiche Anlage zur*

Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen Intuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft gesetzmässige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmählich einwirkenden Wegen bleibt er unerreichbar. Treffen aber auch nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige,

---

Sprache vermöge der ihr Wesen charakterisirenden Intellectualität beiwohnt, so muss jedoch die Intuition, wo sie ganz in Wirksamkeit tritt, überall dieselbe seyn und kann sich nicht ursprünglich qualitativ unterscheiden. Kein Volk kann die Forderungen der Sprache nur zur Hälfte oder zu irgend einem Theil erfüllen, keine z. B. bloss die materielle Bedeutung bezeichnen, die formale ausschliesslich hinzudenken wollen. Nur insofern jene Intuition nicht gehörig geweckt oder ihre Wirksamkeit erschwert und gehemmt wird, entstehen unvollkommene oder falsche, sich von dem vollendeten Baue entfernende Sprachbildungen. Es ist hier immer ein Kampf zwischen der inneren Kraft und dem äusseren Widerstande, wo der Sieg verloren geht, wenn das allgemeine geistige Vermögen nicht die gehörige Lebendigkeit und Stärke besitzt. Die Sprachen, von welchen wir hier reden, haben daher nicht eigentlich ein von dem der vollendeten verschiedenes Princip. Die Sprache kann ihrer innersten Natur nach gar nicht anders als ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen ausmachen, in welchem das fremde Element sich nur durch eigne Verknüpfung zu halten vermag. Bei dieser Beschaffenheit und diesem Verhältniss zum gesetzmässigen Baue muss man auch beinah verzweifeln, die von demselben abweichenden Sprachen in ein erschöpfendes System von Classen zu bringen, wenn nemlich durch eine solche Abtheilung wirklich ihre innere Natur, ihr Entstehen aus dem Geiste und ihr Rückwirken auf denselben charakterisirt werden soll. Ein Andres ist es, wenn man der Eintheilung zu bestimmten Zwecken nur einzelne oder äussere Erscheinungen an ihnen zum Grunde legen soll. Ein vollständiges System ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheit würde, ständen der Ausführung desselben auch nicht die angegebenen inneren Gründe entgegen, wenigstens bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich seyn, da ihm eine Menge einzelner noch gar nicht unternommener Untersuchungen vorangehen müssten. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Forschungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind. Dennoch ist es für eine allgemeine Uebersicht der hier vorkommenden Verhältnisse lehrreich, einige Blicke auf Sprachen zu werfen, welche in Hauptpunkten ihres Baues allgemeine Aehnlichkeit oder Verschiedenheit verrathen, und ich verweile daher noch bei der Betrachtung dieser Fälle, besonders in der Rücksicht welche sich näher an die in dieser Einleitung ausgeführten Ideen anschliesst.“

Naturgemässe und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von selbst und ohne ihr Zuthun und es ist nicht denkbar, dass eine Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indess die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervorgehenden Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber, demungeachtet immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch seyn möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen und enthält, insofern sie vom gesetzmässigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zweck zuführenden Theil. In dem negativen liesse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmässigen Baue zugleich vorhanden ist, muss man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmässige Behandlung aller und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergiessen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da doch auch sie in einigen, aller-

dings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen muss.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit eines, sie von innen aus gleichmässig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, dass jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar, und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem inneren und äusseren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen aus, in dem sie das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen zugleich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification derselben verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken und, wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar, verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn bei tiefer eindringendem Forschen die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müsste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 34.) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine,

seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Sprachen, welche sonst dem Ganzen ihrer Bildung nach auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, dass die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonderung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, dass jedes Wort ohne Unterschied zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zugleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich dennoch wieder dadurch, dass die einen das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die andren dies wenigstens durch die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschuische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln und grossentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupttheile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Praedicat nur so verknüpft werden, dass man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbum s e y n andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe bloss hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heisst, ist nur Participium oder Verbalnomen und kann, wenn auch Genus des Verbum, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des

Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbum ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen muss. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmässiger Bildung bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann ihrer Natur nach den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne grosse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen muss, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbum leiden, der Nachtheil dadurch verringert, dass bei einem grossen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, dass Wörter, welche beide Functionen, des Nomen und des Verbum, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind oder dass sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der Barmanischen.*) Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik,

---

*) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist *Mranmâ*. Das Wort wird aber gewöhnlich *Mrammâ* geschrieben und *Byammâ* ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heisst schnell und *mâ* hart, wohl, gesund seyn. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und

dass in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sey, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab.*) Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz verständiich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird, und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte oder der Wiederholung des nemlichen der Uebergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen**) werden *k*, *t* (sowohl das linguale als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g*, *d* und *b*. Der Unterschied ist nur, dass im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonanten schliesst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die grössere Einheit des Wortes durch die grössere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten.***)

Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhaerirenden Laut und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus. Asia. Gotha. 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat. res.* X. 232.)

*) *A Grammar of the Burman language.* Serampore. 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William Carey, des Lehrers mehrerer Indischen Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken Asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834. gefolgt.

**) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

***) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, dass die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen häufig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500.)[1]) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, dass

[1]) *Vgl. Band 6, 569.*

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *ê*, kühl seyn, erkalten, *kû*, umgeben,

---

die Beibehaltung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nemlich die, dass die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, dass man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Kariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dass es nicht füglich anders damit seyn kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser und auch neuerlich von Herrn Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Palaeographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, dass nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, dass die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Dass im Barmanischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, dass die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, dass die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thang* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nemlich so, dass *ee* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20.), bald *thee* (S. 36. §. 105.), bei Hough in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche gewöhnlich *the* (S. 14.) lautet, so dass die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu seyn scheint. In einem andren Punkte lässt sich historisch beweisen, dass die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts und vermuthlich eines älteren bewahrt. Das Verbum seyn wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi* und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

verbinden, helfen, *mâ*, hart, stark, gesund seyn, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yê**)), das Wasser, *lû*, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besondres alphabetisches Verzeichniss gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine grosse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herfliesst. Allein genau erwogen haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht blosse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus grösseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern blosse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum grössten Theil nichts, was sie von ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen,

---

*) Nemlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta*. S. 369.) schreibt das Wort *ji* nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so dass man nach der, im Anfange dieser Schrift gegebenen Erläuterung über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, dass Hough die Aussprache so angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375. für Zunge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln. Sehr häufig hat die angebliche Wurzel ohne alle Veränderung auch daneben die Bedeutung eines Substantivum, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heisst *mai* schwarz seyn, drohen, schrecken und die Indigopflanze, *nê* bleiben, fortwähren und die Sonne, *pauñ* zur Verstärkung hinzufügen, daher verpfänden und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Dass bloss die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser dem Anblicke nach von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nemlich durch Praefigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva gebildet: *a-châ,* Speise, Nahrungsmittel, von *châ,* essen; *a-myak* (*amyet* H.), Aerger, von *myak*, ärgerlich seyn, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chî*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewiss keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Aenderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ*. Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines Modus des Verbum, z. B. des Optativs durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln bloss zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt

und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung lässt sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heissen *pan*, *pan-krâ:* und *pan-kwâ* Erlaubniss fordern, bitten; *krâ:* (*kyâ:*) heisst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt seyn, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher: so heisst *prach-hmâ:* gegen etwas sündigen, übertreten und *prach* (*prîch*) allein: nach etwas hinwerfen, *hmâ:* irren, auf falschem Wege seyn, daher auch für sich allein: sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Aehnliche Fälle finden sich häufiger und zeigen deutlich, dass die Sprache die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung und so zu bilden, dass die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder bloss auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt oder ihn auch ganz einfach wiederholt oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt.*) Ich werde auf diese, für den Sprachbau überhaupt

---

*) Carey's Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint Judson auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er *v. pañ* bemerkt, dass dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chî: und *chî-nañ:*, auf etwas reiten oder fahren, *nañ:* (*neñ:* H.) für sich: auf etwas treten;

tup (*tôk*. Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kwa*, knieen, *kwa* für sich: niedrig seyn;

nâ und *nâ-hkaṅ* (*nâ-gaṅ*), horchen, aufmerken, *hkaṅ* für sich: nehmen, empfangen;

pañ (*peñ* H.) und *pañ-pan:*, ermüdet, erschöpft seyn, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *pañ-hrâ:*; *hrâ:* (*shâ:*) für sich heisst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden seyn;

rang (*yî*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pê:* dasselbe als das Vorige, *pê:* für sich: geben;

wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden, auch wenn sie erste Glieder eines Compositum sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tuṅ*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositum, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tuṅ*, allein in verstärktem Sinn: auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, dass nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht und nicht darauf geachtet wird, dass der Ueberrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weiss seyn, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, dass Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, dass dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt seyn, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo wie in *dharmawid* eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist.

---

hrâ (*shâ*) suchen, nach etwas sehen, *hrâ-krañ* (*shâ-gyañ*) dasselbe, *krañ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen; *kan* und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschliessen, Gränzen festsetzen; *chang* (*chî*) und *chang-kâ:*, zahlreich, in Ueberfluss vorhanden seyn, *kâ:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen; *ram:* (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft seyn. *Taû* heisst auch für sich und mit *hcha* verbunden rathen, wird aber nicht allein gebraucht; *pa* und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch bloss die Wurzel im Sinne eines Adjectivum genommen und dann entsteht nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwâ:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut seyn). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu*, Menschenmenge, von *lû*, Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, dass es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter,*) mit Wegwerfung des *a* zu *ma* abgekürzt und fügt dann dem ersten Gliede des Compositum die Bedeutung des Grossen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Praefigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten Substantiva eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sey nun, dass das erste eine Wurzel oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall entstehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe zusammengestellt. Es fällt in die Augen, dass das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, dass es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt.

*) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami*.

Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende muss sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied muss man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann, überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefasst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, dass der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung oder in ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht oder nur sehr entfernt wiederfinden lässt. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig seyn können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen lässt, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung oder Affigirung beweist sich auch dadurch, dass, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals ausser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird, ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbum in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:*.*) Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum ent-

*) Carey. S. 144. §. 8. schreibt *hkrañ* und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

hält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chê,* senden, *chê-hkyañ:* (*chê-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heisst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivum ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst seyn. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt es erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein praefigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen oder ihm nachfolgen, muss sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschliessen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser muss das letzte Glied allgemeinerer Natur seyn und das erste in seinen grösseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivum mit einem Substantivum hat aber jenes den grösseren Umfang und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck und die Verbindung heisst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seyender oder ein Mann, der gut ist, nur dass im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lû* der gute Mensch heisst, so würden, für sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositum er ist gut heissen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, dass man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines blossen Adjectivum, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei

dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig seyn, mit andren Wörtern durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, dass diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indess ist dies nicht einmal immer der Fall und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen und bildet auch den Indicativ des Verbum. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñâ-thang pru-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen zum Grunde und wir werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchauk-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut seyn, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte bloss der Begriff des geschickten Mannes lag und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die grosse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomen ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, dass Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihre Sprache zu vertheilen und eine Declination zu bilden. Genau [illegible] nommen ist aber eine solche der Sprache fremd, die bloss

Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomen die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch nach Aufstellung seiner Declination abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Uebrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vórhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut und stösst dadurch sichtbar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen lässt sich indess nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tô·* (*do* H.) nur dann, wenn man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tô:*, vermehren„ hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständiger Form und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das blosse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben und deutet schon dadurch an, dass es nicht zur Form des Verbum gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschliesslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen und die einfache Ansicht des ganzen Verbum oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, dass das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von ihm unabhängig stehenden Subject durch ein hinzugedachtes Verbum seyn verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der

Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbum, dass das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig,*) unmittelbar nach sich und die Sprache beweist auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, dass einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist, grösstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich bloss nach der materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus und ihre Zahl wird gewissermassen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen bis auf wenige Ausnahmen in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, dass die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden.

*) Hough schreibt *a-kun:*. Die Bedeutung dieses Worts kommt von der Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung braucht wird.

und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch untrennbare Praepositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Praesens, drei zugleich des Praesens und Praeteritum und zwei ausschliesslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurum auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbum, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Dass jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Aeusserung, dass zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thê:* merkt Judson an, dass es anzeigt, dass die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Ausser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit[1]) vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln bloss euphonische oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen der Absicht der Sprache nach offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus und man muss die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, dass in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *prî:* in der Angabe der Aussprache *byî:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen

---

[1]) *Nach „Vergangenheit" gestrichen: „und zwar durch diese mit jener verbunden und alsdann entweder bloss unmittelbar hinter die Wurzel oder auch hinter eines der andren übrigen Tempus-Kennzeichen gestellt".*

Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbigen Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chê* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *aṅ* des Futurum werden zu *chim*.*) Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurum *lim-mang* statt zu finden, wo nemlich die Partikel *lê* mit *aṅ* zu *lim* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurum, *mang*, hinzugesetzt wird. Aehnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müsste, unmöglich häufig seyn. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen decliniren, dergestalt, dass das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, dass die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora muss man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einfluss ausübt, aber auch dem Nomen angehört und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, dass ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang* als die erste der Praesensformen des Verbum bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu,**) ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich; es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschliesst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den, bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede da-

*) Carey. S. 116. §. 112. Judson. *v. chim*.

**) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. §. 34. S. 110. §. 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung, Wort besässe gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

Verständniss leitenden Wörtern und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, dass bei der Declination des Nomen *thang* bloss das Nominativzeichen ist und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participium (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, dass seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmässigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus, und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey dient es, die Participialformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, dass es eine Abgränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, dass dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern dass man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgehen muss. In dieser drückt es nun den Begriff: d i e s e s, a l s o aus und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: e n t s p r e c h e n, ü b e r e i n k o m m e n (also: e b e n s o s e y n) an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichniss aufgenommen und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung.*) In demselben Sinne scheint es mir

*) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, lässt er auf sie: dies! also! folgen und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die vollendete Rede zu beschliessen. Auf diesen Fall passt Carey's Erklärung von *thang*, als einer, Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel nicht und daher mag seine Aeusserung kommen, dass die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbum hat, wenn sie sich am Schluss eines Satzes befindet.*) In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schluss eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch am Schluss eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium oder genauer zu reden nur eine nach Aehnlichkeit eines Participium modificirte. Die eigentliche Verbalkraft muss in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey noch Judson vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbum grosse Aehnlichkeit hat. Wenn man nemlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschliessen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *êng* (*î* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Misverständniss vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schluss gebracht; *pru-êng* heisst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-pri:-êng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigentliche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey noch Judson an. Der Letztere sagt bloss, dass dasselbe mit *hri* (*shi*), seyn, gleichgeltend (*equivalent*) sey. Dabei erscheint es aber sonderbar, dass es zur Conjugation

*) S. 96. §. 34.

dieses Verbum selbst gebraucht wird.*) Nach Carey und Hough ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht.**) Dieses Schlusszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Uebersetzungen aus dem Pali, ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmässigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Uebersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, dass die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum seyn zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen lässt.***) Die Barmanischen Uebersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Aequivalent dieses Hülfsverbum suchen und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Uebertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, dass dieses Schlusswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurum gebraucht werden kann. Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurum liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbum wendet, bemerkt, dass die befehlende und fragende Form des Verbum die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben.†) Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, dass die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schliessen

---

*) So im Evangelium Johannis. 21, 2. *hri-kra-êng (shi-gya-î)*, sie sind oder waren.

**) Carey. S. 79. §. 1. · S. 96. §. 37. S. 44. 46. Hough. S. 14. Judson. *v. êng.*

***) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali.* S. 136. 137.

†) S. 109. §. 88.

die Form und das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinn etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus gebraucht und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, dass zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach, er mir gab. Die Stelle des Verbum in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, dass das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schlusssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, dass die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, dass dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sey. Je mehr nun der Schlussstein eines ganzen, in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Raisonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger muss die Sprache seyn, die einzelnen Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschliessen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu und lässt immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reiss mit Butter gekocht, sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reiss gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Be-

stimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmässig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Uebersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis 21, 2. heisst: *and Nathanael of Cana in Galilee,* so dreht die Barmanische Uebersetzung den Satz um und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositum, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Function betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschliesst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositum durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmässigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten muss. Nur beim Hören muss die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Praedicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, dass der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen muss. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, dass du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, lässt in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbum verkaufen folgen und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt ich habe gehört schliesst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die

Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, dass sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern in der That in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört. Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, dass jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstossen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden,*) haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstossen. Diese Eigenschaft also muss man als die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesischen ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende verbunden, die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache besitzen eine so grosse Menge derselben, dass es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang oder Recitativ und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter.**) Diese Accente geben zugleich zu noch grösseren und

*) *Asiat. res.* X. 222.

**) *A Grammar of the Thai or Siamese Language.* S. 12—19.

zahlreicheren Dialektverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben Veranlassung und man versichert, dass in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat und dass benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen.*) Die Barmanische Sprache besitzt zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so lässt sich dasselbe Wort mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pộ*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch oder Segen), in oder auf etwas geworfen werden; *ñâ*, ich, *ñâ:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, dass sie Modificationen der Vocale sind und untrennbar mit ihnen zusammenhängen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schliessen lässt, dass die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben gleich besonderen Wörtern aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfniss der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, dass diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen, dass, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden und dass eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch,

---

*) *Asiat. res.* X. 270.

ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten.*) Von der Barmanischen Sprache muss man zuerst zugestehen, dass sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt und die grammatischen Kategorieen nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, dass sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbum verkennt und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, dass nur die Bedeutung des Worts und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schliessen lässt, welche beider Kategorieen gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen überein.**) Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende; denn die Aehnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchî* in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als dass sie verkannt werden könnte.***) Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nemlich zwei Fälle unter sich, die es sehr wesentlich ist, sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch

*) Ueber die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch ungleich belehrender werden, wenn man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210. vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln bloss Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Ueber die Anamitische Sprache habe ich bloss Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158.) vor mir.

**) Mein Brief an Abel-Rémusat. S. 31.[1])

***) *l. c.* S. 31—34.[1])

[1]) *Vgl. Band 5, 270.*

das andre und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort muss qualitativ seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach und relativ seiner Causalität nach als von andren abhängig oder selbst andre leitend begränzt werden.*) Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie lässt das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier lässt sich nicht eigentlich sagen, dass das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite lässt sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermassen ein dem im Vorigen entgegengesetztes Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte, hier nachstehende Wort ist das regierende und müsste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei grossen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbum auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so dass sie Adjectivum, Adverbium und

---

*) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.)[1] habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivum und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältniss beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

[1]) *Vgl. Band 5, 277.*

Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen liesse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbium nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der blossen Anordnung des Satzes selbst, der Uebereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen, und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest, welche in allen Sprachen mehr oder weniger Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die Barmanische Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein Constructionsgesetz und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie lässt bloss das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbum betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt und den Satz beschliesst. Dass Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der Barmanischen und Chinesischen Construction entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des Verbum und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die Chinesische Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbum. Sie drückt dadurch, dass sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, dass es ihn beherrscht und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblösst, giesst sie durch die blosse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben.

Im Barmanischen verhält sich dies alles durchaus auf andere Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, dass in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbum mangelt. Bedenkt man auf der andren Seite, dass die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische durch Partikeln charakterisirt und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, dass sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unläugbar aber ist es nicht bloss so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, dass die Sprache das Verbum bloss nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hängende Form an. Man könnte sagen, dass, je weniger sie äussere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein und sie musste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, dass auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen und dass die Barmanische die Casus des Nomen durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, dass ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern dass sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen Grunde dieser Stellung,

an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, dass sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbum durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen lässt, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständniss des zunächst Folgenden anwendet. Dass hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei der ausserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen muss, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen darin überein, dass sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine grosse Anzahl, die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständniss hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, dass die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird, und dies muss man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, dass Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten muss. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina

als der Verba, lässt die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine grosse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das als zweites Glied hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet, bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer andren Methode oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivum dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine, an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivum gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe vorauf: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen werden können, so müsste eigentlich tödten vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, dass hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens gedacht werden soll, und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältniss angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Uebereinstimmung mit einander kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, dass sie einige dieser Partikeln dergestalt bloss zur Andeutung der Construction bestimmen, dass dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verlässt und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische Voll-

ständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in grössere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes zu bringen. Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache und nach dem ganzen Geiste der Sprache nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, dass in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt, und bei den Verbalformen schliessen die endenden Partikeln *thang* und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, dass selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist nach Verschiedenheit der Pluralpartikeln bald die eine, bald die andre Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig seyn, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht bloss in der mehr oder weniger engen Anschliessung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind grösstentheils subjective Laute, geeignet zu auch nur inneren Beziehungen. Ueberhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Uebergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere dieser

Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch grösserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemässen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen seyn müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen fliesst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich mehr oder weniger den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion und der Wissenschaft, als von politischen und Lebensverhältnissen ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der Formen gekommene Flexionssprache zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen, gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am grössten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, dass die Barmanische Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders

gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben, und ebenso gehört ihr allein der sich den Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äusserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen Karmadhâraya gleichstellen, ist gänzlich davon verschieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, dass durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert seyn kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung der Form sehr zugänglich und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes werden durch die Vertraulichkeit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark seyn, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmählich die gehäuften Partikeln mit Wegwerfung mehrerer bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, dass der Sprache doch eine ganz verschiedne Form eigenthümlich ist, und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprach-

gebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, dass der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sey.

Historische Verwandtschaft scheint nach allen Zeugnissen zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu seyn. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weiss ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die grosse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Sprachen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tô* und *kra* (gesprochen *kya*) und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchî* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum seyn und ebenso im Chinesischen bei Rémusat *chi*. Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she*. Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so dass seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unsrem Worte Stück ähnliche Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko*.*) Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch gross und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, dass sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

38. Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schliesst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein dem Grade nach relativer ist und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet oder die Einsylbigkeit nur ein

---

*) S. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

Uebergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen geradehin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft und Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen.*) Diese Ansicht schien aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten und man kann wohl mit Grunde behaupten, dass man jetzt und nicht mit Unrecht zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indess mehrere Misverständnisse zum Grunde und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus und es kann wohl kein Zweifel seyn, dass Zusammensetzung ganz etwas andres, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit ist. In der Zusammensetzung entsteht auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren, mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu seyn, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer genauere Untersuchung, ob nicht doch jede einzelne Sylbe ursprünglich eine, nur in ihr verloren gegangene eigenthümliche Bedeutung besass. Ein richtiges Beispiel gegen die Einsylbigkeit einer Sprache müsste den Beweis in sich tragen, dass alle Laute des Wortes nur gemeinschaftlich und zusammen, nicht abgesondert für sich bedeutsam sind. Dies hat Abel-Rémusat allerdings nicht klar genug vor Augen gehabt und darum in der That die originelle Gestaltung des Chinesischen in der oben angeführten Abhandlung verkannt.**) Von einer andren

---

*) Fundgruben des Orients. III. S. 279.

**) Herr Ampère (*de la Chine et des travaux de M. Abel-Rémusat,* in der *Revue des deux mondes. T.* 8. 1832. *p.* 373—405.) hat dies richtig gefühlt. Er

Seite her aber gründete sich Rémusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig Gesehenes. Er blieb nemlich bei der Eintheilung der Sprachen in ein- und mehrsylbige stehen und es entgieng seinem Scharfblicke nicht, dass diese, wie sie gewöhnlich verstanden wird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon im Vorigen bemerkt, dass eine solche Eintheilung nicht auf der blossen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehrsylbiger Wörter beruhen kann, sondern dass ihr etwas viel Wesentlicheres zum Grunde liegt, nemlich der doppelte Umstand des Mangels der Affixa und die Eigenthümlichkeit der Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die Ursache des Mangels der Affixa liegt tiefer und wirklich im Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeitsverhältniss des Affixum zum Hauptbegriff empfindet, so kann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung in einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier verschiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine nothwendige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rémusat scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, dass er, anstatt die

---

erinnert aber zugleich daran, dass jene Abhandlung in die ersten Jahre der Chinesischen Studien Abel-Rémusat's fällt, bemerkt jedoch dabei, dass er auch später diese Ansicht nie ganz verliess. In der That neigte sich Rémusat wohl zu sehr dahin, den Chinesischen Sprachbau für weniger abweichend von dem andrer Sprachen zu halten, als er wirklich ist. Hierauf mochten ihn zuerst die abentheuerlichen Ideen geführt haben, die zu der Zeit des Beginnens seiner Studien noch vom Chinesischen und von der Schwierigkeit, dasselbe zu erlernen, herrschend waren. Er fühlte aber auch nicht genug, dass der Mangel gewisser feinerer grammatischer Bezeichnungen zwar wohl im Einzelnen bisweilen für den Sinn überhaupt, nie aber für die bestimmtere Nüancirung der Gedanken im Ganzen unschädlich ist. Sonst aber hat er sichtbar zuerst das wahre Wesen des Chinesischen dargestellt und man lernt erst jetzt den grossen Werth seiner Grammatik wahrhaft kennen, da die in ihrer Art auch sehr schätzungswürdige des Vaters Prémare (*Notitia linguae Sinicae auctore Patre Premare. Malaccae.* 1831.) im Druck erschienen ist. Die Vergleichung beider Arbeiten zeigt unverkennbar, welchen grossen Dienst die Rémusatsche dem Studium geleistet hat. Ueberall strahlt dem Leser aus ihr die Eigenthümlichkeit der behandelten Sprache in leichter Anordnung und lichtvoller Klarheit entgegen. Die seines Vorgängers bietet ein unendlich schätzbares Material dar und fasst gewiss alle Eigenheiten der Sprache einzeln in sich; allein vom Ganzen schwebte ihrem Verfasser schwerlich ein gleich deutliches Bild vor und wenigstens gelang es ihm nicht, seinen Lesern ein solches mitzutheilen. Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das grosse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt und ausserdem das Studium derselben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigentlich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht vielmehr zu zeigen versuchte, dass auch die übrigen Sprachen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen und nur, theils auf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden der Zusammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, da ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in den meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage bloss aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, dass ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äusseres oder inneres, auf den Menschen macht, und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne dass dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeteren sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu, entweder blosse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks, oder Anzeigen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, dass sie nicht als einzelner Körper, sondern gleichsam als Fläche überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur

die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschliesslich den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absichtliches Vertheilen der Laute unter die Gegenstände, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursach seyn, dass man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergisst, dass die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist und dass die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntniss, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung bei ganz gleichem Laute Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Dass dies aber selten ist und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewiss nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig seyn konnten, sondern daraus, dass sowohl der Eindruck des Objects, als der durch ihn hervorgelockte Laut immer individuell war und keine Individualität vollständig mit der andren übereinkommt.[1]) Von einer andren Seite aus wurde allerdings der Wortvorrath auch durch Erweiterung der einzelnen vorhandnen Bezeichnungen vermehrt. Wie der Mensch mehr Gegenstände und die einzelnen genauer kennen lernte, bot sich ihm bei vielen besondere Verschiedenheit bei allgemeiner Aehnlichkeit dar und

---

[1]) *Nach „übereinkommt" gestrichen: „Die Individualität des Lautes aber war, einzelne Fälle späterer genauerer Lautunterscheidung abgerechnet, in älteren Epochen der Sprache grösser, als in den nachfolgenden. In den Sprachen der Südsee-Inseln soll oft die gleiche Vocalverbindung, z. B.* oe *mehr als zehn verschiedene Aussprachen, immer verbunden mit andrer Bedeutsamkeit haben und ähnliches haben wir oben bei den Accenten der Indo-Chinesischen Sprache gesehen. Diese grössere Lautindividualität verminderte natürlich die Schrift, die in ihren Anfängen dem Laut genau zu folgen entweder vernachlässigte oder die Mittel nicht besass, so dunklen und so vielfachen zu bezeichnen. Die allgemeinere Verbreitung der Schrift wirkte aber auf die Aussprache zurück, und indem diese wieder nach jener geregelt und gemodelt wurde, büsste sie von ihrem Reichthum an Tönen ein."*

dieser neue Eindruck bewirkte natürlich einen neuen Laut, der, an den vorigen geknüpft, zum mehrsylbigen Worte wurde. Aber auch hier sind verbundene Begriffe mit verbundenen Lauten als Bezeichnungen eines und ebendesselben Objects. Aufs höchste könnte man, was die ursprüngliche Bezeichnung anbetrifft, es für möglich halten, dass die Stimme bloss aus sinnlichem Gefallen am Rauschen der Töne ganz bedeutungslose hinzugefügt hätte oder dass bloss auslautende Hauche bei mehr geregelter Aussprache zu wahren Sylben geworden wären. Dass Laute in der That ohne alle Bedeutsamkeit sich in Sprachen bloss sinnlich erhalten, möchte ich nicht in Abrede stellen; allein dies ist nur darum der Fall, weil ihre Bedeutsamkeit verloren gegangen ist. Ursprünglich stösst die Brust keinen articulirten Laut aus, den nicht eine Empfindung geweckt hat.

Im Verlaufe der Zeit verhält es sich überhaupt auch anders mit der Mehrsylbigkeit. Man kann sie, als Thatsache in den ausgebildeten Sprachen nicht abläugnen, man bestreitet sie nur bei den Wurzeln und ausserhalb dieses Kreises beruht sie durch ihren, im Ganzen anzunehmenden und sehr häufig im Einzelnen nachzuweisenden Ursprung auf Zusammensetzung und verliert dadurch ihre eigenthümliche Natur. Denn nicht bloss weil uns die Bedeutung der einzelnen Wortelemente fehlt, erscheinen sie uns als bedeutungslose, sondern es liegt der Erscheinung auch oft etwas Positives zum Grunde. Die Sprache verbindet zuerst einander wirklich modificirende Begriffe. Dann knüpft sie an einen Hauptbegriff einen andren, nur metaphorisch oder nur mit einem Theile seiner Bedeutung geltenden, wie wenn die Chinesische, um bei Verwandtschaften den Unterschied des Aelteren oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter passt. Waren nun einige solche Begriffe wegen der, durch ihre grössere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden, so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende ist oder wo man frei gestehen muss, dass gar keine wirkliche Beziehung vorliegt und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts aufgeht. Diese Erscheinung, dass die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft

hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, dass in mehreren Flexionen der Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, dass aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden lässt, warum gerade dieser und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu seyn scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefasste Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblösst und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, dass für uns selbst ihr Daseyn verloren geht. Der Einverleibung fremder mehrsylbiger Wörter aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist und die Bedeutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, bloss eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äusseren Ursachen entspringendes Streben nach reiner Mehrsylbigkeit ohne Rücksicht auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache verlangt alsdann Lautumfang als Ausdruck einfacher Begriffe und lässt in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbegriffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dann die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Denn wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung grösserer Wortganzen hin und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die blosse, lediglich durch die Rede entstehende Zusammensetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber

Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst bloss sinnlich scheinende Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende dies Ziel wirklich erreichen oder, als agglutinirende auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen, aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äusseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto grösser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine grössere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschliesst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äussere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlasst, einige bloss in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit, als der so zusammengesetzte Begriff bloss seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewissheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Fälle, wo wirklich aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie

z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heisst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Mistrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich ihrem Baue nach einer gewissen Unbestimmtheit bewusst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform, und wie seine Macht über die Sprache wächst und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einfluss und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen seyn mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur dass in ihnen das innere Bedürfniss nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, muss in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefasst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Raisonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, dass ihre Zusammensetzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, dass die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen muss darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten zu bezeichnen und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode muss allmählich an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode

tritt bei Völkern von grosser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine grosse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft gleich Räthseln verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter.*) Eine andere Classe dieser letzteren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nemlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst bloss grammatische Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt der Rede gelegt werden muss, wird sie nicht mit Unrecht den letzteren beigezählt. Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkommende *sthâwara-jangamam.* Im Chinesischen aber kommt noch der Umstand hinzu, dass die Sprache in einigen dieser Fälle für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen muss. Die Bedingung des Alters z. B. lässt sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen, und man kann nur ältere und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Ver-

*) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläuftiges Studium erfordert und ohne ein solches zu den grössten Misverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

schiedenheiten unter sich befassenden Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegengesetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, dass die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschliessenden Schrift Einfluss hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältniss so bestimmt, als das des reinen Gegensatzes ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen.*) Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sey nun, dass man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war oder dass dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewissermassen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschloss.[1])

---

*) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes Verzeichniss hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's grossem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

[1]) *Nach „ausschloss“ gestrichen: „Unläugbar liegt dennoch aber, so weit es die geistige Verknüpfung betrifft, dasselbe Verfahren einer sich schon im alten Style findenden Eigenthümlichkeit zum Grunde. Ich meine hier die Sitte, bei der Verbindung von Zahlen mit Dingen allemal den Gattungsbegriff, zu welchem diese gehören, hinzuzufügen, von der ich gleich weiter unten ausführlicher reden werde. Auch hier wird der concrete Begriff durch einen zu ihm hinzugefügten allgemeineren specificirt und gleichsam erläutert. Diese hinzugefügten Begriffe, die ich Numeralzeichen nennen will, sind oft wunderbar vertheilt, erlauben doch aber meistentheils, sie auf die einfache sinnliche Erscheinung zurückzuführen, und können daher ein sehr hohes Alter besitzen.* Theou, *Haupt, gehört zu den schon im alten Styl gebräuchlichen Numeralzeichen. Im neueren Styl wird es auch ohne Zahlen Wörtern von runder Gestalt nachgesetzt und bildet mit ihnen, indem sein eigenthümlicher Sinn gänzlich verschwindet, zweisylbige Composita, wie z. B. Sonne, gleichsam Form gerundet. Es wäre interessant zu wissen, ob auch im alten Style Fälle des Gebrauchs von Numeralzeichen ohne Zahl vor-*

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.[1])

In den Malayischen Sprachen bleibt nach Ablösung der Affixa sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indess bis jetzt, soviel ich weiss, nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht, und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, dass in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann und dass die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntniss der Fall ist, so lässt sich wohl auf eine grössere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schliessen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisaỳ* von der Wurzel *lis* (s. unten), in blosse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, dass man der Mehrzahl der Fälle nach die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern dass sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch theils als erste Sylben jener

---

kommen? Der allgemeinen Analogie nach zu schliessen muss man die Frage verneinen. Eine materielle Wortverbindung, auch nur eine solche, als das Chinesische überhaupt erlaubt, tritt übrigens bei den Numeralzeichen, da sie vom concreten Worte durch die Zahl getrennt seyn könnte, nicht ein.“ Zu „gerundet“ gehört die Anmerkung: „Dass das Numeralzeichen theoû *eigentlich vom Rindvieh gebraucht wird, kann die Identität des Lautes und Schriftzeichens in beiden Stylen nicht zweifelhaft machen.“*

[1]) *Nach „bildet“ gestrichen: „In Absicht der Numeralzeichen werde ich jedoch noch einmal auf sie zurückkommen müssen.“*

Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme muss man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdopplung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht bloss intellectuell ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet. Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Dass das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besässe, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt meinem Urtheile nach den Malayischen Sprachbau in seinem grössten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschliessen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu seyn oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschliesslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdopplung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit grösser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme bloss in Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu seyn scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, dass man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Dass ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf Wörter, welche ihren

ursprünglichen Stamm nicht in der nemlichen, sondern in einer andren Sprache haben, wie es im Tagalischen mit einigen aus dem Sanskrit oder auch mit aus den Südsee-Sprachen übergegangenen Wörtern der Fall ist, muss natürlich Bedacht genommen werden.

Beispiele aus der Tagalischen Sprache:

bag-sàc, etwas mit Gewalt auf die Erde werfen oder gegen etwas andrängen; *bag-bàg,* auf den Strand gerathen, ein Saatfeld aufbrechen (also von gewaltsamem Stossen oder Werfen gebraucht); *sac-sàc,* etwas fest einlegen, eindrängen, hineinstopfen, in etwas werfen (*apretar embutiendo algo, atestar, hincar*). *lab-sàc,* etwas in den Koth, Abtritt werfen, vom eben angeführten Wort und *lab-làb,* Sumpf, Kothhaufen, Abtritt. Von diesem Wort und dem gleich weiter unten vorkommenden *as-às* ist zusammengesetzt *lab-às, semen suis ipsius manibus elicere.* Wahrscheinlich gehört auch hierher *sac-àl,* jemandem den Nacken, die Hand oder den Fuss drücken, obgleich die Bedeutung des zweiten Elements *al-àl,* die Zähne mit einem Steinchen abfeilen, wenig hierher passt, und ebenso *sac-yòr,* Heuschrecken fangen, wo ich aber das zweite Element nicht zu erklären weiss. Dagegen kann man *sacsì,* Zeuge, bezeugen, nicht hierher rechnen, da das Wort wohl unbezweifelt das Sanskritische *sâkshin* ist und, als ein gerichtliches mit Indischer Cultur in die Sprache gekommen seyn kann. Dasselbe Wort findet sich auch in der gleichen Bedeutung in der eigentlich Malayischen Sprache.

bac-às, Fussstapfen, Spur von Menschen und Thieren, übrig bleibendes Zeichen eines körperlichen Eindrucks von Thränen, Schlägen u. s. w.; *bac-bàc,* die Rinde abnehmen oder verlieren; *ás-as,* sich abreiben, von Kleidern und andren Dingen gebraucht.

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc* und *las-làs,* Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heisst auch *bac-lìs* von *lis-lìs,* jäten, Gras ausreissen (s. unten).

ás-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as* und *al-àl,* also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abfeilens.

it-ìt, einsaugen, und *im-ìm,* verschliessen, vom Munde

gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-ìm*, schwarz (Malayisch *ĕtam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschlossnem zu vergleichen ist.

tac-lìs, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen grossen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, dass dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lis-lìs* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides passt sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pìs mit dem Praefix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lìs* und von *pis-pìs*, abkehren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*), und davon, als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-bay̆*, gehen, und zwar an der Küste des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut passt.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von grossen hölzernen Nägeln (*estacas*) gebraucht und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt.*) *lis-lìs*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreissen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà* sind die kleinen Nisse der Läuse und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes kommt auch die Anwendung des

---

*) Siehe meinen Brief an Herrn Jacquet. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 496.[1]) Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte. 15, 20.) und auf den Sandwich-Inseln *palapala*. (Marcus. 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heisst *tui*: schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weiss, den glücklichen Gedanken gefasst, dass bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *tuinga*, Handlung des Schreibens, sagt man auch *tiwinga* und *tiwana* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

[1]) *Vgl. Band 6, 566.*

Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lìs*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, spriessen, von Pflanzen (*nacer*), *bo-bò*, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen bloss metaphorische Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig seyn, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung und davon *toto* Flut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *tooboo*) dieselbe Bedeutung des Spriessens, als das Tagalische *tóbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heisst: schneiden, trennen und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupu*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Dass in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache:

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren Missionarien-Arbeiten dieser Art, bloss zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-pày* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-pày*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cá-pay*, mit den Armen in Ermanglung der Ruder rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem vom Professor Lee in Cam-

bridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's mit Zuziehung zweier Eingebornen sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seeländischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann.*) Man geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indess hat Lee dieselbe doch gewiss aus den Angaben der Eingebornen geschöpft und es ist nicht zu läugnen, dass man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o,* Bewegung und auch ganz besonders: Erfrischung; *ra,* Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ha,* Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha,* das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma,* klar, wie weisse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne; *marama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit, *po,* Nacht, die Region der Finsterniss, *noa,* frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

mutu, das Ende, endigen, *mu,* als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt, *tu,* stehen.

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa,* fähig, etwas zu seyn oder zu thun; *chi,* klein, das Neu-Seeländische *iti.*

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch Gemüth,

---

*) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A, signifies universal existence, animation, action, power, light, possession cet., also the present existence, animation, power, light cet. of a being or thing.*

Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto,* das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Praeposition in heisst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro,* Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch bloss durch das vieldeutige *matter,* Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen muss und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschlossnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte schon bei *tóbo* gesprochen worden und ich bemerke nur noch hier, dass es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heisst nemlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to,* da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes passt. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *ótac* und dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden, deren Wurzeln ich also nicht in diesen Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft seyn. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn und werden daher oft oder sogar gewöhnlich durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *oteche* als Mark und als Gehirn *otechendoha,* Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha* schreibt und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso ondola* und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc, tsoco.* Ob *ondola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französi-

schen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *ondola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichniss heisst Gehirn *tsokou loha* und Jacquet bemerkt dabei, dass er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet.*) Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan bloss für eine Entstellung des Malayischen *ūtak* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t* und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *oteche*, das noch mehr an das Tagalische *ótac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen des Buchs der Richter in der Lateinischen Vulgata vor und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehen) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einfluss derselben die Rede ist, nicht ausser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, dass auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm anerkannt und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden.**) Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben und doch in der Bedeutung, wenigstens im

---

*) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 108. *nr.* 13. und S. 126. *nr.* 13.

**) Gesenius hebräisches Handwörterbuch. I. S. 132. II. Vorrede. S. XIV. desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. S. 125. ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache. S. 183. u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache. S. 166. 167.

Hauptbegriffe übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschliessenden Consonanten bestehende Wurzeln zum Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt.*) Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder grösstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, dass eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, dass man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da gerade meiner Ueberzeugung nach mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nemlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen müsste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollständig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint es mir sogar nothwendig, anzunehmen, dass dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sey. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenig-

*) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828.) erschienenen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Meriansche Schrift bald nach ihrem Erscheinen aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen und erforderte einen neuen Abdruck.

sten so theoretisch denken, dass ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehlte, dem Volke (denn das heisst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle und in ziemlicher Anzahl vorhanden seyn, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewiss im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer ist, allgemein gemacht werden sollen. Bloss des allgemeinen Satzes wegen, dass eine Wurzel immer einsylbig seyn muss, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so dass zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, dass nemlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederung der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war und dass man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit ansah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreissen. Ueber das Verhältniss der Vocale zu den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben*) geäussert.[1]) Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden seyn. Der Flexionssinn lässt das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift, und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schooss des Wortes selbst zu legen, musste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keinesweges gezwungen erscheinen, liesse sich sogar die Ansicht

---

*) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle S. 258—262. dieser Einleitung.

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Wir wissen nun zwar nichts über die Grammatik im Zustande der Einsylbigkeit. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass*

auch ursprünglich grössentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Daseyn einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige auszuschliessen. Zu bedauern ist es, dass die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewiss höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, dass diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, dass Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern bloss in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich widerspricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar gewiss früher eigne Wörter gewesen und nur darum als solche ausser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. [1]) Man sieht hieraus deutlich, dass dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den dem-

---

auch in ihr schon die grammatische Andeutung den Vocalen oblag, allein gerade darum unvollständig war, weil sie sich in dem Raume einer Sylbe zu beengt fühlen musste. So konnte auf der einen Seite es den Grammatikern leicht werden, den schon einzeln vorhandenen zweisylbigen Bau weiter in der Sprache auszudehnen.“

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „In der Hinzufügung der zweiten Sylbe der Semitischen Wortstämme kann aber diese niemals für sich bestanden haben, da sie eine Lautform ausmacht, in welcher, Interjectionen und Pronomina ausgenommen, niemals Wörter in der Sprache erscheinen. Sie müssen nemlich aus einem Consonanten mit vorausgehendem Vocale bestehen, da der Semitische Bau auch bei einsylbigen Stämmen zwei den Vocal umgebende Consonanten fordert.“*

selben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen nach der Theorie der Indischen Grammatiker aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. 107.) erwähnt worden, dass die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so dass unter den nicht auf natürliche Weise aus den Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur dass sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtniss des Volks verloren, sondern auch ihr Laut nach und nach eine, sie blossen Suffixen ähnlich machende Abschleifung erfahren hat. Zu Beidem musste selbst nach und nach der von den Grammatikern aufgestellte Grundsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einigen ist aber die Zusammensetzung wirklich erkennbar. So hat schon Bopp *śarad,* Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus *śara,* Wasser, und *da,* gebend, und andere Unâdi-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen.*) Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden seyn, dass die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind *aṇḍa* und *aṅga.* Substantiva würden sich nun zwar den Gesetzen der Sprache nach nicht als Endglieder eines Compositum mit einer Wurzel ver-

*) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. *r.* 646. S. 296.

einigen lassen und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle müsste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen noch einer andren Wurzel nach natürlicher Herleitung beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, dass die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit grösserem Rechte den Krit-Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen und ich wüsste keinen andren, als den, in der einzelnen Anwendung gewiss oft schwankend bleibenden anzugeben, dass die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unâdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne dass sich diese Bildung aus Begriffen erklären liesse, erzeugen. Im Grunde gesagt sind die Unâdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Ueberall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlasst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu seyn, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unâdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

aṇḍa, Ei, selbst ein Unâdi-Wort aus der Wurzel *an,* athmen, und dem Suffix *ḍa* ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unâdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung oder der runden Gestalt passt mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In *waraṇḍa,* in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden

Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen der Menge und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen.*) Das Unâdi-Suffix *aṇḍa* verbindet sich nach den mir bekannten Beispielen bloss mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist, und nimmt alsdann immer Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Dass nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *aṇḍa* in ein langes *â* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen seyn mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte, und immer lässt sich schwer annehmen, dass die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschiedne seyn sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sey.

Von dem Unâdi-Suffix *aṇga* liesse sich ungefähr dasselbe, als von *aṇḍa* sagen, ja vielleicht noch mit grösserem Rechte, da das Substantivum *aṇga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f. eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indess auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir

---

*) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613. *nr.* 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487. *nr.* 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831. S. 65.) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig seyn? Nicht abzuläugnen ist, dass *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6. Abtheil. 2. S. 381.) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sey. Wilson und Colebrooke, Letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, dass ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen seyn sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu seyn. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico.*) *burandu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed. Todd.*) dasselbe *a word adopted from the East.*

bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht und die letzte von *gâ* ableitet, zerstört, dass ich nicht im Widerspruche mit ihm auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *aṅga,* auf ähnliche Weise, als der gewöhnlichen Vorstellungsart nach im Sanskrit gebraucht, in der Kawi-Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, dass ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem die Folge dieser Schrift ausführlich handeln wird, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzugegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1. a.), Held (*śûra*), auch *suranga* (97. a.), neben *rana* (82. d.), Kampf (*raṇa*), auch *rananga* (83. d.), *ranangana* (86. b.). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluss zu haben, da die handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische sich sowohl Abkürzungen, als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Uebereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven *aṅga* und *aṅgana,* welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als dass man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüsste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert und zugleich als Substantivum und als Endung *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, dass auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sey. Javanisch ist *hanggê:* die Art und Weise, wie etwas geschieht, und der Umstand, dass dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga:* Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des

Machens, besonders des gemeinschaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von Seele und Gemüth. Die wahre Aehnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefasst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem Gliede einer Zusammensetzung so häufig, dass es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi*, sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga*, eine Umwälzung; *rongo*, hören, *rongonga*, die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono*, befehlen, *tononga*, Befehl; *tao*, ein langer Speer, *taonga*, mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa*, ein herzhafter, kühner Mann, *toanga*, das Erzwingen, Ueberwältigen; *tui*, nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga*, das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Sprössling, hervorspriessen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, dass *nga* und nicht *anga* die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber bloss des vorhergehenden Vocals wegen abgeworfen. Denn man sagt auch nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung statt *udinga udi anga* und die Tongische Sprache lässt das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga*, das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen, beweisen. Inwiefern das Madecassische *manghe*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Praefix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpraefix seyn kann. Froberville*)

*) Er ist der Verfasser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102. Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

leitet *magne*, wie er schreibt, von *maha aigne* oder von *maha angam* ab und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher.*)

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es nach Ablösung aller Affixe im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so muss man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indess ist die Einfachheit dieser Wörter gewiss nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere, verdeckte vorhanden ist? Es kann nemlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln, die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen geworden sind. Ich habe in einer früheren Schrift**) bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache diesen Gedanken geäussert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch grossentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache oder eines primitiveren Zustandes der nemlichen seyn. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann nach dem verschiedenen Genius der Sprachen entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification oder eine wirkliche Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten

*) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust, to put right* übersetzt.

**) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500—506.[1])

[1]) *Vgl. Band 6, 569.*

hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa *dad* ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtniss haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung, indem sie, wie *kak*, *jaj*, *śaś* heftige Bewegung, wie *lal* Wunsch, Begierde oder wie *sas*, schlafen, einen sich gleichmässig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden *kakk, khakkh, ghaggh* kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich bloss auslautend gewesen seyn. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung und wahrscheinlich auch in andrem Sinne ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lepsius*) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfsinnigen Systeme daraus abgeleitet, dass im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine untheilbare Sylbe aus sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nemlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwicklungen der Wurzel, nicht aber als gleichsam willkührliche Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen, und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in *bôdhâmi* das *â* als den Endvocal von *budha* oder als einen der Wurzel *budh* nur in der Conjugation äusserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äussert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich be-

*) Palaeographie. S. 61—74. §. 47—52. S. 91—93. *nr.* 25—30. und besonders S. 83. Anm. 1.

merke daher nur, dass, wenn man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum bei richtiger Ansicht doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäss und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dass in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird, und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige Wörter entstehen können, so muss ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w. sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtige. Es ist nemlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Aehnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f. verbunden wird, so dass die verschiedenartigsten Gegenstände, bloss insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut, als des Meissels dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem, bald das Verständniss erleichternden, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heisst, ist für uns bis auf wenige Ausnahmen bloss ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Uransicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften bleibt uns fremd. Gerade hierin aber

kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesische *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tseoû*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, dass man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag mit Hinzufügung von *tseù* durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, dass die eben genannten Ausdrücke nur dem neuern, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen nach dieser Erklärungsart enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, dass diese in der Absicht gebildet worden sind, Misverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend seyn und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines blossen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt und daher den Tag anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten bloss aus Schriften und grossentheils nur aus philosophischen. Von der geredeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nun nicht Manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuern Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache im Schwange gewesen seyn? Eine Thatsache scheint hierfür wirklich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wên* enthält, wenn man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mässige Anzahl von Partikeln, der neuere, *kouân hoá*, eine viel grössere, besonders solcher, welche grammatische Verhältnisse näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden muss man den historischen, *wên tchang*, ansehen und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen ist diese

verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, dass die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die grössere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstösst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch der Partikeln in Absicht der Verdeutlichung, fand aber in ihnen ein treffliches Mittel, durch Unterscheidung der Begriffe und Sätze dem Vortrage eine, der inneren logischen Anordnung der Gedanken entsprechende, symmetrische Stellung des Ausdrucks zu geben. Der historische hat denselben Grund, die Häufigkeit der Partikeln zu verwerfen, als jener, nicht aber den nemlichen Beruf, sie doch wieder zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu ziehen. Er schrieb für ernste Leser, aber in einfacherer Erzählung über leicht verständliche Gegenstände. Von diesem Unterschiede mag es herstammen, dass historische Schriften sich sogar des Gebrauchs der gewöhnlichen Schlusspartikel (*yè*) bei Uebergängen von einer Materie zur andren überheben. Der neuere Styl des Theaters, der Romane und der leichteren Dichtungsarten musste, da er die Gesellschaft und ihre Verhältnisse selbst darstellte und redend einführte, auch das ganze Gewand ihrer Sprache und daher ihren ganzen Partikelvorrath annehmen.*)

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den vermittelst Hinzusetzung eines generischen Ausdrucks entstehenden, scheinbar zweisylbigen Wörtern in einsylbigen Sprachen zurück. Sie können, insofern man darunter Ausdrücke für einfache Begriffe versteht, an deren Bezeichnung die einzelnen Sylben nicht als solche, sondern nur

*) Ich freue mich, hier hinzufügen zu können, dass Herr Professor Klaproth, welchem ich die in dem Obigen enthaltenen Data verdanke, dem von mir geäusserten Zweifel über das Verhältniss der verschiedenen Chinesischen Style beistimmt. Nach seiner ausgebreiteten Belesenheit im Chinesischen, namentlich in historischen Schriften, muss er einen reichen Schatz von Bemerkungen über die Sprache gesammelt haben, von dem hoffentlich ein grosser Theil in das neue Chinesische Wörterbuch überfliessen wird, dessen Herausgabe er beabsichtigt. Sehr wünschenswürdig wäre aber alsdann die Zusammenstellung auch seiner allgemeinen Bemerkungen über den Chinesischen Sprachbau in einer besonderen Einleitung.

verbunden Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen, nemlich relativ für das spätere Verständniss oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtniss der Nation entschwinden und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, dass er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen lässt. Der Zusatz selbst aber kann auch bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten, mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so dass er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft desselben, dass die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Dass beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Uebergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische. Gewiss giebt es aber deren mehrere und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser, unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Mass angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische ausgedehnt. Ausser einer grossen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände

unter sich befassende Aehnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hku*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, dass, von der Grösse der Zahl abhängende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel- und der generische Ausdruck das Endglied ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt seyn muss, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der blosse Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen.*) Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann oder die auch wohl ausser diesem Gebrauche ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, dass, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äussersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältniss im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

---

*) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf. *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21. 66—70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120—141. §. 10—56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50. *nr.* 113—115. S. 116. *nr.* 309. 310. *Asiat. res.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

Anhang.

Alexander von Humboldts Vorwort zum Kawiwerk.

Ich erfülle eine ernste und traurige Pflicht. Indem aus dem literarischen Nachlasse meines Bruders kaum ein Jahr nach seinem Hinscheiden dieses Werk der Oeffentlichkeit übergeben wird, habe ich einige Worte über die Einrichtung und Abtheilung desselben zu sagen. Es würde bei der individuellen Richtung meiner Studien eine leichtsinnige Zuversicht verrathen, wenn ich hier mehr, als die äussere Form berührte und es wagte, dem Verewigten auf der von ihm durchlaufenen Bahn in das unermessene Reich der Sprache zu folgen.

Die Arbeit erscheint zwar in einer in sich abgeschlossenen Gestalt, doch würde sie gewiss in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und grössere Vollendung erfahren haben. Der Einleitung, welche den Einfluss der Sprache auf die geistige Entwicklung der Menschheit darstellt, waren manche Zusätze vorbehalten, die in belebenden Gesprächen angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden. Nur der Druck des ganzen ersten Buches ist von meinem Bruder selbst besorgt worden; die genaueste Durchsicht des Manuscripts aber und die Herausgabe des ganzen Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt verdanken wir dem Fleisse und der wissenschaftlichen Bildung eines jungen Gelehrten, der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen

---

Erster Druck: Wilhelm von Humboldt, Über die Kawisprache auf der Insel Java 1, III—X (1836).

hat. Herr Dr. Buschmann, Custos bei der Königlichen Bibliothek, dem Verewigten durch einen ihm theuren Freund, Professor Bopp, empfohlen, war durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet, eine solche Hülfe darzubieten.

Das zweite Buch, mit welchem der folgende Theil beginnen wird, stellt den grammatischen Bau der Kawisprache, aus dem Heldengedichte Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten Malayischen und Südsee-Sprachen dar. In dem dritten Buche ist der Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neu-Seeländischen. Die Völkerverhältnisse jener grossen Inselwelt und ihre gemeinsamen, durch so vielartige Analogien verkündigten Ausstrahlungen führen merkwürdigerweise, aber nur in wenigen Einzelheiten den Forscher auf den festgegründeten Boden des Sanskrit zurück. Da mein Bruder kurz vor seinem Tode neue und wichtige Mittheilungen von Herrn Crawfurd in London empfing, so hat er Nachträge zu einigen, die Sprache betreffenden Stellen des ersten Buches den folgenden Büchern einverleibt.

Unter den auswärtigen Gelehrten, deren Mittheilungen dieses Werk besonders bereichert haben, verdient den ersten Rang der talentvolle Verfasser der *History of the Indian Archipelago* und der *Embassy to the Court of Ava,* Herr John Crawfurd, welcher aus dem grossen Schatze seiner Sammlung von Schriften in Malayischen Sprachen drei handschriftliche Javanische Wörterbücher und eine handschriftliche Javanische Grammatik, wie auch eine Abschrift des oben erwähnten Kawi-Gedichtes dem Verewigten zu freiestem Gebrauche überlassen hatte. Bei der Unzulänglichkeit aller öffentlichen Hülfsmittel wäre es ohne jene Mittheilung unmöglich gewesen, sich der Javanischen und Kawi-Sprache in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Herr Crawfurd, dessen persönlichen Umganges ich mich am frühesten in Paris zu erfreuen gehabt habe, wird den Ausdruck der Dankbarkeit beider Brüder gewiss mit demselben Wohlwollen aufnehmen, mit dem er so wichtige, ganz durch eigenen Fleiss gesammelte Materialien zu erfolgreicher Benutzung dargeboten hat.

In allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache insbesondere betrifft, hat sich mein Bruder immerfort bis zu seinem Tode vertrauungsvoll mit

einem Manne berathen, welcher durch die Bande einer langbewährten Freundschaft und gegenseitigen Achtung mit ihm verbunden war und durch seinen Scharfsinn und seine unermüdete Thätigkeit einen stets wachsenden Einfluss auf die Richtung des vergleichenden, allgemeinen Sprachstudiums ausübt. Herr Professor Bopp empfing von dem Verewigten jeden vollendeten Bogen des ersten Buches mit Aufforderung zu strenger Kritik. Dem geistig belebenden Einflusse eines solchen Freundes gebührt hier eine öffentliche, dankbare Anerkennung.

Wenn es dem, dessen Verlust wir betrauern, vergönnt war, durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äusserer Verhältnisse und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, tiefer in den Bau einer grösseren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfasst worden sind, so dürfen wir uns doppelt freuen, die letzten, ich darf wohl hinzusetzen, die höchsten Resultate dieser, das ganze Sprachgebiet berührenden Forschungen in der Einleitung dieses Werkes entwickelt zu finden. Ich müsste fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen meines Bruders durchlaufen, die er auf seinen Reisen in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn ich die einzelnen Personen nennen sollte, die ihm in jenen allgemeinen Untersuchungen und bei Gründung der grossen linguistischen Sammlung nützlich gewesen sind, welche nach seinem letzten Willen der Königlichen Bibliothek einverleibt wurde. Geistreichen und sprachgelehrten Männern, mit denen der Verewigte durch Briefe in literarischem Verkehre stand, Aug. Wilh. von Schlegel, Gottfr. Hermann, dem ihn die Uebersetzung des Aeschyleischen Agamemnon (mitten unter den Stürmen des Krieges) genähert hatte, Silvestre de Sacy, Gesenius, Burnouf, Thiersch, Lassen, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem, Rosen in London, P. von Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Neumann in München, Kosegarten, dem Aegyptischen Reisenden G. Parthey, Champollion, Abel-Rémusat, Klaproth und Friedrich Ed. Schulz, welcher in einem ruhmvollen Unternehmen den Tod im Orient fand, sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmählich darboten, zur Prüfung vorgelegt worden. Was mein Bruder dem tiefen Kenner des gesammten classischen Alter-

thums, unserem Freunde August Böckh und besonders dessen glücklichen Forschungen über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluss Hellenischer Stammverschiedenheit schuldig war, davon zeugen die nachfolgenden Blätter.

Auf den engeren Cyclus der Sprachen mich beschränkend, welche in dem Werke selbst einzeln zergliedert sind, erwähne ich dankbar für das Javanische den Baron van der Capellen, ehemaligen General-Gouverneur der Holländischen Besitzungen in Indien, den Grafen von Minto, von welchem mein Bruder den Abguss der grossen, durch Raffles berühmt gewordenen Javanischen Inschrift erhielt, den sprachkundigen Roorda van Eysinga und Herrn Gericke zu Batavia; für das Malayische den belehrenden Briefwechsel mit Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem kenntnissvollen Herrn Jacquet zu Paris; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee-Inseln Herrn Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Professor Meyen in Berlin, den Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris und Adalbert von Chamisso, der mit verjüngtem Eifer die Sprache der Sandwich-Inseln erforscht, welche er selbst früher zu besuchen das Glück gehabt hat.

Wie in dem Werke, das wir jetzt mittheilen, die Sprachen der Asiatischen Inselwelt behandelt worden sind, so hat der Verewigte nach gleichen Ansichten und im Einzelnen noch ausführlicher die Amerikanischen Sprachen bearbeitet, deren Studium ihn viele Jahre lang auf das ernsteste beschäftigte. Ein grosser Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet und ich hoffe, dass Herr Buschmann, der selbst in einem wenig bekannten Theile Neuspaniens gelebt hat und mit dem mein Bruder die Absicht hatte gemeinschaftlich eine Reihe von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, bald Musse finden werde, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Was in dem vorliegenden Südasiatischen Werke auf die Amerikanische Sprachfülle hindeutet, erregt den lebhaftesten Wunsch, so wichtige Hülfsmittel zur Kenntniss der Idiome des Neuen Continents von den Freunden einer allgemeinen philosophischen Linguistik benutzt zu sehen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäss wird ein Mexicanisch-Lateinisches Wörterbuch sammt einer Grammatik das neue Unternehmen beginnen.

Ich kann der, durch die Huld des Monarchen in neuerer Zeit so bereicherten Königlichen Bibliothek, in welcher die eben erwähnten

Manuscripte zu öffentlichem Gebrauch niedergelegt sind, nicht gedenken, ohne nicht zugleich, wie aus einer Vermächtniss-Schuld, dem als Sprach- und Geschichtsforscher gleich hochgeachteten Oberbibliothekar, Herrn Geheimen Regierungsrath Wilken, den innigsten Dank für die zuvorkommende Güte zu zollen, mit der er alles dargeboten hat, was der Ausarbeitung und Herausgabe dieses Sprachwerkes förderlich seyn konnte. Die leichte und stete Benutzung einer öffentlichen Sammlung wurde durch die geringe Entfernung des freundlichen Landsitzes begünstigt, wo der Verewigte, einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernsten Studien, grossen Erinnerungen an eine vielbewegte Zeit und einer Familie lebte, an der er bis zur Todesstunde mit weichem, liebendem Herzen hing.

„Es ist," nach dem Ausspruch eines der Edelsten unseres Zeitalters,*) „ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet." Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muss das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muss die Ueberzeugung darbieten, dass eine gewisse Grösse in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Grösse des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Berlin, im März 1836.

Alexander v. Humboldt.

---

*) Schiller in den philosophischen Briefen. (Werke. XI. 336.)[1]

[1] *Vgl. Sämmtliche Schriften 4, 58.*

Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte des Aufsatzes.

1. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (vgl. Haym, Wilhelm von Humboldt S. 443; Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland S. 534; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCCCII; Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 145; Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen [4] S. 41).

Schon Band 6, 334 ist der letzten Phase der sprachwissenschaftlichen Arbeiten Humboldts gedacht worden, in der seit etwa 1827 der malaiische Sprachstamm in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen trat: an ihn sollten sich nun die allgemeineren sprachphilosophischen Erörterungen anschließen. In dem großen Werk über die Kawisprache, das als solches wie die übrigen streng fachwissenschaftlichen Arbeiten von unsrer Ausgabe ausgeschlossen bleibt, ist dieser Plan ausgeführt: das Werk selbst gab die erste vergleichende Grammatik der malaiisch-polynesischen Idiome und schuf damit eine sichere Grundlage der Erkenntnis, auf der die Folgezeit weitergebaut hat; in der Einleitung liegt uns Humboldts letzte Gestaltung seiner sprachphilosophischen Ideen vor. Seit dem Sommer 1830 finden wir den durch den Tod der Gattin Vereinsamten ununterbrochen bis an sein Lebensende mit diesen Arbeiten beschäftigt; auch die Leiden und Unbequemlichkeiten eines rasch hereinbrechenden Alters vermochten die unglaubliche Arbeitskraft nicht wesentlich zu vermindern (Humboldt an Welcker, 29. Januar 1830; an Stein, 25. Mai 1830; an Schlegel, 6. Juni 1830 und 24. Oktober 1832; an Bopp, 1832—1835; an Pickering, 20. Juli 1834; vgl. auch Briefe von Alexander von Humboldt an Bunsen S. 19). Einzelne Abschnitte, auch aus der Einleitung, sind in den Klassensitzungen der Akademie vorgetragen worden, worauf einige redaktionelle Bleistiftnotizen in den Manuskripten, für den mündlichen Vortrag bestimmt, hindeuten. Nur das erste Buch des eigentlichen Kawiwerks konnte der Verfasser noch selbst im Druck überwachen, der während der Jahre 1833 und 1834 stattfand (vgl. Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen S. 13). Am zweiten und dritten Buch und an der allgemeinen Einleitung hat er unablässig gefeilt, bis der Tod den Rastlosen abberief. Weiteres gibt die als Anhang oben beigefügte Vorrede des Bruders (vgl. über sie auch Briefe von Alexander von Humboldt an Varn-

hagen S. 30). Im Anschluß an die Gedächtnisrede auf den Verewigten hat Böckh in der Leibnizsitzung der Akademie am 9. Juli 1835 das glänzende Kapitel über Poesie und Prosa verlesen. Erst vier Jahre nach Humboldts Tode lag das gesamte Werk in drei starken Quartbänden gedruckt vor.

Der Lobeshymnus auf Buschmanns editorische Tätigkeit an Humboldts Manuskripten, den Alexander in seiner Vorrede anstimmt, muß, wie schon Band 5, 477 gezeigt worden ist, stark abgetönt werden. Die dort gerügten Willkürlichkeiten finden sich auch hier und es schien mir angebracht, hier radikal auf Humboldts Wortlaut und originale Einrichtung seiner Arbeit zurückzugehen, wobei sich zugleich die Verbesserung manches Lese- oder Hörfehlers ergab. Auch die von Buschmann neu eingeführten Paragraphenzahlen sind durch die älteren humboldtschen ersetzt, ebenso der so störende viele Sperrdruck und der Überfluß an Interpunktionen beseitigt, die beide mit Humboldts Praxis in direktem Widerspruch stehen und der Arbeit ein ganz fremdartiges Gepräge aufdrücken.

Jena, 28. Juli 1907.

Albert Leitzmann.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Wilhelm von Humboldts
Gesammelte Schriften.

Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von der

Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.

Band VII.

Erste Abteilung:

Werke VII.

Zweite Hälfte.

Berlin
B. Behr's Verlag
1908.

Wilhelm von Humboldts Werke.

Herausgegeben von

Albert Leitzmann.

Siebenter Band.

Zweite Hälfte.

Paralipomena.



Berlin
B. Behr's Verlag
1908.

Inhalt



2.

Paralipomena.

Als „Paralipomena“ habe ich in diesem Bande eine Reihe von Stücken aus Humboldts handschriftlichem Nachlaß vereinigt, für die mir teils wegen ihres fragmentarischen oder skizzenhaften Charakters, teils wegen ihres zu geringen Umfangs oder zu nebensächlichen Inhalts, teils endlich andrer zutage liegender Ursachen wegen zwischen den großen und mehr oder weniger vollendeten Arbeiten, wie sie in den bisherigen Bänden nach der Reihenfolge ihrer Entstehung gesammelt sind, nicht die richtige Stelle schien. Sie entstammen, bis auf zwei Nummern bisher unbekannt und ungedruckt, allen Epochen von Humboldts Leben von der Unselbständigkeit der frühen Jugend bis zur Reife des Greisenalters. Das wenige, was sich mir an Nachträgen zu den früheren Bänden, besonders zu meinen Schlußübersichten seitdem ergeben hat, glaubte ich hier an den betreffenden Stellen einfügen zu sollen. Die die Werke im engeren Sinne umfassende Abteilung der Ausgabe ist mit diesem Bande geschlossen.

Jena, 31. Januar 1908.

Albert Leitzmann.

---

1. Ueber den Begrif der Kunst. März. 85.

Nach Harris.

Um den Begrif der Kunst vollständig zu bestimmen,[1]) müssen folgende vier Fragen beantwortet werden:

1. Was ist Kunst?
2. Welches ist der Gegenstand,
3. Welches die Absicht,
4. Welches die Wirkung der Kunst?

I. Was ist Kunst?

1. Alles, was wir Kunst nennen, ist die Ursach einer gewissen[2]) Wirkung. Die Dichtkunst ist die Ursach des Gedichts, die Tonkunst der Musik, die Mahlerei des Gemähldes.[3])

2. Jegliche Ursach ist gegründet:
   a. entweder in der Einrichtung der leblosen, oder in den Handlungen der lebendigen Wesen; und zwar
   b. wiederum entweder in den nothwendigen, oder in den willkührlichen Handlungen derselben; und endlich
   c. entweder in solchen willkührlichen Handlungen, die aus angebohrenen, oder solchen, die aus erworbenen Fertigkeiten[4]) entspringen.

Handschrift (13 halbbeschriebene Quartseiten) im Archiv in Tegel.
[1]) *„bestimmen" verbessert aus „entwikkeln".*
[2]) *„einer gewissen" an allen Stellen verbessert aus „irgend einer".*
[3]) *Nach „Gemähldes" gestrichen: „Daher ist Kunst subjektiv: das".*
[4]) *„Fertigkeiten" an allen Stellen verbessert aus „Fähigkeiten".*

In welchem von diesen Stüken ist nun die Kunst, insofern sie eine Ursache ist, gegründet?

a. Nicht in der Einrichtung der leblosen Welt.

b. Nicht in den nothwendigen Handlungen der lebendigen Wesen. — Zufall; Zwang, besser Gewalt; Organisation des thierischen Körpers.[1])

c. Nicht in denjenigen willkührlichen Handlungen die aus angebohrenen Fertigkeiten entspringen. Kunst wird nicht angebohren.

Also in solchen, die aus erworbenen Fertigkeiten entspringen. Demnach wäre Kunst: eine freie, in einer erworbenen Fertigkeit gegründete Handlung, durch die etwas hervorgebracht wird. Aber nicht allein die Hervorbringung einer Wirkung heisst Kunst, sondern auch das blosse Vermögen sie hervorzubringen.[2])

3. Das Vermögen, Fertigkeiten zu erwerben, ist dem Menschen eigen, und nur ihm allein — keinem Wesen ausser ihm.

a. Dem Thier nicht. Das Thier empfängt alle seine Fertigkeiten von der Natur.

b. Dem unendlichen Wesen nicht. Das unendliche Wesen besizt von Ewigkeit her alle nur denkbare Realitäten in ihrer ganzen Unendlichkeit — ein Begrif, der jede Erwerbung neuer Fertigkeiten ausschliesst.

Kunst bezieht sich also nur auf den Menschen, und ist eine erworbene Fertigkeit eines Menschen, eine gewisse Wirkung hervorzubringen.

Einwurf. Auch die Thiere erhalten neue Fertigkeiten durch den Unterricht und die Hülfe der Menschen.

Antwort. Aber diese Fertigkeiten sind nicht eigentlich erworbene. Denn erwerben sezt Vorsaz, freien Willen voraus, und das Thier handelt in jenem Fall nur maschinenmässig, und ohne[3]) seinen Willen. Das wichtigste, was sich hierauf antworten lässt, ist wohl, dass Kunst, von den Thieren gebraucht, auch dem Sprachgebrauch nicht gemäss scheint. Sonst kommt man in die unausmachliche, mit tausend Schwierigkeiten umringte Materie von der Perfektibilität der Thiere.

---

[1]) *Nach „Körpers“ gestrichen: „Instinkt“.*

[2]) *Statt dieser zwei Sätze stand ursprünglich folgender: „Kunst ist daher eine erworbene Fertigkeit, eine gewisse Wirkung hervorzubringen.“*

[3]) *„ohne“ verbessert aus „wider“.*

4. Die Hervorbringung jeglicher Wirkung erfordert Mittel. Bei jeder muss also eine gewisse Art, eine gewisse Methode vorhanden sein, welche die Natur, und die Anwendung dieser Mittel bestimmt, d. h. es muss Regeln geben.

Nun aber beschäftigt sich jegliche Kunst mit Hervorbringung einer Wirkung.

Daher hat jegliche Kunst Regeln, und Kunst überhaupt ist,[1]) vollständig definirt, eine erworbene Fertigkeit[2]) eines Menschen, eine gewisse Wirkung, nach Maassgabe festgesezter Regeln, hervorzubringen.

II. Welches ist der Gegenstand der Kunst?

Jegliche wirkende Ursach — und also auch die Kunst — muss einen Gegenstand haben, auf den sie wirket. Jedem Handeln muss ein Leiden entsprechen.

1. Hervorbringung einer Wirkung ist[3]) Hervorbringung einer Verändrung; diese aber ist nur bei dem Veränderlichen, Zufälligen[4]) möglich.

Der Gegenstand der Kunst sind daher veränderliche, zufällige Dinge.

2. Nicht alle veränderliche, und zufällige Dinge sind dem Menschen bekannt; und noch eine kleinere Anzahl[5]) liegen innerhalb seines Wirkungskreises.

Nun aber ist Kunst nur dasjenige Vermögen zu wirken, das dem Menschen beiwohnet.

Der Gegenstand der Kunst sind daher nur diejenigen veränderlichen und zufälligen Dinge, die innerhalb des menschlichen Wirkungskreises liegen.

III. Welches ist die Absicht der Kunst?

Absicht nennt man die Ursach, warum eine gewisse Handlung verrichtet wird, und ohne welche sie unterblieben wäre.

---

[1]) *Nach „ist“ gestrichen: „nun“.*

[2]) *„eine erworbene Fertigkeit“ verbessert aus „ein erworbenes Vermögen“.*

[3]) *Nach „ist“ gestrichen: „so viel, als“.*

[4]) *„dem Veränderlichen, Zufälligen“ verbessert aus „veränderlichen, zufälligen Dingen“.*

[5]) *Nach „Anzahl“ gestrichen: „aber“.*

Was nun Absicht der Kunst sei, ist hieraus schon deutlich.

1. Der Mensch ist von Natur hülflos und schwach, ohne Bedekkung und ohne Waffen. Darum erfand er die Arzneikunst, darum die Baukunst und alle die übrigen Künste, welche zu seiner Erhaltung, und zu Befriedigung seiner Nothdurft unentbehrlich sind.

Der Mensch strebt nicht allein, sein Leben, und seine Gesundheit zu erhalten, er wünscht auch, seine Seele, und seinen Körper in eine angenehme Thätigkeit zu versezen. Darum erfand er die Dichtkunst, die Mahlerei und alle die Künste, die zwar zu seiner bloss thierischen Erhaltung entbehrt werden können, aber doch, wenigstens dem polizirten Menschen, zu seiner Glükseligkeit unumgänglich nothwendig sind.

In beiden angeführten Fällen entstand also die Kunst aus einem empfundenen Mangel, und aus der Begierde, ihn auszufüllen.

Die Absicht der Kunst ist daher, uns gewisse Güter zu verschaffen,[1]) nach denen wir streben.

2. Die Güter, die wir begehren, sind entweder unsrer Natur angemessen, oder nicht; ihr Besiz ist für uns möglich, oder unmöglich.

Die leztere Art der Güter kann kein Vernünftiger im Ernste wünschen, vielweniger aber, sogar Mittel anwenden wollen, sie zu erlangen.

Sie können also nicht zur Absicht der Kunst gehören, und die Absicht der Kunst ist daher nur: uns solche Güter zu verschaffen, die unsrer Natur angemessen sind, zu deren Besiz wir gelangen können.

3. Viele Güter sind von der Art, dass wir sie, ohne Uebung und Unterricht, durch bloss natürliche, instinktmässige Handlungen zu erreichen im Stande sind.

Instinktmässige Handlungen sind solche, wozu uns die Fertigkeit angebohren ist; angebohrene Fertigkeit aber haben wir von dem Begriffe der Kunst gänzlich entfernt.

Die Absicht der Kunst ist demnach: uns gewisse Güter zu verschaffen, die wir begehren; und die unsrer Natur angemessen sind, zu deren Besiz wir gelangen können; die wir jedoch nicht durch bloss natürliche, ununterrichtete Fertigkeiten[2]) zu erwerben vermögen.

---

[1]) *„uns . . . . verschaffen" an allen Stellen verbessert aus „erreichen".*

[2]) *„Fertigkeiten" verbessert aus „Triebe".*

IIII. Welches ist die Wirkung der Kunst?

Jede hervorbringende Ursach — und also auch die Kunst — muss eine Wirkung haben, die sie hervorbringt.

Jegliches endliche Ding existirt entweder im Raum, oder in der Zeit, oder in beiden zugleich.

Daher wirkt auch die Kunst entweder

a. im Raum. Die Theile dessen, was sie hervorbringt, bestehen neben einander; und alsdann heisst die Wirkung ein Werk. Oder

b. in der Zeit. Die Theile dessen, was sie hervorbringt, folgen auf einander. Oder endlich

c. im Raum, und in der Zeit zugleich. Einige der Theile von dem, was sie hervorbringt, bestehen neben einander; andere folgen auf einander. In diesem, und im vorigen Fall heisst die Wirkung eine Energie; so wie man die Kunst selbst im ersteren Fall eine bildende, in den beiden lezteren eine energische nennt.

Die Wirkung der Kunst ist folglich entweder ein Werk, oder eine Energie.

Nun ist der Begrif der Kunst vollständig bestimmt.

Kunst ist: ein erworbenes Vermögen eines Menschen, eine gewisse Wirkung, nach Maassgabe gewisser festgesezter Regeln, hervorzubringen — und zwar ein Vermögen, dessen Gegenstand alle diejenigen veränderlichen und zufälligen Dinge ausmachen, die innerhalb des menschlichen Wirkungskreises liegen — dessen Absicht dahin geht, uns gewisse Güter zu verschaffen, welche wir[1]) begehren, die unsrer[2]) Natur angemessen sind, zu deren Besiz wir[3]) gelangen können, die wir[3]) jedoch durch bloss natürliche, ununterrichtete Fertigkeiten nicht zu erwerben vermögen — dessen Wirkung endlich entweder ein Werk, oder eine Energie ist.

Im Jahre 1744 hatte James Harris, der Neffe und Schüler Shaftesburys, seine „Three treatises, concerning art; music, painting and poetry; happiness" *er-*

---

[1]) *„wir" verbessert aus „die Menschen".*
[2]) *„unsrer" verbessert aus „ihrer".*
[3]) *„wir" verbessert aus „sie".*

scheinen lassen, die in etwas ungelenker Gesprächsform ästhetische und ethische Grundprobleme klärend behandelten. Der zweite Dialog mit seiner Scheidung der Künste in solche der Koexistenz und Sukzession wird unter den anregenden Vorläufern von Lessings Laokoon mit Ehren genannt (Schmidt, Lessing[2] *1, 498). Der erste Dialog liegt dem oben abgedruckten knappen Auszuge zugrunde. Humboldt hat ihn sicher nicht auf eigene Hand niedergeschrieben, sondern im Auftrage eines Lehrers; wer dieser war, ist nicht festzustellen, da Randbemerkungen fehlen. Man könnte an Engel denken: aber von einer ästhetischen Unterweisung Engels im Hause Humboldt ist sonst nichts bekannt; auch finde ich in Engels Schriften den Namen Harris nirgends genannt. Die Zeit der Niederschrift ist durch die Randbemerkung am Anfang als der März 1785 bestimmt. Ein B, das sich am Rande der Handschrift noch findet, wird ebenso wie die Randbuchstaben in den folgenden philosophischen Aufsätzen zu fassen sein: es deutet an, daß der Aufsatz der zweite einer Reihe gewesen ist, deren andre Glieder verloren sind. Aus einigen wörtlichen Anklängen scheint mir hervorzugehen, daß Humboldt nicht nach dem englischen Original, sondern nach der anonymen Übersetzung „Jakob Harris' Abhandlungen über Kunst, Musik, Dichtkunst und Glückseligkeit" (Halle 1780) gearbeitet hat.*

---

2. Aus Engels philosophischen Vorträgen.

Philosophie heisst Liebe zur Weisheit, ein Philosoph also ein A. Freund der Weisheit. In den ältesten Zeiten nannte man die Weltweisen Sophisten. Sokrates brachte zuerst die Benennung der Philosophen auf, indem er den Ausspruch des Apoll, er sei der Weiseste unter den Griechen, das hiess damals unter den Menschen, auf eine bescheidene Art erklärte. Plato bediente sich zuerst beständig derselben, vorzüglich auch darum, weil der Name der Sophisten unrühmlich zu werden anfing. Was Heraklides Pontikus erzählt und was Diogenes Laertius und Cicero (*Tusc. quaest. l.* V. *c.* 3.) ihm nachschreiben, dass Pythagoras der Urheber der Benennung der Philosophen sei, ist ungegründet.

Die Philosophie, oder die Weltweisheit ist diejenige Wissenschaft, welche die allgemeinen Beschaffenheiten der Dinge betrachtet. Die Mathematik und die Geschichte gehören nicht zur Weltweisheit: die erste, weil sie sich nicht mit Beschaffenheiten, sondern mit Grössen; die zweite, weil sie sich nicht mit allgemeinen Beschaffenheiten der Dinge, sondern mit einzelnen Dingen beschäftigt.

Die Philosophie wird eingetheilt:

I. in den theoretischen Theil, welcher die Dinge, wie sie sind, betrachtet, oder welcher die Mittel enthält, durch welche wir zu dem Zwek unsres Verstandes (unsrer Erkenntnisskraft), d. i. zur Wahrheit gelangen. Dieser Theil enthält folgende Wissenschaften:

 1. Die Metaphysik, welche von den allgemeinen Beschaffenheiten der immateriellen Begriffe, wie auch von den

---

Handschrift (264 meist halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) mit Randbemerkungen Engels im Archiv in Tegel.

allgemeinsten, auch disjunktiven Prädikaten der immateriellen sowohl, als der materiellen Begriffe handelt. Sie begreift wiederum folgende Wissenschaften unter sich:

A. Die Ontologie, oder die Lehre von den allgemeinsten, auch disjunktiven Prädikaten der immateriellen sowohl, als der materiellen Begriffe.

B. Die Kosmologie, welche sich mit der Betrachtung aller endlichen, möglichen Dinge in ihrer Verbindung beschäftigt.

C. Die Seelenlehre (*Psychologia*), welche die allgemeinen Beschaffenheiten der Seelen kennen lehrt. Man theilt sie ein:

   a. in die empirische, d. i. die Seelenlehre in so fern sie sich auf einzelne Erfahrungen gründet. Diese gehört zwar nicht eigentlich zur Philosophie. Weil sie aber zur wissenschaftlichen Psychologie unentbehrlich ist, so hat man sie auch dahin gerechnet.

   b. in die wissenschaftliche (*Psychologia scientifica sive rationalis*), d. i. die Seelenlehre, in so fern sie sich auf Vernunftschlüsse gründet.

D. Die natürliche Theologie, welche Gott, als den vollkommensten Geist, betrachtet. Diese wird, nebst der Seelenlehre, von einigen unter den Namen der Geisterlehre (*Pneumatologia*) begriffen.

2. Die Logik, welche die Regeln unsres Denkens enthält. Da sie sich mit immateriellen Begriffen beschäftigt, so müsste sie eigentlich zur Metaphysik gerechnet werden. Man hat sie aber davon getrennt, weil man glaubte, man könne ohne sie nicht füglich in den metaphysischen Wissenschaften fortkommen. (Vortheil in der Methode.) Auch macht sie ein für sich bestehendes Ganze aus. Am richtigsten würde sie wohl gleich auf die Seelenlehre folgen.

3. Die Naturlehre, oder Physik, welche von den allgemeinen Beschaffenheiten der körperlichen Dinge handelt. Man hat es zwar noch nicht in allen ihren Theilen bis zu festen, allgemeinen Begriffen gebracht.

Sie wird aber in Ansehung der Theile zur Philosophie gerechnet, in welchen dis schon geschehn ist.

II. in den praktischen Theil, welcher die Dinge, wie sie sein sollen, betrachtet, oder welcher die Mittel enthält, durch welche wir zu dem Zwek unsres Willens (unsrer Begehrungskraft), d. i. zum Guten, gelangen. Er enthält folgende Wissenschaften:

1. Die Ethik, oder Moral, welche von den Pflichten des Menschen handelt, wenn er allein, und ausser aller gesellschaftlichen Verbindung betrachtet wird. Diese Pflichten sind entweder Zwangs- oder freiwillige Pflichten. Zwangspflichten sind solche, zu deren Erfüllung man durch die bürgerlichen Geseze angehalten werden kann, und die Wissenschaft, welche sie abhandelt, nennt man das Naturrecht (*Jus naturae*).
2. Die Oekonomik, welche den Menschen in den sogenannten kleinen Gesellschaften betrachtet. Unter einer kleinen Gesellschaft versteht man, im philosophischen Sinn, eine Gesellschaft von Menschen, die durch Verwandschaft, oder eheliche und kindliche Liebe verbunden sind, und die in dieser Verbindung ihre gemeinschaftliche Glükseligkeit, doch ohne den Nachtheil andrer Menschen, zu befördern suchen.
3. Die Politik, welche den Menschen in den grossen Gesellschaften, oder Staaten, betrachtet. Ein Staat ist eine Gesellschaft mehrerer Familien, die sich zu Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Glükseligkeit vereinigt haben.

Logik oder Vernunftlehre.

Die Logik ist, objektiv, eine Sammlung von Regeln, nach welchen wir die Wahrheit untersuchen, prüfen, entdekken, u. s. w. können; subjektiv, die uns beiwohnende Fertigkeit, die Wahrheit, nach diesen Regeln, zu untersuchen, prüfen, entdekken, u. s. w.

Das Subjekt ist das, was da denkt; das denkende Wesen: das Objekt ist das, was gedacht wird; der Gegenstand unsers Denkens. Subjektiv ist alles, was sich auf das Subjekt; objektiv alles, was sich auf das Objekt bezieht. Wenn ich daher

eine Sache objektiv definire, so sehe ich bloss auf die Sache selbst, und auf ihre Beschaffenheit; definire ich sie aber subjektiv, so sehe ich dabei auf mich selbst, als auf das denkende Wesen.

Manchmal kann Eine und ebendieselbe Sache Subjekt und Objekt zugleich sein. Wenn wir z. B. über unsre eigne Seele nachdenken, so scheint unsre Seele Subjekt und Objekt zugleich zu sein.

Eine Regel ist ein Saz, in Form einer Vorschrift, der uns zeigt, wie wir irgend etwas, in der Kunst, mit der wir uns beschäftigen, in möglichster Vollkommenheit, machen können.

Aus der vorher gegebenen Definition der Logik folgt, dass dieselbe eine Kunst sei.

Denn Kunst ist, objektiv, eine Sammlung von Regeln, nach welchen wir etwas gut hervorbringen können, was sich auch schlecht machen lässt (Indess scheint Kunst, objektiv, wider den Sprachgebrauch zu sein);[1] und subjektiv, die uns beiwohnende Fertigkeit etwas, nach diesen Regeln, gut hervorzubringen, was sich auch schlecht machen lässt.

Bei den schönen Künsten heisst das, was sie hervorbringen, eine Energie, d. i., wenn ichs recht verstehe, eine Kraft, die irgend eine Veränderung in der Seele des Empfindenden verursacht.[2])

Man theilt die Logik ein

1. in die natürliche und
2. in die wissenschaftliche.

Die natürliche Logik, oder der feine Wahrheitssinn, denn dis ist einerlei, ist in den Wissenschaften, was man in den schönen Künsten Geschmak nennt.

Geschmak nun ist die dunkle Empfindung der Vollkommenheit in den ästhetischen Künsten, d. i. in den Künsten, welche vorzüglich auf die Sinne wirken. Wer im Stande ist, sich die Ursachen zu entwikkeln, warum ihm das gefällt, und jenes misfällt, und also Regeln festzustellen, nach welchen er mit Sicherheit beurtheilen kann, was schön, und was nicht schön ist, den nennt man einen Kenner. Der Kenner im höchsten Grade heisst Kunstrichter.

---

[1]) *Vgl. die Entwicklungen Hildebrands in Grimms Deutschem Wörterbuch 5, 2668.*

[2]) *Dieser Terminus geht auf Sulzers Abhandlung „Von der Kraft (Energie) in den Werken der schönen Künste“ (Vermischte philosophische Schriften 1, 124) zurück.*

Eben so ist auch, bei den Wissenschaften, Wahrheitssinn die dunkle Empfindung, ob ein Gedanke, ein Schluss, ein Räsonnement, u. s. w. wahr, oder falsch sei. Und eben dis ist auch die natürliche Logik.

Die wissenschaftliche Logik, zu deren Erlernung die natürliche nothwendig ist, unterscheidet sich von dieser dadurch, dass hier die Empfindung des Wahren, und Falschen nicht mehr dunkel ist. Wer wissenschaftliche Logik besizt, der ist im Stande, die Ursachen anzugeben, warum er dis für wahr, und jenes für falsch hält, und Regeln festzustellen, nach welchen er stets, mit Sicherheit, beurtheilen kann, ob ein Gedanke, Räsonnement, u. s. w. wahr, oder falsch sei. Die wissenschaftliche Logik ist nicht allein regelmässig, sondern auch regelverständig.

Einige nehmen auch eine angebohrene Logik (*Logica connata*) an. Man kann sich aber bei diesem Ausdruk nichts anders denken, als die uns angebohrene Fähigkeit, die Logik zu lernen.

Reimarus sagt: die Vernunftlehre ist die Wissenschaft von der Vernunftkunst, und die Vernunftkunst ist die Fertigkeit, die Vernunft im Erkenntniss der Wahrheit regelmässig, und regelverständig zu gebrauchen. B.

Die Vernunft ist die Kraft, nach den Regeln der Einstimmung, und des Widerspruchs, über die vorgestellten Dinge zu reflektiren.

Kraft ist ein ununterbrochenes Bestreben, etwas zu verrichten.[1])

Auch unsre Seele arbeitet ununterbrochen fort, selbst im Traume. Der Unterschied zwischen dem wachenden und träumenden Zustand[2]) ist nur der: im Wachen hebt die Seele aus der ganzen Masse von Vorstellungen (Totalvorstellung) Eine aus, und sucht diese zu verdeutlichen; im Traume[3]) hingegen verbreitet sie sich über alle zugleich, und kann daher nur äusserst

[1]) *Vgl. zu diesen drei Absätzen Reimarus, Die Vernunftlehre § 5. 15. 14.*

[2]) *„zwischen dem Zustande des Wachens und des Schlafs“ Engel.*

[3]) *„im Schlaf“ Engel.*

wenige von ihnen, auch nur zu einem geringen Grade von Klarheit bringen.

Jede Kraft muss sich nach gewissen Regeln richten, wie man aus den vorhergegebenen Definitionen sehen kann. Da nun die Vernunft eine Kraft ist, so hat auch sie die ihrigen, nehmlich die Regeln der Einstimmung, und des Widerspruchs.

Die erste derselben (*Principium positionis, sive identitatis*) wird allgemein so ausgedrükt: Ein Ding ist das, was es ist. A ist A, oder, wie der Mathematiker sagt, A ist sich selbst gleich.[1])

Die zweite (*Principium contradictionis*) heisst allgemein also: Ein Ding kann nicht[2]) sein, und nicht sein. Ein Zirkel kann nicht ein Zirkel, und ein Quadrat sein. *A et non A impossibile.* Die Scholastiker sezten hier noch hinzu:[3]) *de eodem, eodem respectu, eodem tempore* u. s. w. Aber das versteht sich von selbst.[4])

So einfach und unwichtig diese Regeln auch scheinen mögen, so machen sie doch den Grund alles Denkens aus.

Reflektiren heisst, Dinge mit einander vergleichen, d. i. gegen einander halten, und sich bemühen, einzusehen, was sie ähnliches haben, oder worin sie von einander unterschieden sind. Das Reflektiren ist[5]) das einzige Mittel, zur Kenntniss der Wahrheit zu gelangen.

Wahrheit ist zwiefach, metaphysische und logische.[6])

Ein Ding hat metaphysische Wahrheit, wenn alle seine innern Prädikate mit einander übereinstimmen, und nicht eins das andre aufhebt. Diese Wahrheit ist in allen Dingen, und wir können uns keins, ohne dieselbe, denken.

Die logische Wahrheit besteht in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellung mit der Sache, von der wir sie haben.

Da sich nun die Wahrheit der Dinge nach den Regeln der Einstimmung, und des Widerspruchs richtet (Reimarus Vernunftlehre. §. 17.); und wir nach eben diesen Regeln denken (*l. c.* §. 16.): so muss auch die logische, und metaphysische Wahrheit übereinstimmen, d. i. unsre Vorstellungen müssen mit den vorgestellten

---

[1]) *„A = A.“ Engel.*

[2]) *„zugleich“ Engel, entsprechend der Definition bei Reimarus § 14.*

[3]) *„es müsse die Rede seyn“ Engel.*

[4]) *Vgl. zu diesen drei Absätzen Reimarus § 14. Das Beispiel und Schlußsatz fehlen dort.*

[5]) *„für uns“ Engel.*

[6]) *Vgl. zu diesen drei Absätzen Reimarus § 12. 17 und Engel, Schriften 9, 8.*

Dingen übereintreffen; vorausgesezt nehmlich, dass wir diese Regeln recht anwenden, und dass die Materie, und die Form unsrer Schlüsse richtig ist.

Aller unser Irrthum entspringt aus der Unwissenheit unsrer Vernunftschranken, wenn wir glauben, einen klaren, oder deutlichen Begriff von einer Sache zu haben, und unser Begriff doch nur dunkel, oder gar falsch ist.

Schranken aber muss unsre Vernunft haben, weil wir nicht von allen Dingen klare, und deutliche Begriffe haben, ein nöthiges Erforderniss zur Reflexion. *l. c.* §. 20. 21.

Prädikate sind zwiefacher Art:

1. innere, das ist solche, die wir sehen,[1]) wenn wir die Dinge allein, und für sich beobachten.[2])
2. äussere, oder Verhältnisse, d. i. solche, die wir, wenn wir die Dinge bloss allein, und für sich betrachten, nicht finden.

Ein äusseres Prädikat eines Menschen ist es, dass er hohen, oder niedrigen Standes, dass er ein Unterthan dieses, oder jenes Fürsten ist, ein inneres, dass er gross, oder klein, dass er schön, oder hässlich ist.

Die inneren Prädikate sind wieder zwiefach:

1. wesentliche (*Essentialia*),[3]) d. i. solche, durch deren Hinwegnehmung der ganze Begriff des Dinges zerstört wird.
2. zufällige (*Modi*), die man wegnehmen kann, ohne dadurch den Begriff des Dinges aufzuheben.

Dass alle Radii des Zirkels gleich sind, ist dem Zirkel wesentlich; dass er aber in 360. Theile getheilt wird, ist zufällig. Eben so ist beim Menschen die Fähigkeit zu lachen wesentlich; das Lachen selbst zufällig.

Die *Essentialia* werden wiederum eingetheilt:

1. in *Essentialia prima, sive constitutiua*, d. i. in solche, die ihren weiteren Grund nicht mehr in dem Dinge selbst,[4]) sondern nur, wie der Philosoph sagt, in dem Verstande Gottes haben.

---

[1]) *„erkennen" Engel.*

[2]) *„betrachten" Engel. Nach „beobachten" von Engel gestrichen: „Sie sind entweder Beschaffenheiten, oder Grössen. Die Philosophie beschäftigt sich bloss mit den erstern."*

[3]) *Nach „Essentialia" von Engel gestrichen: „sive Attributa".*

[4]) *„in einem höhern Prädikat des Dinges selbst" Engel.*

2. in *Essentialia secunda, tertia, quarta,* u. s. w. *siwe consecutiua,* d. i. in solche, die ihren weiteren Grund in dem Dinge selbst haben.[1])

So ist es ein *Essentiale primum* des Quadrats, dass es 4. gleiche Linien hat; ein *consecutiuum,*[2]) dass es 4. rechte Winkel hat. Denn der Grund dieser Winkel liegt in den Linien, da ein Winkel die Neigung zweier Linien gegeneinander ist.[3])

Zulezt giebt es noch 2 Arten von Attributen:

1. *Attributa propria,* d. i. solche Attribute, die sich auf das ganze Wesen des Dinges beziehn, und dasselbe[4]) genau von allen andern Dingen unterscheiden.[5])
2. *Attributa communia,* d. i. solche Attribute, die sich nicht auf das ganze Wesen des Dinges beziehn, und dasselbe nicht von allen andern Dingen unterscheiden.

Ein *Attributum proprium* des Menschen ist die Fähigkeit zu weinen.[6]) Denn sie bezieht sich auf sein ganzes Wesen. Wir weinen, wenn wir unsern vorigen, glüklichen Zustand mit unserm jezigen, unglüklichen[7]) vergleichen, und also, mit Bewusstsein, reflektiren; und wir weinen mit einem organischen Körper. Nun aber macht die Verbindung einer, mit Bewusstsein, reflektirenden Seele, und eines organischen Körpers das ganze Wesen des Menschen aus.

Die Fähigkeit zu weinen unterscheidet aber auch den Menschen von allen übrigen Geschöpfen. Das Thier kann nicht weinen, weil es nicht mit Bewusstsein reflektirt; der reine Geist nicht, weil er keinen organischen Körper hat.

Ein *Attributum commune* des Menschen ist die Fähigkeit zu essen. Denn wir essen vom Instinkte der Sinnlichkeit getrieben, und vermittelst des Körpers; und das thut das Thier auch. Diese Fähigkeit unterscheidet den Menschen also nicht von allen andern Geschöpfen.

---

[1]) „Attributa." *Engel.*
[2]) *„oder* attributum" *Engel.*
[3]) *„Die* essentia *ist die Summe aller* essentialium primorum." *Engel.*
[4]) *„also" Engel.*
[5]) *„aus denen sich auf die sämmtlichen* essentialia prima, *also auf die ganze* essentiam *zurückschliessen lässt." Engel.*
[6]) *„weinen" verbessert aus „lachen".*
[7]) *„oder* vice versa" *Engel.*

Erster, betrachtender Theil der Logik.

Von den Verrichtungen des Verstandes.

Erstes Kapitel.

Von den Begriffen.

Operationen des Verstandes. Begriff, Urtheil, Schluss. *l. c.* §. 29.

Definition des Begriffs. *l. c.* §. 30. Leibniz nennt die blosse Vorstellung *perceptionem,* das Bewusstsein *apperceptionem*; den Begriff also *perceptionem cum apperceptione conjunctam.*

Folgen hieraus: *l. c.* §. 31.

1. Blosse Wörter sind noch keine Begriffe, sondern nur leere Töne. So ist Abrakadabra, und andre mehr, die gar nicht in der Sprache existiren. Mit Sympathie, Antipathie, u. s. w. verbindet man doch noch einen gewissen Begriff, ob sie gleich Reimarus hier zu Exempeln anführt.
2. Widersprechende Vorstellungen geben zusammen keinen Begriff. Denn sie heben sich auf, und sind also ein *Nihilum negatiuum.* Ein andres *Nihilum* nennet man *priuatiuum, sive merum,* welches durch das Wort schon hinlänglich erklärt wird.
3. Die blosse Vorstellung, an sich, giebt noch keinen Begriff. Denn es fehlt ihr das, zum Begriff nothwendige Bewusstsein. Dis erinnert an psychologische Begriffe von Abwesenden und Träumen.

Es ist nothwendig, die Erzeugung eines Begriffs angeben zu können, um im Stande zu sein, seine Richtigkeit zu prüfen. *l. c.* §. 32.

Zur Erzeugung der materiellen Begriffe,[1]) d. i. solcher, die wir durch die Sinne bekommen, gehören folgende Erfordernisse:

1. Gesunde Werkzeuge der Sinne. *l. c.* §. 33.
2. Hinlängliche, d. i. bis ins *commune sensorium* fortgepflanzte, Rührung der sinnlichen Werkzeuge durch das, einem jeden zukommende Medium.
3. Eine undeutliche Vorstellung aller Dinge auf einmal, die

---

[1]) *Vgl. zu diesem Thema die erste und zweite Lektion in Engels Vernunftlehre (Schriften 9, 36. 54).*

unsre Sinne rühren. Die Masse aller dieser Vorstellungen nennt man die Totalvorstellung.[1])

c. 4. §. 36. Eine Beachtung, oder eine ausnehmende Vorstellung eines gewissen Theils der ganzen Vorstellung. Wenn die Seele irgend eine ihrer Vorstellungen verdeutlichen will, so muss sie dieselbe aus der Totalvorstellung herausheben und ihre ganze Aufmerksamkeit auf sie konzentriren, d. h. sie beachten. Diesen Theil der Totalvorstellung nennt man dann *perceptionem partialem*, zum Gegensaz der *perceptionis totalis* (siehe oben).

Wir beachten entweder das, was den stärksten, sinnlichen Eindruk auf uns macht; oder was das stärkste Interesse — sei es des Verstandes, oder des Herzens — für uns hat.

Es ist ein berühmter Streit gewesen, ob unsre Seele immerfort Vorstellungen habe, oder nicht. Leibniz war der ersteren Meinung, und widerlegte Lokken, seinen Gegner, in seinem Buche *Sur l'entendement humain*, welches erst, nach seinem Tode, in der Hannöverschen Bibliothek gefunden, und von Raspe herausgegeben worden,[2]) weil er selbst zu friedliebend war, um dadurch neuen Streit erregen zu wollen. Uebrigens war Lokkens Behauptung wirklich sehr seicht, da, wenn die Seele nicht, wie jede andre Kraft (s. oben), immerfort wirkte, nach einer jedesmaligen Unterbrechung ihres Wirkens, eine neue Schöpfung nöthig wäre. Er sucht sich zwar mit dem Beispiel zu helfen, dass auch die körperlichen Kräfte manchmal ruhten, und zu wirken aufhörten. Aber man sieht leicht das Falsche hiervon ein, da z. E., nach dem Gesez der Schwere, jeder Körper nach dem Mittelpunkt der Erde strebt, und nur durch das Gegenwirken andrer Körper[3]) in Ruhe erhalten wird; so dass seine Kräfte stets wirksam sind.

---

[1]) *Zu den beiden letzten Nummern vgl. Reimarus § 34. 35.*

[2]) *Als erstes Stück der Amsterdam und Leipzig 1765 erschienenen* „Oeuvres philosophiques latines et françoises de feu mr. de Leibniz, tirées de ses manuscrits, qui se conservent dans la bibliothèque royale à Hanovre".

[3]) *„Körper" verbessert aus „Kräfte".*

5. §. 37. Klarheit aus der Beachtung. Die klärere Vorstellung verdunkelt alle übrigen, so dass wir uns ihrer nicht mehr bewusst sind. Abwesende: 1. die ihre Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand heften;[1]) 2. die ihre Vorstellungskraft über alle verbreiten.[2])
6. §. 38. Eine Vorstellung des Vergangenen, oder Abwesenden, da wir uns, bei einem Theile einer schon einmal gehabten Vorstellung, der ganzen ehemaligen Vorstellung erinnern.[3])
7. §. 39. Die Reflexion, oder Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, oder mit dem Abwesenden, nach den Regeln der Einstimmung, und des Widerspruchs. S. oben.
8. §. 40. Eine Empfindung und Einsicht in die Aehnlichkeit, oder Verschiedenheit der Dinge. Beispiel für *no.* 6. 7. 8: Wenn ich wissen will, ob ich einen Menschen schon gesehen habe, so rufe ich meine ehemalige Vorstellung zurük, vergleiche, und finde, ob er mit dem Bilde in meiner Vorstellung übereinkommt, oder nicht.[4])
9. §. 41. Wörter, d. i. ein gewisser, deutlicher Schall des Mundes,[5]) den die Menschen willkührlich[6]) zum Zeichen gesezt haben, wobei sie sich, und andern, gewisse Dinge, nach ihrer Aehnlichkeit mit andern Dingen, vorstellen. Richtiger, bestimmter: Um einen festen Begriff von einer Sache zu haben, muss man ein unterscheidendes Merkmal an ihr auffinden. Nun wird zwar dieses auch durch das Auge, und die andern Sinne gefasst, diese fassen aber mehr als Eins; daher leicht Verwirrung möglich; daher besser, dass man jedes Ding mit einem Worte belegt hat, bei dem man sich bloss das am meisten unterscheidende Merkmal denkt.[7])
   Wörter, welche Gattungen bezeichnen,[8]) geben einen Begriff von dem Aehnlichen aller Dinge dieser Gattung;

---

[1]) *„Vertiefte. Begeisterte." Engel.*
[2]) *„Zerstreute." Engel.*
[3]) *„welches das Gesetz der Imagination heisst." Engel.*
[4]) *„Wie das Wiedererinnern geschieht? wie wir das Gesetz der Imagination dabey anwenden?" Engel.*
[5]) *„artikulirter Laut" Engel.*
[6]) *„(nicht so ganz willkührlich)" Engel.*
[7]) „NB. *Diese Vorstellung ist nicht aus einander gesezt genug." Engel.*
[8]) „appellatiua" *Engel.*

Nomina propria von dem, was das Individuum von allen andern Individuis unterscheidet.

Semproneitas, *Cajeitas*, u. s. w., Erfindungen der Scholastiker.

Ueber den Ursprung der Sprache — eine schwierige Materie, da zur Erfindung der Wörter Begriffe, und zur Erzeugung der Begriffe Wörter nöthig scheinen — künftig ein mehreres.[1]) Herders Preisschrift.[2])

10. §. 42. Ein Bewusstsein der Vorstellung, und des Vorgestellten. S. die Definition des Begriffes.

§ 43.[3]) Begriffe sind nicht blosse Leidenschaften, d. h. die Seele verhält sich, bei Erzeugung der Begriffe, nicht leidend, sondern ist thätig, wirkt wieder zurük.

Wenn man annimmt, dass die Seele die Vorstellungen so empfängt, wie das Wachs das Siegel; so folgt daraus, dass der zulezt erzeugte Begriff, wie das zulezt aufgedrükte Siegel, alle vorigen verlösche. Man hebt also das Gedächtniss auf, den Schaz aller unsrer Vorstellungen. Sextus Empirikus.[4])

Alle Kräfte unsrer Seele — Aeusserungen (Modifikationen) der Einen, in ihr wohnenden — sind bei Erzeugung der Begriffe geschäftig.

Erzeugung der immateriellen Begriffe. §. 44. 45. 46.

Die immateriellen Begriffe sind von allem Sinnlichen abgesondert; nun ist unsre Seele das einzige immaterielle Ding, das wir kennen; wir müssen folglich aus ihr alle immaterielle Begriffe schöpfen. Nun aber können wir unsre Seele nicht anders beobachten, als bei Gelegenheit äusserer, sinnlicher Eindrükke; so wie wir unsre Sehkraft nicht anders wahrnehmen, als wenn wir sie auf irgend einen Gegenstand wenden. Wir müssen daher, um immaterielle Begriffe zu bekommen:

1. Die Veränderungen beobachten, welche, bei Gelegenheit äusserer, sinnlicher Eindrükke, in der Seele vorgehen.
2. Von dem, was in der Seele vorgeht, sorgfältig alles körperliche absondern.

---

[1]) *Vgl. Engel, Schriften 9, 64.*
[2]) *Sämmtliche Werke 5, 1.*
[3]) *Vgl. hierzu die vierte Lektion in Engels Vernunftlehre (Schriften 9, 97).*
[4]) *Vgl. Engel, Schriften 9, 111.*

3. Die Veränderungen in unsrer Seele wohl von den, durch sie hervorgebrachten Veränderungen in unserm Körper unterscheiden.

Ueberdiess werden noch alle die Stükke dazu erfordert, welche zur Erzeugung der materiellen (sinnlichen) Begriffe nothwendig sind.

Unterschied der Begriffe: D.

I. nach ihrem Ursprunge:

1. §. 47. 48. sinnliche, oder materielle Begriffe, welche wir von sinnlichen Dingen, durch unsre äussern Werkzeuge, die Sinne, erhalten.

   Materielle Begriffe sind, nach Bonnets, Condillacs, Platners, und andrer Philosophen Meinung,[1]) nicht nur die Veränderungen, welche, durch die verschiedenen Rührungen der Nerven, im Gehirn hervorgebracht werden, und auf die Seele wirken; sondern auch die von diesen Veränderungen zurükbleibenden Spuren, welche wiederhervorkommen, wenn die Seele die mit ihnen verwandten Vorstellungen erneuert.

2. §. 49. Aussersinnliche, oder immaterielle Begriffe, welche wir von aussersinnlichen Dingen, durch die innre Empfindung,[2]) bekommen.

   Aussersinnlich ist alles, was entweder zu unsrer Seele gehört, oder mit ihr verwandt ist.

3. §. 50. Begriffe gemischten Ursprungs, *idées mixtes,* die Lokke entdekt hat.[3])

   Wir erhalten sie entweder durch zwei Sinne, und also bloss durch die äussre Empfindung; oder durch die äussre und innere zugleich.

   Von der erstern Art ist der Begriff der Figur, den uns das Gesicht, und das Gefühl giebt; von der leztern der Begriff der Ordnung, Symmetrie, Melodie, Harmonie, u. s. w., da wir z. B. die Stellung, und Abwechslung

---

[1]) *„Erklärung" Engel.*

[2]) *„durch die innre Empfindung" verbessert aus „bei Gelegenheit äusserer, sinnlicher Eindrükke".*

[3]) *„zuerst angab" Engel. — Vgl. hierzu Engel, Schriften 9, 130.*

der Vokale, und Konsonanten in einem Verse durch das Ohr — durch die äussere Empfindung also — vernehmen; vermittelst der innern Empfindung aber einsehen, ob sie melodisch, und harmonisch gestellt sind.[1])

Melodie und Harmonie in einem Verse sind also verschieden:

Ein Vers ist melodisch, wenn er aus schönen Vokalen und Konsonanten besteht, welche der Dichter auf eine gleiche, dem Ohr angenehme Art vertheilt hat, wie in folgendem Verse:

Melodieen, der süssesten Wonne Gespielinnen, stiegen.[2])

Er ist harmonisch, wenn die Stellung, und Mischung seiner Vokale, und Konsonanten mit der Sache[3]) übereinstimmt, welche der Dichter schildern will; wie in folgenden Beispielen:

— dumpf,
Laut hallts nach, voll Entsezens nach durch die Klüfte Gehennas![4])

Λααν βασταζοντα πελωριον αμφοτερῃσιν und
— —*οφρα ιδηαι*
Οἱοι Τρωιοι ἱπποι, επισταμενοι πεδιοιο
Κραιπνα μαλ' ενθα και ενθα διωκεμεν ηδε φεβεσθαι.[5])

Die Lehre von den Begriffen gemischten Ursprungs ist überaus wichtig, vorzüglich in der Theorie der schönen Künste.

Auch lehrt sie uns, dass ein Sinn an die Stelle des andern treten könne, wie z. B. das Gefühl an die Stelle des Gesichts, der Geruch an die Stelle des Geschmaks.

---

[1]) „NB. *Ich sehe das Treffende dieses Beyspiels nicht. Kann man den Begrif der Melodie von den Ideen und Empfindungen der Seele so abstrahiren, wie von äussern Tönen? Die Einsicht, dass etwas melodisch sey, oder die Empfindung des Vergnügens am Melodischen sind etwas anders, als das Melodische selbst. Mit Harmonie in dem weitesten und abstraktesten Sinn des Worts ist es ein anders; denn man redet auch von einer Harmonie der Ideen, der Neigungen; aber das Wort Melodie hat man meines Wissens noch nie auf die innern Seelenveränderungen angewandt.“ Engel.*

[2]) *Klopstocks Messias 16, 320.*

[3]) *„der Sache“ verbessert aus „dem Sinne“.*

[4]) *Messias 16, 313; es heißt dort „weit“ statt „laut“ und „in“ statt „durch“.*

[5]) *Odyssee 11, 594; Ilias 8, 105.*

Ueber diese Materie legte Molineux Lokken folgende Frage vor: ob ein Blindgebohrener, der durch das Gefühl eine Kugel von einem Würfel zu unterscheiden vermögte, auch im Stande sein würde, diese Körper, wenn man ihm das Gesicht wiedergäbe, ohne Hülfe des Gefühls, zu unterscheiden?[1]) Nach Leibnizens,[2]) und Diderots Meinung wäre es vielleicht möglich.[3])

II. nach ihrer weitern Bearbeitung.

1. §. 51—53. Begriffe von einzelnen Dingen, oder individuelle.

   Ein einzelnes Ding (*Individuum*) ist ein solches, das in allen Stükken bestimmt (determinirt) ist, d. h. worüber keine Frage aufgeworfen werden kann, deren Beantwortung nicht möglich wäre.[4])

2. §. 51—60. Abgesonderte (abstrakte), oder allgemeine Begriffe, wobei wir uns das Aehnliche, das mehrere Individuen mit einander gemein haben, abgesondert von ihrer Verschiedenheit, vorstellen.

   Nicht immer ist Abstraktion zur Erzeugung allgemeiner Begriffe nöthig; wir erhalten sie auch oft durch die sinnliche Empfindung,[5]) in allen Fällen nehmlich, wo das Aehnliche sofort in die Augen fällt, das Unähnliche aber nicht so leicht zu bemerken ist, wie z. B. bei Dukaten,[6]) Schafen, u. s. w.

   Und insofern hat Reimarus Unrecht zu sagen, dass alle unsre Begriffe ursprünglich individuelle sind.

   Der Nuzen der abgesonderten Begriffe ist sehr gross,

---

[1]) „NB. *Unterscheiden wird er sie wohl; aber das fragt sich: würde er sie wiedererkennen? für eben die Gegenstände erkennen, die er durch das Gefühl unterschieden hatte?*“ *Engel.*

[2]) *Nach „Leibnizens“ gestrichen: „Mei[nung]“.*

[3]) *Zur Sache vgl. besonders Merians erste und zweite Abhandlung* „Sur le problème de Molyneux“ *in den* Nouveaux mémoires de l'accadémie royale des sciences et belles-lettres *1770 S. 258; 1771 S. 367. Engel erwähnt das Problem auch Schriften 1, 338.*

[4]) *„an sich möglich, wenn auch uns und andern wegen unsrer Unwissenheit unmöglich wäre.“ Engel.*

[5]) „NB. *So ein* Instar idearum universalium *ist denn aber doch nicht der eigentliche philosophische abstrakte Begriff.*“ *Engel.*

[6]) *„von Einem Gepräge“ Engel.*

da wir, andrer Vortheile nicht zu gedenken, ohne sie bloss Individua[1]) kennen und uns bei der Menge derselben leicht verwirren würden.[2])

Viele gelehrte Männer haben sich das, in den allgemeinen Begriffen, abgesonderte Aehnliche, als wirklich, auch ausser unserm Verstande, existirend, gedacht. Man nennt sie Realisten, und sie behielten vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert die Oberhand über ihre Gegner, die Nominalisten, welche die allgemeinen Begriffe bloss für Abstraktionen des Verstandes hielten, und unter welchen sich damals vorzüglich Roscelin, und Occam hervorthaten. Erst zur Zeit der Reformation fiel das Ansehen der Realisten, da Melanchthon, Luther, und selbst mehrere Scholastiker sich zur vernünftigeren Parthei der Nominalisten schlugen.

Diese beiden Sekten gehören eigentlicher zur Geschichte der Philosophie, als zur Kirchenhistorie, wohin man sie gewöhnlich sezt.

3. §. 51. 60. Ersonnene Begriffe, welche aus der Zusammensezung zweier, oder mehrerer allgemeinen entstehn, wie die Begriffe Luftpumpe, Sonnenuhr, Buchdrukkergeselle, in welchem leztern z. B. die Begriffe Buch, drukken, und Geselle enthalten sind.

Bei §. 60. ist *no.* 4. überflüssig, und schon in *no.* 1. enthalten.

Ferner kann man die Begriffe eintheilen, insofern sie mehr Intension, oder mehr Extension haben; d. i. insofern sie mehr Merkmale in sich, oder mehr Arten unter sich begreifen.[3])

Je grösser die Extension eines Begriffes ist, desto kleiner ist seine Intension, und eben so auch umgekehrt.

Unter den 3. Begriffen: Ding, Mensch, König z. B. hat Ding

---

[1]) *Nach „Individua" gestrichen: „und von diesen, da ihrer eine so grosse Menge ist, natürlich nur eine kleine Anzahl".*

[2]) *„kennen und, bey der Einschränkung unsrer Seelenkräfte von der Menge der Merkmale unterdrükt, nur würden empfinden, nicht denken können." Engel.*

[3]) „NB. *Das ist keine Eintheilung, nur Anwendung der beyden Begriffe: Intension und Extension auf die Eintheilung der Begriffe in individuelle und abstrakte, mehr oder minder abstrakte. Oder auch, wenn man will: es ist dieselbige Eintheilung, anders ausgedrükt." Engel.*

die grösseste Extension, Mensch die nächstgrösste, König die kleinste; die grösseste Intension hingegen König, die nächstgrösste Mensch, gar keine Ding.

Alle extensive Begriffe[1]) sind allgemeine; der individuelle Begriff hat bloss Intension.

Der Dichter muss sich vorzüglich der Wörter[2]) bedienen, welche die meiste Intension haben, weil die intensiven Begriffe lebhafter sind, und er mehr[3]) Lebhaftigkeit, als[4]) Deutlichkeit des Erkenntnisses, sucht.[5])

So ist z. B. bei einer jeden Fabel die Erzählung dichterischer, als die daraus gezogene Moral, weil in jener lauter individuelle, in dieser lauter allgemeine Begriffe sind.

Man nehme Hagedorns Fabel:[6])

Der Thiere Regiment in Monomotapa, u. s. w.

Wie lebhaft und dichterisch ist da die Schilderung des Löwen und der Mükke, ihres Kampfs, des Triumphs der Mükke, und ihres Todes im Spinngewebe; wie matt dagegen, und wie wenig dichterisch die Moral:

Aus beider Sicherkeit wird deutlich wahrgenommen,
Dass oft der schwächste Feind den kühnsten Helden schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen,
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt.

III. nach ihrem Inhalte:

1. §. 61. Einfache, und vielbefassende Begriffe.

A. Einfache Begriffe (*Notiones simplices*), deren es zwei Arten giebt.

a. Einfache Empfindungsbegriffe, welche unsrer Empfindung als Eins erscheinen, und worin dieselbe nichts unterscheidet, wie in Einem Tone und auch in einem ganzen Akkorde in der Musik. Denn, wenn auch ein Tonkünstler[7]) jeden der verschiedenen Töne in einem Akkorde unter-

---

[1]) *„Begriffe, die Extension haben" Engel.*
[2]) *„derjenigen Begriffe" Engel.*
[3]) *„nur" Engel.*
[4]) *„nicht" Engel.*
[5]) *Vgl. Engel, Schriften 11, 16.*
[6]) *„Der Löwe und die Mücke" Hagedorn, Poetische Werke 2, 29.*
[7]) *„Tonkünstler" verbessert aus „geübtes Ohr".*

scheidet, so geschieht das nicht sowohl durch die Empfindung, als durch einen heimlich sich einschleichenden Schluss.

Eben so sehr, als dieser Tonkünstler irren würde, wenn er die verschiedenen Töne in dem Akkorde durch die Empfindung zu unterscheiden glaubte, eben so sehr würde man, auf der andern Seite, irren, wenn man jeden Begriff, den unsre Empfindung für einen einfachen erkennt, darum auch in der That für einfach halten wollte.

Denn oft erkennen wir durch Vernunftschlüsse noch manches Verschiedene in Dingen, die unsre Empfindung als Eins ansieht.

Um einem andern einen einfachen Empfindungsbegriff beizubringen, muss man ihm entweder die durch den Begriff angedeutete[1]) Sache zeigen, oder ihm das schon bekannte angeben, was die meiste Aehnlichkeit damit hat.[2])

b. Einfache Verstandesbegriffe, worin unser Verstand nichts mehr unterscheidet, wie der Begriff des Dinges, der Kraft, u. s. w.

Um einem andern einen einfachen Verstandesbegriff mitzutheilen, muss man ihm den Weg zeigen,[3]) auf welchem unsre eigne Seele ihn durch Abstraktion bekommen hat.

Die einfachen Begriffe sind allemal solche, welche gar keine Intension haben.

B. Vielbefassende Begriffe (*Notiones complexae*), worin unsre Empfindung, und unser Verstand noch manches unterscheiden, wie in den Begriffen Seele, Haus, Thier, u. s. w.

Will man einen andern einen solchen Begriff kennen lehren, so [muss] man ihm zuerst alle in demselben enthaltene Begriffe erklären, und ihn dann diese ordentlich verbinden lassen.

---

[1]) *„angedeutete“ verbessert aus „bezeichnete“.*

[2]) *„wo er dann zwar nicht den ganzen, präcisen, aber doch einen ziemlich nahe kommenden Begriff erhalten wird.“ Engel.*

[3]) *„denselbigen Weg führen“ Engel.*

2. §. 62. Bestimmende, verneinende und *positiuo-remotiue* Begriffe.

A. Bestimmende Begriffe (*Notiones positiuae*), welche etwas Wirkliches, oder Mögliches vorstellen, wie Licht, Farbe, Sonne, u. s. w.

B. Verneinende Begriffe (*Notiones remotiuae*), welche uns die Aufhebung einer Sache andeuten, als Blindheit, Taubheit, Unwissenheit, u. s. w.

Manche Begriffe scheinen bestimmend, und sind verneinend, als z. B. Finsterniss. Denn Finsterniss ist nichts als Mangel des Lichts.

Andre scheinen zu verneinen, und bestimmen doch in der That; wie z. B. der Begriff unermesslich,[1]) den wir nur negativ ausdrükken, weil wir ihn anders nicht zu fassen vermögen.

C. Gemischte Begriffe (*Notiones positiuo-remotiuae*), welche theils bestimmen, theils verneinen, wie die Begriffe Bewegung, Vernunft, Tugend u. s. w.

Denn der Begriff Bewegung ist insofern bestimmend, dass man von einem Orte zum andern kommt; verneinend, insofern man nicht zugleich an dem Orte sein kann, den man verlässt, und an dem, wohin man geht. Bei dem Begriff Vernunft ist das Reflektiren bestimmend; die Unkenntniss der Sache aber, worüber reflektirt wird, verneinend; der ganze Begriff also ein *positiuo-remotiu*er.

Tugend endlich ist stetes Streben nach moralischer Vollkommenheit. In Rüksicht auf dis Streben, ist auch der Begriff Tugend bestimmend; insofern aber Streben einen Mangel voraussezt, ist er verneinend.

Da nun die Begriffe Vernunft, Tugend, u. a. m. auch etwas verneinendes enthalten, so können wir Gott diese Eigenschaften nicht beilegen. Gott ist nicht tugendhaft; denn er strebt nicht nach moralischer Vollkommenheit, sondern ist moralisch vollkommen.

---

[1]) *„unermesslich“ verbessert aus „unendlich“.*

3. Absolute, und relative Begriffe. §. 63.
   A. Absolute, oder solche, die allein, und für sich, verstanden werden können.
   B. Relative, welche allein, und für sich, nicht verstanden werden können; sondern etwas erfordern, worauf sie sich beziehen, als z. B. rechts, links, oben, unten, u. s. w.
      Schwebende, und relative Begriffe sind einerlei.
      Viele Begriffe scheinen absolut, und sind relativ, als mächtig, geschikt, gelehrt, u. s. w.

Völligkeit der Begriffe.

Bisher haben wir betrachtet, von welcher Art die Begriffe, für sich genommen, sind; jetzt werden wir betrachten, von welcher Art sie in unsrer Vorstellung sind.

Hier unterscheiden wir denn:

1. Dunkle Begriffe (*Notiones obscuras*), wenn wir Dinge weder im Ganzen, noch im Geschlechte kennen, und unterscheiden; wenn wir z. B. in der Dämmerung einen Schimmel für einen weissen Ochsen, ein Stük Mauer für aufgehängte Leinwand, oder etwas anders der Art halten. §. 66.
2. Klare Begriffe (*Notiones claras*), wenn wir Dinge, wenigstens im Ganzen, und im Geschlechte kennen, und sie wenigstens von allen, die zu einem andern Geschlechte gehören, unterscheiden. §. 65. 67.
   Die klaren Begriffe sind wiederum:
   A. Deutliche (*Notiones distinctae*), wenn ich die Merkmale, und[1]) Arten eines Dinges anzugeben im Stande bin, und mein Begriff also analytisch, und[1]) synthetisch klar[2]) ist. §. 69. 70.
      Nach diesem Unterschiede der analytischen, und synthetischen Klarheit, werden die deutlichen Begriffe wiederum eingetheilt:
      a. in analytisch deutliche (*Notiones distinctas analyticas*), und
      b. in synthetisch deutliche (*Notiones distinctas syntheticas*).
      Einen analytisch deutlichen Begriff haben wir, wenn

---

[1]) *„oder" Engel.*
[2]) *„deutlich" Engel.*

wir die Merkmale eines Dinges entwikkeln können, wie wenn wir sagen: Ein Quadrat ist eine Figur, hat 4. gleiche Seiten, und 4. rechte Winkel. Synthetisch deutlich ist unser Begriff, wenn wir durch stetes Hinzusezen neuer Bestimmungen ein Ding in seine Arten zerlegen können, so wie in folgendem Beispiel geschehn ist.

Ein Ding ist entweder endlich, oder unendlich.
Das endliche ist entweder Geist, oder Körper.
Der Geist ist entweder rein, oder mit einem Körper verbunden, d. i. Seele.
Die Seele ist entweder vernünftig, oder unvernünftig.
Der Körper ferner ist entweder leblos, oder lebendig.
Der leblose ist entweder ein fester, oder ein flüssiger.
Ueberall, sieht man, sind neue Bestimmungen hinzugesezt.

B. Undeutliche Begriffe (*Notiones confusae*), da wir die Merkmale und Arten eines Dinges nicht angeben können. §. 69.

Die analytisch deutlichen Begriffe sind:

1. entweder ausführlich, oder unausführlich. §. 71.
   A. Ausführliche Begriffe — richtiger vollständige — (*Notiones completae*), da wir alle;
   B. Unausführliche — unvollständige — (*Notiones incompletae*), da wir nicht alle Merkmale[1]) eines Dinges[2]) kennen.

   Wenn ich sage, ein Quadrat ist eine Figur, die 4. gleiche Seiten und 4. rechte Winkel hat, so ist dieser Begriff ausführlich; lasse ich die rechten Winkel weg, so ist er unausführlich.

   Eben so wie ein Begriff unausführlich sein kann; so kann er auch, auf der andern Seite,

   a. Unnöthig ausführlich sein, wenn er nehmlich mehr Merkmale angiebt, als nöthig ist. §. 72.

---

[1]) *Nach „Merkmale" gestrichen: „und Arten".*
[2]) *„die zur sichern und beständigen Unterscheidung desselben gehören" Engel.*

Definirte ich z. B. das gleichseitige Dreiek, als eine Figur, die 3. gleiche Seiten, und 3. spizige Winkel hat; so wäre dieser Begriff unnöthig ausführlich, da die Gleichheit der Seiten schon voraussezt, dass die Winkel spizig sein müssen.

Dem unnöthig ausführlichen Begriff (*Notioni indeterminatae*) steht

b. der Präcisausführliche (*Notio determinata*) entgegen, der nur gerade so viel Merkmale eines Dinges angiebt, als nöthig ist.

Hieraus erhellet[1]) die Definition der Definition.

Eine Definition ist nehmlich ein Saz, der einen determinirten Begriff von dem zu definirenden Dinge giebt.

Wörtlich nach dem Griechischen *ὁρισμος*, und dem Lateinischen *definitio* — ein Ausdruk, den Cicero, wie alle philosophischen Kunstwörter, buchstäblich aus dem Griechischen übersezt hat — erklärt, ist es ein Saz, der uns die genau gezogene Gränze angiebt, welche das zu definirende Ding von allen andern absondert.

Der deutsche Ausdruk Erklärung ist weniger gut.[2]) Denn die Philosophen nennen auch, eine Sache erklären, ihre Gründe angeben, welches doch sehr vom Definiren verschieden ist.

Um eine Definition eines Dinges zu finden muss man 1. die Art, die Gattung, und das Geschlecht aufsuchen, zu denen es gehört, nebst den Merkmalen, welche diese Art, Gattung, und Geschlecht von allen andern Arten, Gattungen, und Geschlechtern unterscheiden, und 2. zu diesen Merkmalen das hinzufügen, was das Ding, welches definirt werden soll, vor allen andern seiner Art kenntbar macht.[3])

Auf diese Weise erhält man eine richtige Definition; wollte ich z. B. das gleichseitige Dreiek

---

[1]) *„Diess ist nun" Engel.*

[2]) *„gut" verbessert aus „richtig".*

[3]) *„also: die* differentiam specificam." *Engel.*

definiren, so würde ich sagen: das *Genus* des gleichseitigen Dreiekkes ist Dreiek, das *Genus superius* geradlinichte Figur, das *Genus summum* Figur. Figur ist ein von Linien begränzter Raum;[1]) das Merkmal der geradlinichten Figur sind die geraden Linien; das Merkmal des Dreieks, dass es von drei Linien begränzt wird. Zu diesen Merkmalen nun zulezt das Merkmal des gleichseitigen Dreieks, die gleichen Seiten, hinzugefügt, so ist das gleichseitige Dreiek ein Raum, der von 3. gleichen, geraden Linien begränzt wird.

2. Vollständige, und unvollständige Begriffe. §. 73.

A. Man unterscheidet bei den vollständigen — richtigen, ausführlichen — Begriffen (*Notionibus adaequatis*) *notiones adaequatas primi, secundi, tertii ordinis* u. s. w.
Die *notiones adaequatae primi ordinis* sind solche *notiones completae*, die *notiones adaequatae secundi ordinis* solche *notiones adaequatae primi ordinis*, die *notiones adaequatae tertii ordinis* solche *notiones adaequatae secundi ordinis* und immer so fort, deren Merkmale wieder deutlich gemacht, d. h. wieder in ihre Merkmale zergliedert werden können. §. 74.
Eine bis ins Unendliche fortgehende Zergliederung der Begriffe (*Analysis continua notionum*) ist unmöglich, da wir bald auf einfache Begriffe kommen.

B. Unvollständige — unausführliche — Begriffe (*Notiones inadaequatae*), deren Merkmale nicht weiter deutlich gemacht werden können.

Bei den synthetisch deutlichen Begriffen, wo man einen Begriff durch Eintheilung (*diuisionem*), oder anders, durch stete Hinzusezung neuer Bestimmungen, in seine Arten zerlegt, kann man, wie bei den analytisch deutlichen, 1. *notiones completas* und *incompletas*, 2. *adaequatas* und *inadaequatas* unterscheiden, je nachdem nehmlich 1. der Begriff alle, oder nicht alle Arten eines Dinges angiebt, und je nachdem 2. die Arten eines Begriffes wieder

[1]) *„Das* Genus *durfte nur kurz angegeben, nicht seine Definition wiederholt werden.“ Engel.*

in ihre Unterarten, und diese wieder in andre, und immer so fort, bis man auf Individua stösst, eingetheilt werden können, oder nicht.

Zur Uebersicht dieser Eintheilung der Begriffe, nach ihrer Völligkeit, mag folgende Tabelle dienen:

- *Notio.*
  - *Notio clara.*
    - *Notio distincta.*
      - *Notio distincta analytica.*[1]
        - *Notio completa.*
          - *Notio determinata.*
          - *Notio indeterminata.*
        - *Notio incompleta.*
        - *Notio adaequata.*
          - *Notio adaequata primi, secundi, tertii ordinis et cet.*
        - *Notio inadaequata.*
      - *Notio distincta synthetica.*[1]
        - *Notio completa.*
        - *Notio incompleta.*
        - *Notio adaequata.*
          - *Notio adaequata primi, secundi, tertii ordinis et cet.*
        - *Notio inadaequata.*
    - *Notio confusa.*
  - *Notio obscura.*

Leibniz theilte zuerst die Begriffe in *Notiones claras, distinctas,* und *adaequatas* und machte diese Eintheilung *anno* 1684. in einem kleinen Aufsaze in den *Actis eruditorum* bekannt.[2])

Nachher sezte Wolf diesen 3. Arten von Begriffen die *notiones obscuras, confusas,* und *inadaequatas* entgegen.

Eine andre Eintheilung der Begriffe, nach ihrer Völligkeit, ist die in historische, und philosophische.[3])

Historisch ist unser Begriff, wenn wir bloss aus der Erfahrung wissen, dass ein Ding da, und wie es da ist.

Philosophisch ist er, wenn wir aus Vernunftgründen wissen, warum ein Ding da, und warum es so, und nicht anders, da sein muss.

Gewöhnlich rechnet man noch die mathematischen Begriffe, welche — nach Reimarus Definition[4]) — den Grund von den Grössen der Dinge in sich halten, hieher. Aber mit Unrecht. Denn die *Fundamenta diuisionis* sind nicht gleich. Bei den historischen, und philosophischen Begriffen war die Frage: wie, von

---

[1]) „NB. *Dieses Glied der Eintheilung hätte sollen weggelassen werden. Denn die ganze Tabelle ist vom ersten Gliede an so anwendbar auf die synthetische als die analytische Klarheit.*" *Engel.*

[2]) „Meditationes de cognitione, veritate et ideis" Acta eruditorum *1684 S. 537.*

[3]) *Vgl. Reimarus, Die Vernunftlehre § 64.*

[4]) *Vgl. ebenda § 82.*

welcher Art, ist unser Begriff? bei den mathematischen aber: welches ist der Gegenstand unsers Begriffes?

Auch können die mathematischen Begriffe wieder in historische, und philosophische eingetheilt werden.

Wenn ich z. E. bloss weiss, dass die Winkel an der Grundlinie in einem gleichseitigen Dreiekke einander gleich sind, so ist mein Begriff bloss historisch; weiss ich aber, warum sie einander gleich sein müssen, so ist er philosophisch.

Richtigkeit der Begriffe: E.

1. §. 83—89. der sinnlichen.[1])

Um die Richtigkeit, oder Wahrheit sinnlicher Begriffe zu prüfen, müssen wir untersuchen: ob unsre Vorstellung mit dem vorgestellten Dinge übereinstimmt? Denn in dieser Uebereinstimmung besteht die logische Wahrheit.

Aber diese Untersuchung findet nicht überall Statt. Denn jeder Körper hat noch ausser den Eigenschaften (*Qualitates primariae*), welche in der That, auch ausser unsrer Empfindung, in ihm da sind, wie Raum, Ausdehnung, Figur, Bewegung, gewisse andre (*Qualitates secundariae*), welche nicht wirklich in ihm sind, sondern welche wir ihm nur, nach den verschiedenen Wirkungen, die er auf unsre Sinne macht, beilegen.[2]) Von dieser Art sind die Eigenschaften der Farbe, Wärme, Kälte, des Geruchs, Geschmaks, Schalles u. s. w. Der Geruch z. B. ist nicht in der Rose, sondern in unsrer Nase; in der Rose liegt nur

---

[1]) *Vgl. zu diesem Abschnitt die dritte Lektion in Engels Vernunftlehre (Schriften 9, 76).*

[2]) *„Ich habe die Lockische Eintheilung der Qualitäten der sinnlichen Dinge in* qualités premieres *und* secondes *angegeben, aber ohne sie zu billigen. Einigen Grund hat die Eintheilung offenbar; aber tiefer untersucht fällt sie hinweg, insoferne die* qualités premieres *wirkliche Beschaffenheiten der Dinge und die* qualités secondes *nur Phänomene, nur Vorstellungsarten seyn sollen. Wir kennen kein einziges Ding nach seiner wirklichen Beschaffenheit, sondern nur die Ideen, die durch seine Beschaffenheiten in unsrer Seele erzeugt werden.“ Engel. — Auch Schriften 9, 206 lehnt Engel Lockes Einteilung der Qualitäten ab.*

geschrieben — so scheint es mit dem, was vorher von dem Eindrukke aller Materien auf einmal auf das sinnliche Werkzeug, und wie nur der Eindruk Einer einzigen in die Seele fortgepflanzt wird, gesagt worden ist,[1]) einerlei zu sein. Indess würde man, wenn man dis annehmen wollte, dem griechischen Philosophen zu viel Einsicht beimessen — ein Fehler, vor dem man sich eben so sehr, als vor dem ihm entgegenstehenden, in der Philosophischen Geschichte zu hüten hat.

2. Wieviel sind Sinne möglich?
Man sieht aus dem Vorigen, dass soviel Sinne möglich, als[2]) Materien wirklich sind, welche, vermittelst der Rührung eines sinnlichen Werkzeuges, Vorstellungen in unsrer Seele hervorbringen können. Ob es nun noch mehrere solcher Materien, als wir durch unsre Sinne kennen, giebt? ist weder mit Gewissheit zu behaupten, noch zu bestreiten. Soviel lässt uns indess die Weisheit, und Güte des Schöpfers schliessen, dass für unsre eingeschränkte Seele[3]) mehr Sinne, als wir haben, nicht taugen würden. Eine grössere Menge von Ideen würde uns vielleicht überladen, und niederdrükken. Siehe Sextus Empirikus.[4])

3. Wieviel sind Sinne wirklich?
Man zählt ihrer, wie bekannt, gewöhnlich fünf: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmak, Gefühl. Aber das Gefühl ist zweierlei: Gefühl, und Getast.[5]) Jenes — der gröbste Sinn nach Sulzer[6]) — ist, als Sinn betrachtet, die Fähigkeit unsrer Seele, vermittelst der, sich durch den ganzen Körper verbreitenden Nerven, an allen Theilen unsres Körpers, eine jede Einwirkung irgend eines fremden Körpers, überhaupt, und insofern sie uns angenehm, oder unangenehm ist, zu empfinden. Dieses — feiner als jenes — ist, wiederum als Sinn betrachtet,

---

[1]) *Nach „ist“ gestrichen: „nahezu“.*

[2]) *Nach „als“ gestrichen: „der Absonderung fähige“.*

[3]) *„in ihrem gegenwärtigen Zustande“ Engel.*

[4]) *„über den erstern; Tetens über den leztern Punkt.“ Engel.*

[5]) *Vgl. zum folgenden Engels wenige Jahre später geschriebene Abhandlung „Über einige Eigenheiten des Gefühlssinnes“ (Schriften 9, 201), besonders S. 224.*

[6]) *Vgl. Vermischte philosophische Schriften 1, 58.*

Einen solchen Fehler, wenn wir zu unsrer Erfahrung etwas hinzusezen, was wir nicht wirklich erfahren haben, nennt man einen Erschleichungsfehler (*Vitium subreptionis*). Wir machen ihn entweder durch die Einbildungskraft, oder durch die Vernunft, oder durch das Gedächtniss.

Durch die Einbildungskraft, wenn wir z. B. Geister, Gespenster, oder andre dergleichen Erscheinungen zu sehen glauben.

Durch die Vernunft, wenn wir zu unsern Erfahrungen etwas hinzuschliessen, was wir nicht wirklich erfahren haben; wenn wir z. B. glauben, dass sich die Sonne um die Erde bewegt. Wir sehen nur, dass sie am Morgen an dieser, am Abend an jener Seite des Himmels steht; wir schliessen hinzu, dass sie sich um die Erde herumdreht.

Durch das Gedächtniss, wenn wir uns einer schon einmal gehabten Empfindung anders wiedererinnern, als wir sie ehemals hatten.

3. Ist in der That etwas ausser uns da, welches die Veränderung in unsern sinnlichen Werkzeugen hervorbringt; oder nicht?

   Oft halten wir z. B. ein durch eine kleine Verstopfung im Ohr verursachtes Brausen für das Sausen des Windes; einen durch eine Veränderung im Auge hervorgebrachten Schein für einen Lichtstrahl, u. s. f. und sezen also die Ursache der in unsern Sinnen vorgegangenen Veränderung ausser uns, da sie doch in uns liegt.

4. In wie weit stimmt der Eindruk in unsre Sinne mit den Dingen selbst überein?

   Um hier allem Irrthum zu entgehn, müssen wir vorzüglich auf folgende Stükke sehn:

   1. auf gesunde Werkzeuge — Ein Gelbsüchtiger, sagt man, sieht alles gelb.
   2. auf ein reines, uns nicht täuschendes Medium — Ein gerades Ruder sieht im Wasser gebrochen aus.
   3. auf hinlängliche Fülle des Mediums — In der

Dämmerung erkennen wir alle Gegenstände undeutlich.

4. auf eine richtige Stellung, und weder zu grosse, noch zu kleine Entfernung von dem zu beachtenden Gegenstande. — Perspektiv- und andre Malereien erscheinen, aus einem Punkte betrachtet, ganz anders, als aus einem andern.

2. §. 90—92. der immateriellen Begriffe.
3. §. 93. der inviduellen Begriffe.
4. §. 94—97. der abgesonderten Begriffe.

ad §. 94. Auch einige neuern Philosophen sind gewissermassen Realisten. Sie sagen, es fehle dem in den allgemeinen Begriffen abgesonderten Aehnlichen nur noch die Existenz, und gewisse nähere Bestimmungen.[1]) Wenn man dis wie ein Complement hinzufügte, so würden wirkliche Dinge daraus werden.

Nun aber nennt man in der Mathematik das Complement des Dreieks, z. B. zum Parallelogramm, das andre Dreiek, durch dessen Hinzufügung aus der ganzen Figur ein Parallelogramm wird.

Wenn man folglich sagt: die Existenz ist[2]) das Complement, wodurch aus dem in den allgemeinen Begriffen abgesonderten Aehnlichen ein wirkliches, besondres Ding wird; so sezt man dadurch voraus, dass das abgesonderte Aehnliche, wie das Dreiek im vorigen Beispiel, schon etwas wirkliches ist. Man verfällt also[3]) in den Fehler des Realismus.

Platonische Ideen — Plato nahm zur Schöpfung der Welt eine Materie, ohne Form, Eigenschaften, und Kräfte, und einen schaffenden Geist an. Nun, sagt' er, musste dieser Geist das Urbild, die Idee einer Welt, in seiner Seele[4]) haben, ehe er sie selbst schuf; so wie

---

[1]) *„zur Existenz nur noch die durchgängige nähere Bestimmung“ Engel.*
[2]) *Nach „ist“ von Engel gestrichen: „nebst gewissen näheren Bestimmungen“.*
[3]) *„ohne es zu wollen oder zu merken“ Engel.*
[4]) *„seinem Verstande“ Engel.*

Phidias erst die Idee eines Jupiters brauchte, ehe er sein herrliches Meisterstük selbst anfangen konnte. Diese Ideen[1]) des Schöpfers nannte er die ewigen Ideen. Erst in der Folge[2]) fing man an, darüber zu streiten, ob er sich dieselben, auch ausser dem göttlichen Verstande, existirend gedacht habe, oder nicht. Die Neuplatoniker waren der ersteren Meinung, und in dieser Stelle im Reimarus muss man eben das darunter verstehn.

5. §. 98—100. der ersonnenen Begriffe.

5. Richtigkeit der ersonnenen Begriffe. §. 98—100. F.
6. der bestimmenden, und verneinenden Begriffe. §. 101.
7. §. 102. der absoluten und relativen Begriffe.
8. §. 103—110. der Definitionen.
   Das Subjekt bei einer Definition, das, was erklärt wird, heisst das *definitum*, das Prädikat, das, wodurch erklärt wird, die *definitio*.
9. §. 111—114. der Eintheilungen — Divisionen.
   Das Subjekt in einer Eintheilung heisst das *diuisum*; das Prädikat die *diuisio*. Die Merkmale, welche man aus den Dingen heraushebt, um darnach[3]) Eintheilungen zu machen, nennt man *Fundamenta diuisionis*; die Glieder der Eintheilung selbst *membra diuidentia*; die Eintheilungen, welche aus verschiedenen Merkmalen eines Dinges fliessen, *codiuisiones*; diejenigen endlich, welche man durch eine neue Division der Arten eines Dinges

[1]) *„Urbilder" Engel.*

[2]) „NB. *Nicht erst in der Folge. Schon lange vor den Neuplatonikern ver-nd ihn Aristoteles, wie aus mehrern Stellen erhellt, eben so: dass er den Ur-en Gottes eine eigne Existenz für sich gegeben. Und wirklich spricht Plato nicht anders, als ob er eben diess hätte behaupten wollen; oft aber spricht er ın auch wieder den richtigen Begriffen gemäss. Cyrillus* contra Julianum *sagt ier ganz richtig:* Τας ιδεας ποτε μεν ουσιας, και υφεσταναι καθ' εαυτας δι-ορίζεται Πλατων, ποτε δε και εννοιας ειναι Θεου διορίζεται." *Engel. — Die lle findet sich* Pro christiana religione adversus Julianum imperatorem 2, *66.*

[3]) *„durch deren nähere Bestimmung" Engel.*

erhält, *subdiuisiones.* Diese leztern können wiederum *codiuisiones* sein.

Beispiel:

Diuisum. Dreiek.

Membra diuidentia.

Diuisio. Sphärische, Geradlinigte Dreiekke.

Fundamenta diuisionis.

Seiten. Winkel.

Co- *et* *subdiuisiones.*

Gleich-seitige. Gleich-schenklige. Ungleich-seitige. Recht-winkligte. Stumpf-winkligte. Spiz-winkligte.

ad §. 113. Widersprechende, oder entgegengesezte Glieder (*contradictorie aut contrarie opposita*)[1] — Widersprechende Dinge sind solche, bei welchen die Aufhebung des einen nothwendig die Sezung des andern erfordert, oder bei denen kein drittes Mittelding Statt findet. Gerade und krumm sind *contradictorie opposita.* Denn was nicht gerade ist, muss krumm sein; was nicht krumm ist, muss gerade sein.

Entgegengesezte Dinge (*contrarie opposita*) sind solche, bei welchen die Aufhebung des einen nicht nothwendig die Sezung des andern erfordert, oder bei denen noch ein drittes Mittelding Statt findet. So ist es mit den Begriffen arm, und reich. Wer nicht arm ist, ist darum noch nicht reich; wer nicht reich ist, braucht nicht gerade arm zu sein. Es giebt noch ein drittes; man kann auch wohlhabend sein.

Ein Paar Beispiele falscher Eintheilungen.

1. Die Eintheilung unsrer Pflichten in Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, und gegen andre, die man gewöhnlich in den Kompendien der Theologie, und

[1] *„Das beyderley* oppositis *(den* contradictorie *sowohl als* contrarie oppositis*) Gemeinschaftliche ist: dass die Setzung des Einen die Verneinung des Andren erfordert. Eine andre Bestimmung der beyderley* oppositorum, *die von der hier angegebenen den Grund enthält, ist die: Bey* contradictorie oppositis *ist das 2te Glied die blosse Negation des erstern.* A *und* non A. *Hier ist durchaus kein drittes möglich. Bey* contrarie oppositis *ist das zweyte Glied zwar auch Verneinung des ersten; aber mit einem Zusatz, der denn anders und anders seyn kann. Arm — Nicht Arm + Ueberfluss = Reich. Arm — Nicht Arm + Gutes Auskommen = Wohlhabend.“ Engel.*

Moral findet. Diese fehlt fast wider alle Regeln einer guten Eintheilung.
Denn einmal ist das *Fundamentum diuisionis* — der Gegenstand unsrer Pflichten — dem *diuiso* nicht wesentlich.[1]) Pflicht ist Verbindlichkeit, die Glükseligkeit eines moralischen Wesens, nach allen Kräften, zu befördern, oder wenigstens nicht zu hindern. Nach dieser Erklärung liegt das Wesentliche gar nicht in dem Gegenstande, dessen Glükseligkeit ich vermehre; sondern bloss in der Vermehrung der Glükseligkeit selbst.[2]) Der Gegenstand kann mir daher auch keine richtige Eintheilung geben.
Zweitens stehn nicht einmal alle Arten in dieser Eintheilung unter dem Begriffe des Geschlechts. Denn gegen Gott können wir, genau genommen, keine Pflichten haben. Gottes Glükseligkeit, die in dem ununterbrochenen Anschauen seiner unendlichen Vollkommenheiten besteht, kann weder vermehrt, noch vermindert werden. Und in dieser Vermehrung, oder Verminderung der Glükseligkeit eines moralischen Wesens besteht doch die Ausübung, oder Nichtausübung unsrer Pflichten. Wenn also gleich Dankbarkeit, Vertrauen, Anbetung, und alles, was man zu den Pflichten gegen Gott rechnet, zur Summe unsrer Pflichten gehört; so sind es doch nicht Pflichten gegen Gott, sondern gegen uns und andre, weil nicht Gottes, sondern unsre, und andrer Glükseligkeit dadurch befördert wird.
Drittens giebt die Eintheilung nicht die nächsten Glieder an.[3]) Eigentlich müsste eingetheilt werden:

Pflichten
- gegen Gott
- gegen Menschen
  - gegen uns
  - gegen andre

Viertens — der wichtigste Fehler — schliessen die Arten einander nicht aus, sondern sind vielmehr in

[1]) *„kein wesentliches Merkmal."* Engel.
[2]) *„in der Art der Verbindlichkeit."* Engel.
[3]) *„Dieser Fehler, wenn es einer ist, wäre verzeyhlich."* Engel.

einander enthalten. Die Pflichten gegen Gott sind, wie schon oben gezeigt worden, eigentlich Pflichten gegen uns, und andre; und die Pflichten gegen uns können wir nicht ausüben, ohne andern, so wie die Pflichten gegen andre nicht, ohne uns selbst dadurch Nuzen zu verschaffen; so dass allemal die Erfüllung der Pflichten gegen uns die Erfüllung der Pflichten gegen andre, und diese wiederum jene mit sich bringt.

Endlich ist diese Eintheilung auch mangelhaft. Eberhard sezt noch die Pflichten gegen die übrigen Dinge in der Welt hinzu.[1])

2. Batteux Eintheilung der Dichtungsarten, nach der Verschiedenheit der handelnden Personen.

Je nachdem, sagt er, der Dichter Thiere, Schäfer, gemeine Bürger,[2]) Könige, Helden, oder Götter auftreten lässt, je nachdem ist sein Gedicht eine Fabel, Idylle, Komödie, Tragödie, Oper, oder Epopee. Auch dieser Eintheilung sieht man das Fehlerhafte leicht an. Denn erstlich ist ihr Grund nicht wesentlich. Dann schliessen die Arten einander nicht aus. In der Tragödie können eben so gut gemeine Bürger, als in der Komödie Könige vorkommen, wie es wirklich in den bürgerlichen Trauerspielen, und in vielen, selbst französischen, Komödien der Fall ist. Drittens sind Sprünge in der Eintheilung. Ehe man die Dichtungsarten in Fabel, Idylle,[3]) u. s. w. eintheilen kann, muss man erst überhaupt die Eintheilung in erzählende, und dramatische Gedichte machen,[4]) wie es hier nicht geschehen ist. Endlich sind auch Arten ausgelassen. Die Ode, das Lehrgedicht, die Satyre fehlen.

---

[1]) *„Welches denn doch nur die Thiere seyn könnten. Und die Pflichten gegen die Thiere wollen einige Philosophen als Pflichten gegen Gott betrachtet haben, weil sie gegen unvernünftige unmoralische Wesen keine Pflichten einräumen." Engel. — Vgl. Eberhard, Sittenlehre der Vernunft S. 86.*

[2]) *„Menschen" Engel.*

[3]) *„Epopee, Tragödie" Engel.*

[4]) *„die Eintheilungen nach der Materie, nach der Form, nach der Wirkung gemacht haben. Denn Epopoe unterscheidet sich in allen diesen drey Stücken." Engel.*

Eine richtige Eintheilung der Dichtungs[arten] würde nach ihrer Materie, ihrer Form, und ihrer Wirkung gemacht werden müssen.[1])

ad §. 48. G.

1. Was sind Sinne und sinnliche Werkzeuge?
Der Sinn ist die Fähigkeit der Seele, durch das sinnliche Werkzeug Vorstellungen zu bekommen.
Ein sinnliches Werkzeug ist ein Theil unsres Körpers, welcher, vermittelst eines gewissen Nervengewebes, von fremden Materien Eindrükke empfängt, und bis in die Seele fortpflanzt. Nun treffen zwar ein jedes sinnliche Werkzeug mehrere Materien auf einmal; nur Eine einzige aber, die ihm zukommt, rührt es so stark, dass dadurch eine Vorstellung in unsrer Seele entsteht;[2]) die übrigen bringen keine[3]) Veränderung in ihm hervor.
Nach Gorgias, und Empedokles sind die Sinne eine Menge von Oefnungen, durch welche die äussern Materien, als Farbe, Schall, Wärme, Kälte, u. s. w., die aus den Körpern ausfliessen, in die Seele strömen. Diese Oefnungen sind, nach Beschaffenheit der *Mediorum*, in dem einen Sinn grösser, in dem andern kleiner; und daher kann die einem Sinne zukommende Materie nur durch seine *Poros* gehn, da die der andern Sinne entweder zu gross, oder zu klein sein würden.
Wenn man diese Lehre des Empedokles für allegorisch, und dichterisch erklärt — und wenigstens sind seine noch vorhandenen, philosophischen, Fragmente in Versen

---

[1]) „wo denn die verschiedenen hieraus entstehenden Arten wieder unter ein-der mannichfaltig können verbunden werden.“ Engel. — Zur Sache vgl. Engels nleitung zu seinen Fragmenten über Handlung, Gespräch und Erzählung chriften 4, 103) und das zweite und neunte Kapitel seiner Poetik (ebenda 11, 533).

[2]) „aber nur eine derselben wird durch die darzu schickliche Struktur des gans abgesondert und so werden die Vorstellungen von den Eindrücken gerade ser Materie in der Seele klar und lebendig.“ Engel.

[3]) „merkliche, keine zu unterscheidende“ Engel.

geschrieben — so scheint es mit dem, was vorher von dem Eindrukke aller Materien auf einmal auf das sinnliche Werkzeug, und wie nur der Eindruk Einer einzigen in die Seele fortgepflanzt wird, gesagt worden ist,[1]) einerlei zu sein. Indess würde man, wenn man dis annehmen wollte, dem griechischen Philosophen zu viel Einsicht beimessen — ein Fehler, vor dem man sich eben so sehr, als vor dem ihm entgegenstehenden, in der Philosophischen Geschichte zu hüten hat.

2. Wieviel sind Sinne möglich?
Man sieht aus dem Vorigen, dass soviel Sinne möglich, als[2]) Materien wirklich sind, welche, vermittelst der Rührung eines sinnlichen Werkzeuges, Vorstellungen in unsrer Seele hervorbringen können. Ob es nun noch mehrere solcher Materien, als wir durch unsre Sinne kennen, giebt? ist weder mit Gewissheit zu behaupten, noch zu bestreiten. Soviel lässt uns indess die Weisheit, und Güte des Schöpfers schliessen, dass für unsre eingeschränkte Seele[3]) mehr Sinne, als wir haben, nicht taugen würden. Eine grössere Menge von Ideen würde uns vielleicht überladen, und niederdrükken. Siehe Sextus Empirikus.[4])

3. Wieviel sind Sinne wirklich?
Man zählt ihrer, wie bekannt, gewöhnlich fünf: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmak, Gefühl. Aber das Gefühl ist zweierlei: Gefühl, und Getast.[5]) Jenes — der gröbste Sinn nach Sulzer[6]) — ist, als Sinn betrachtet, die Fähigkeit unsrer Seele, vermittelst der, sich durch den ganzen Körper verbreitenden Nerven, an allen Theilen unsres Körpers, eine jede Einwirkung irgend eines fremden Körpers, überhaupt, und insofern sie uns angenehm, oder unangenehm ist, zu empfinden. Dieses — feiner als jenes — ist, wiederum als Sinn betrachtet,

---

[1]) *Nach „ist“ gestrichen: „nahezu“.*
[2]) *Nach „als“ gestrichen: „der Absonderung fähige“.*
[3]) *„in ihrem gegenwärtigen Zustande“ Engel.*
[4]) *„über den erstern; Tetens über den leztern Punkt.“ Engel.*
[5]) *Vgl. zum folgenden Engels wenige Jahre später geschriebene Abhandlung „Über einige Eigenheiten des Gefühlssinnes“ (Schriften 9, 201), besonders S. 224.*
[6]) *Vgl. Vermischte philosophische Schriften 1, 58.*

die Fähigkeit unsrer Seele, durch einige Gliedmassen unsres Körpers — Hände, Zehen, Zunge — die vermöge ihrer grösseren Gelenksamkeit,[1]) und der grösseren Anzahl von Nerven, die sich in ihnen vereinigen, vorzüglich dazu geschikt sind, eine Vorstellung von der Grösse, Figur, und den anderweitigen Beschaffenheiten der Körper zu erhalten. Beispiel: Wenn mir jemand einen Schlag giebt, so fühle ich nur die unangenehme Empfindung überhaupt, die er mir macht, ohne unterscheiden zu können, ob ich mit der Hand, mit einem Stok, oder überhaupt womit ich geschlagen werde. Wenn ich hingegen mit der Hand einen Körper betaste, so fühle ich nicht allein, dass ich etwas in der Hand habe; sondern ich kann mir auch einen völlig deutlichen Begriff von der Figur des Körpers machen, den ich betaste. Da das Getast vorzüglich in den Händen sitzt, so könnte man sie ja wohl das sechste sinnliche Werkzeug nennen. Der Ausdruk Getast ist dem Sprachgebrauch völlig gemäss:[2]) Man sagt nicht, ich taste die Wärme, Kälte, u. s. w.; aber wohl ich betaste die Fläche, den Körper.

4. Was ist für ein Unterschied zwischen feinen, und groben nen?[3])

Sulzer bestimmt ihn nach der Beschaffenheit des Mediums, und weist auf diese Art den Sinnen folgende Rangordnung an: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmak, und Gefühl.[4]) Aber dieser Unterschied dringt nicht tief genug in das Wesen der Sinne ein; und das Getast wird hier nicht vom Gefühl unterschieden, sondern mit demselben zum gröbsten Sinn gemacht; da es doch, wie wir vorher gesehen, mit dem Gesicht um den Rang der Feinheit streiten kann.[5])

[1]) *„durch die sie im Stande sind, sich um die Körper herumzubiegen. S. -über vor allen Büffon in der Allgemeinen Naturgeschichte des nschen.“ Engel.*

[2]) *Er ist von Engel selbst geschaffen (Schriften 9, 226. 10, 20); vgl. Hilde- nd in Grimms Deutschem Wörterbuch 4, 1, 4358.*

[3]) *Vgl. zu dieser ganzen Entwicklung Engel, Schriften 9, 210.*

[4]) *Vgl. die oben S. 394 Anm. 6 zitierte Stelle.*

[5]) *„und eine Menge von Gesichtsideen, die sonst gänzlich fehlen oder sehr ngelhaft seyn würden, durch seine Hinzukunft bildet und berichtigt.“ Engel.*

Home sezt[1]) den Unterschied der feinen, und groben Sinne darin, dass wir bei den ersteren die durch den äussern Eindruk hervorgebrachte Wirkung ausser das sinnliche Werkzeug; bei den leztern in dasselbe legen. Den Geschmak, sagt er, den Geruch, den empfundenen Schmerz, u. s. w. sezen wir in den Mund, in die Nase, in den verlezten Theil unsres Körpers, u. s. w.; nicht aber eben so den Schall ins Ohr, den Gegenstand, den wir sehn, in das Auge.[2]) Indess glaubte doch der junge Mensch, den Cheselden heilte,[3]) anfangs, dass alles, was er sähe, dicht vor seinen Augen wäre; und es würde uns vielleicht nicht besser gehn, wenn wir uns nicht von unsrer Kindheit an gewöhnt hätten, uns durch das Gefühl von der Entfernung der Gesichtsgegenstände zu überzeugen. Also auch diese Bestimmung des Unterschiedes der Sinne befriedigt uns nicht völlig; es muss mehr auf das Wesen der Sinne gesehen werden, so wie bei folgendem geschehn ist.

Der feine Sinn unterscheidet sich vom groben:

1. dadurch, dass er in seinen Empfindungen mehrere Dinge unterscheidet, da für den groben alle Empfindungen einfache sind — In einem Gemisch von mehrerlei Weinen unterscheidet — wenigstens ein gewöhnlicher — Gaumen nicht jede der verschiedenen, zusammengemischten Sorten; in einem Konzert hingegen unterscheidet das[4]) Ohr sehr wohl die verschiedenen — obgleich auf einmal tönenden — Instrumente; und das Auge übersieht mehrere Gegenstände auf einmal.

2. dadurch, dass er mehrere, schnell auf einander folgende Empfindungen unterscheidet, welches der grobe Sinn nicht kann — Mehrere Gerüche, die wir in schneller

---

[1]) *Im Eingang seiner* Elements of criticism; *vgl. auch Engel, Schriften 4, 277.*

[2]) *„Und eben dadurch erklärte ers auch: dass die Vergnügungen dieser Sinne feiner und geistiger sind, und nur für sie die schönen Künste arbeiten. Allein auch für das Getast arbeitet die Skulptur. S. Herders Plastik." Engel. — Vgl. auch Engel, Schriften 9, 211.*

[3]) *Vgl. über dieses von Engel auch Schriften 10, 41. 186 erwähnte Paradebeispiel der damaligen Sinnespsychologie Cheseldens berühmte Abhandlung* „An account of some observations made by a young gentleman who was born blind" (Philosophical transactions *35, 447).*

[4]) *„geübtere" Engel.*

Folge vor die Nase bringen, unterscheiden wir nicht; wir bekommen höchstens nur einen Begriff von dem ersten. Die lezten vermischen sich so miteinander, dass wir keinen einzelnen mehr zu erkennen im Stande sind. Eine Reihe schnellfolgender Töne hingegen unterscheidet unser Ohr sehr deutlich.

3. dadurch, dass er allein das Schöne empfindet, oder, da nur das schön*) ist, was bestimmt ist, und dessen Theile in einem festen Verhältnisse gegeneinander stehn, dadurch, dass er dis Bestimmte in den Dingen, und dis genaue Verhältniss ihrer Theile empfindet.[1]) — Dis wird sogar durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt. Man kann nicht sagen: ein schöner Geschmak, ein schöner Geruch,[2]) aber wohl ein schönes Gemählde, ein schöner Gesang, weil man z. E. bei lezterem das Verhältniss eines Tons zum andern genau angeben kann. Von Farben: *Boue de Paria* ist nicht schön aus dem vorgedachten Grunde, schwarz und scharlach nicht, aus diesem. Dass Cheseldens Geheiltem die Scharlachfarbe angenehm war, rührte daher, dass er sich zugleich der Fähigkeit freute, diesen starken Eindruk zu ertragen. Denn, wenn der mittlere Eindruk wegfällt, so geht unser Wohlgefallen doch mehr auf den stärkern — nie auf den schwächern.[3]) Das ist Grundeigenschaft der Seele.

---

*) Das Schöne muss — ausser dem bestimmten Verhältniss seiner Theile — noch keinen zu starken, oder zu schwachen Eindruk machen.

[1]) *„3.) dadurch, dass seine einfachen Empfindungen abgemessen und bestimmt sind, so dass von der einen einfachen Empfindung* a *zu der andern* b *ein bestimmtes Verhältnis kann angegeben werden. Das Verhältnis verschiedner Farben, verschiedner Töne, verschiedner Linien und Flächen gegen einander lässt sich berechnen. Doch sind nicht alle einfachen Empfindungen der feinern Sinne so bestimmt. Z. B. Geräusch ist nicht bestimmt; es ist eine verworrne Mischung von einzelnen verschiedentlich tönenden Schällen, in der die Seele nichts demeliren kann und die sie nur im ganzen sehr undeutlich erkennt. Aus Verbindung verschiedner Geräusche lässt sich daher auch keine Harmonie, keine Melodie hervorbringen.“ Engel.*

[2]) *Vgl. noch Engel, Schriften 4, 271, aber auch Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, 1477; dort wird „schön schmecken“ schon aus Hagedorn belegt.*

[3]) *„so wie uns alles das wohlgefällt, wobey wir unsre Realität, unsre Kraft; alles das missfällt, wobey wir unsre Schwachheit, unsre Einschränkung empfinden, und uns alles das, wo nicht unangenehm, wenigstens gleichgültig ist, was unsre Seele auf keine merkliche Weise beschäftigt.“ Engel.*

ad §. 50.

Wir haben oben der von Molineux aufgeworfenen Frage erwähnt: ob ein Blindgebohrener, der durch das Getast einen Globus von einem Kubus unterschiede, diese Körper, nach wiedererlangtem Gesicht, ohne Hülfe des Getastes, noch für dieselben erkennen würde, die er vorher betastet hätte? Diese Frage ist von mehreren Gelehrten verschiedentlich bejaht, und verneinet worden.

Merian hat eine Abhandlung über diese Materie in die *mémoires* der Akademie sezen lassen; worin er behauptet, dass, wenn man auch dem geheilten Blindgebohrenen die Hände bände, er doch die Körper nicht durch das Gesicht, sondern durch das Getast für dieselben wiedererkennen würde, die er vorher unterschieden hätte. Denn, sagt er, er würde in Gedanken mit der Hand an den Körpern herumfahren, dis mit seinem ehemaligen wirklichen Betasten vergleichen, und sie nicht durch das Gesicht, sondern eigentlich durch das Getast wiedererkennen.[1])

ad §. 41.

Warum wählten die Menschen zum Ausdruk ihrer Begriffe Zeichen fürs Ohr?

Hauptsächlich:[2])

1. Weil die fürs Auge — nach jenen die bequemsten — zu unbestimmt sind.

2. Weil dem rohen Menschen — dem Erfinder der Sprache — seine Geberdensprache zum Ausdruk seiner leidenschaftlichen Empfindungrn zu lieb ist, um sie für den Ausdruck seiner Begriffe überhaupt hinzugeben.[3])

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen und Säzen.

§. 115—171.

[1]) *Acht Abhandlungen* „Sur le problème de Molyneux" *hat Merian in den Jahren 1770—80 erscheinen lassen; die oben zitierte Stelle findet sich in den* Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles-lettres *1771 S. 30.*

[2]) *„Nicht eben hauptsächlich. Ich glaube nur, dass die hier angeführten bisher übersehenen Gründe mit in Anschlag zu bringen und unter den übrigen nicht die unbedeutendsten sind." Engel.*

[3]) *Vgl. Engel, Schriften 8, 115.*

Drittes Kapitel.

Von den Schlüssen.

§. 172—211.

ad §. 198—200. H.

Es giebt 2. Arten vielfacher Säze:

1. solche, deren Theile ganz und gar von einander unabhängig, und nur, der Kürze wegen, in Eins zusammengefasst sind, als: A, B, und C sind meine Freunde.
2. solche, worin jeder Theil von dem andern abhängt, und keiner in der ganzen Reihe fehlen darf, als: wenn Monsieur de Montgolfier mit seinem Ball über der Seine schwebt, und keine Dämpfe mehr machen kann, und in der Geschwindigkeit kein Steuerruder erfindet, und ihn der Wind nicht forttreibt; so fällt er in den Strom, und macht sich nass.

Hier ist nur von der lezten Art vielfacher Säze die Rede, weil die erstern sogleich, und ohne alle Mühe, in einfache verwandelt werden können.

Diese lezte Art ist wiederum in mehrere Unterarten abgetheilt, von denen aber einige für den Rhetor, und nicht für den Logiker, gehören. Dieser hat nur:

1. die hypothetischen, oder conditionellen, oder bedingten, und
2. die disjunktiven, oder theilenden Säze

zu betrachten.

1. Schlüsse mit bedingten Säzen.

Jeder Schluss mit einem bedingten Saze besteht aus dem *Antecedenti*, dem *Consequenti*, und der Verbindung dieser beiden Theile, der *Consequentia*. Auf diese leztere kommt eigentlich in einem bedingten Saze alles an. In dieser liegt die Bejahung, oder Verneinung, die Richtigkeit, oder Falschheit desselben. Beide, *Antecedens* und *Consequens*, können falsch, und der Schluss doch wahr; und wiederum können beide, *Antecedens* und *Consequens*, richtig, und der Schluss dennoch falsch sein.

Wenn ich 100000. Thaler habe, und ich durch

keinen anderen Umstand abgehalten werde; so kaufe ich mir ein Gut.

In diesem Saze kann es falsch sein, dass ich 100000. Thaler habe, und dass ich mir ein Gut kaufe; dennoch aber ist der Saz immer wahr, vorausgesezt, dass ich wirklich so denke. In folgendem Saze hingegen:

Wenn ich 100000. Thaler habe; so bin ich ein verehrungswürdiger Mann.

kann *Antecedens* und *Consequens* wahr sein; ich kann 100000. Thaler haben, ich kann ein verehrungswürdiger Mann sein; der Saz ist doch immer falsch.

Bei einem Schluss mit einem bedingten Saze sind 4. Arten zu schliessen möglich.

1. Von der Wahrheit des *Antecedentis* auf die Wahrheit des *Consequentis*.

   Wenn der Bliz einen Pulverthurm trift, und zündet; so fliegt der Pulverthurm in die Luft.

2. Von der Falschheit des *Consequentis* auf die Falschheit des *Antecedentis*.

   Wenn ein Pulverthurm nicht in die Höhe fliegt; so hat ihn auch kein Bliz getroffen, der gezündet hat.

3. Von der Wahrheit des *Consequentis* auf die Wahrheit des *Antecedentis*.

4. Von der Falschheit des *Antecedentis* auf die Falschheit des *Consequentis*.

   Diese beiden lezten Schlussarten verwerfen die Logiker. Denn, sagen sie, das *Consequens* kann mehrere Gründe haben, als den, der im *Antecedenti* angegeben ist. Das Auffliegen des Pulverthurms kann auch durch Tabakrauchen, durch das Gehen eines Husaren, mit eisenbeschlagenen Stiefeln, und durch andre Dinge mehr verursacht werden.

   Aber sie verwechslen hier die entferntere Ursache[1] des *Consequentis*, welche die eigentliche, nächste Ursache desselben hervorbringt, mit dieser nächsten Ursache selbst; den Bliz, das Tabakrauchen, das den Funken hervorbringt, durch den der Pulverthurm in die Höhe fliegt, mit diesem Funken selbst.

---

[1]) *„oder die mitverbundenen Umstände“ Engel.*

Eine und ebendieselbe Sache muss auch allemal Einen und ebendenselben Grund haben; der Grund des Auffliegens eines Pulverthurmes muss allemal ein Funke sein, der das Pulver entzündet, die Ursachen, welche diesen Funken hervorbringen, mögen sein, welche sie wollen.

Die 3te und 4te Schlussart müssen daher auch allemal richtig sein, sobald nur *Antecedens* die eigentliche, nächste Ursache des *Consequentis*, und nicht das angiebt, was diese Ursache hervorgebracht hat. Man muss sie also nur folgendermassen einschränken:

3. von der Wahrheit des *Consequentis* auf die Wahrheit des *Antecedentis*, und
4. von der Falschheit des *Antecedentis* auf die Falschheit des *Consequentis*; wenn nemlich *Antecedens* den eigentlichen, nächsten Grund des *Consequentis*, rein, und ohne alle Nebenumstände, angiebt.

2. Schlüsse mit theilenden — disjunktiven — Säzen.

Bei den disjunktiven Säzen müssen alle Regeln der Division, welche die *membra diuidentia* betreffen, beobachtet werden.

Bei den Schlüssen mit disjunktiven Säzen sind folgende Folgerungsarten möglich:

1. Von der Wahrheit eines *membri diuidentis* auf die Falschheit des oder der andern, nachdem das *diuisum* in 2. oder mehr Theile getheilt ist. — Diese Linie ist gerade, also nicht krumm. Diese Dose ist vierekkig; also weder zirkelförmig, noch oval, noch von irgend einer andern Form.
2. Von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern, wenn die *membra diuidentia contradictorie opposita* sind, oder wenn man sie zu solchen macht, indem man sie alle, Eins ausgenommen, in Ein Glied zusammenzieht, als, wenn ich z. E. statt zu sagen, die Menschen sind entweder reich, oder wohlhabend, oder arm, bloss sage, sie sind entweder reich, oder nicht reich. — Beispiele: Diese Linie ist nicht gerade; also krumm. Diese Dose ist nicht vierekkig; also hat sie eine andere Form.
3. Von der Falschheit aller *membrorum diuidentium* auf die Falschheit des *diuisi*.

Beispiele. — Ein Rhetor zu Rom machte mit einem

jungen Menschen, den er in der Rhetorik unterrichten sollte, den Vertrag: dass, wenn der Schüler seinen ersten Prozess gewönne, er ihm eine bestimmte Summe Geldes, im entgegengesezten Fall aber nichts bezahlen sollte. Nach geendigtem Unterrichte ändert der Schüler seinen Entschluss, gerichtlicher Redner zu werden, und führt also keine Prozesse. Der Lehrer fordert sein Geld, und als jener es verweigert, droht er, ihn beim Prätor zu verklagen. Das, sagt der junge Mensch, lass du ja bleiben; ich bezahle dir auf alle Fälle nichts.

> Denn entweder muss ich den Prozess gewinnen, oder verlieren, und in beiden Fällen kriegst du nichts; im ersten, vermöge des Ausspruchs des Prätors, im zweiten, vermöge unsres Vertrages.

Und in beiden Fällen, erwiederte der Rhetor, musst du mich bezahlen.

> Denn verlierst du den Prozess, so zwingt dich der Ausspruch des Richters, und gewinnst du ihn, so zwingt dich unser Vertrag dazu.

Die Sache kam vor den Prätor, und dieser entschied zum Vortheil des Rhetors, weil der Schüler die beim Vertrag stillschweigend gemachte Bedingung, dass er Prozesse führen sollte, übertreten hatte.[1])

Ein Krokodill ist im Begriff, einen Knaben, den er gegriffen hat, zu verschlingen; die Mutter des Knaben eilt herbei, und, von ihrem Wehklagen gerührt, verspricht ihr der Krokodill, ihres Sohnes zu schonen, wenn sie ihm dafür eine Wahrheit sagte. Das Weib geht die Bedingung ein, und sagt zur verlangten Wahrheit: Du wirst mir meinen Sohn nicht wieder geben. So, fährt sie fort, giebst du mir ihn auf alle Fälle wieder:

> Denn, wenn das, was ich gesagt habe, wahr ist, so nöthigt dich dein Versprechen dazu; wenn es falsch ist, so kann es nicht anders falsch sein, als wenn du mir ihn wiedergiebst.

Thörin, antwortete der Krokodill, gerade darum geb' ich dir deinen Sohn nicht wieder.

---

[1]) *Nach „hatte" gestrichen: „Gellius.* lib. 5. c. 2." — *Gemeint ist die ähnliche Geschichte von Protagoras und Euathlos in den* Noctes atticae *5, 10.*

> Denn, ist, was du sagtest, falsch, so hast du die Bedingung, unter der allein ich dir das Leben deines Sohnes versprach, nicht erfüllt; ist es wahr, so kann es nicht anders wahr sein, als wenn ich ihn dir nicht wieder gebe.

Wer hatte hier Recht? Offenbar der Krokodill. Das Weib hatte keine ausgemachte Wahrheit gesagt; der Krokodill konnte ihr auch wohl ihren Sohn wiedergeben.
Von diesem Geschichtchen nennt man die Schlussart von der Falschheit aller *membrorum diuidentium* auf die Falschheit des *diuisi syllogismum Crocodilinum.* Sonst heisst sie noch *syllogismus cornutus,* unter welcher Benennung man sie aber nicht mit der falschen Schlussart:

Quod non amisisti, habes.
Cornua non amisisti.
Ergo cornua habes,

die man eben so nennt, verwechslen darf.[1])

Zweiter, ausübender Theil der Logik.

Erstes Kapitel.

Von den Quellen unsres Erkenntnisses.

Wir haben bei der Eintheilung der Philosophie die praktische Philosophie dadurch von der theoretischen unterschieden, dass die erstere die Dinge, wie sie sein sollen, die leztere, wie sie sind, betrachtet, und dass die erstere zum Guten — dem Zwek unsres Begehrungsvermögens — die leztere zur Wahrheit — dem Zwek unsres Erkenntnissvermögens — führt. Dieser Unterschied kann, wie man leicht sieht, auf die Logik nicht angewandt werden; man muss hier den Wörtern theoretisch und praktisch einen andern Sinn geben, den man ihnen auch im gemeinen Leben gewöhnlich beilegt. Man nennt einen theoretischen Mathematiker einen Mann, der die Lehren und Säze der Mathematik nur *in abstracto*, und ohne Anwendung auf vorkommende Gegenstände in der Welt, betrachtet; einen praktischen hingegen einen solchen, der diese Lehren und Säze nun auf wirkliche Dinge anwendet, und also

[1]) *„Der gewöhnliche Name ist Dilemma.“ Engel.*

unmittelbar den Nuzen mit ihnen verbindet.[1]) Eben so werden wir in dem praktischen Theile der Logik sehn, wie wir die Lehren und Säze von den Begriffen, Urtheilen, und Schlüssen, die wir im theoretischen Theil nur an sich, und ohne alle Anwendung, betrachteten, unmittelbar auf die Erfindung, Prüfung, Beweisung und Rettung der Wahrheit anwenden sollen.

§. 212—232. Alle unsre Erkenntniss schöpfen wir entweder:

1. aus Erfahrung, die wir wiederum entweder:
   a. durch unsre äussern Werkzeuge an Dingen ausser uns; oder
   b. durch unsre innere Empfindung an den Veränderungen, die in unsrer Seele vorgehen, machen: oder
2. aus Wissenschaft.

1. Erfahrung ist entweder:
   a. eigne Erfahrung, oder
   b. Erfahrung andrer, der wir auf Zeugniss Glauben beimessen.

Die eigne Erfahrung ist wiederum dreifacher Art:

1. wenn unser Werkzeug sowohl, als der Gegenstand unsrer Erfahrung unverändert bleibt. Diese Art der Erfahrung pflegt man gewöhnlich die gemeine zu nennen; aber mit Unrecht. Denn wir können auch unter eben der Bedingung, dass unser Werkzeug, und der Gegenstand unsrer Erfahrung unverändert bleiben sollen, seltene Erfahrungen machen, als an Misgeburten, ungewöhnlichen Himmelserscheinungen, u. s. w.
2. wenn wir unser Werkzeug verändern, oder, wie man sagt, wafnen.[2]) Dis thun wir, wenn wir sehr kleine, oder sehr entfernte Gegenstände betrachten; und die auf diese Art gemachten Erfahrungen nennt man Beobachtungen.
3. wenn wir den Gegenstand unsrer Erfahrung durch Verbindung, oder durch Trennung verändern,

---

[1]) *„wozu denn eine Menge specieller Kenntnisse gehören, die mit den allgemeinen verbunden werden müssen.“ Engel.*

[2]) *„und überhaupt, wenn schon gewisse Vorerkenntnisse, Ideenverbindungen, eigene Absichten zu den Erfahrungen erfodert werden. Es giebt auch innere, psychologische, moralische Beobachtungen.“ Engel.*

wie es häufig in der Physik geschieht. Alsdann heissen unsre Erfahrungen Versuche, Experimente.

§. 233—258.

Zweites Kapitel.

Von der Erfindung, Prüfung, Erweisung und Vertheidigung der Wahrheit.

§. 259—323.

Drittes Kapitel.

Von Vermeidung der Irrthümer, von den Mitteln zur Gewissheit, oder Wahrscheinlichkeit, und vom vernünftigen Zweifel.

§. 324—349.

Metaphysik. J.

Ontologie.[1])

Der allgemeinste Begriff ist der vom Etwas, oder vom Ding. Etwas ist, was sich gedenken lässt. Ihm steht das Nichts entgegen, das, was sich nicht gedenken lässt, sei es *nihilum priuatiuum, siue negatiuum.*

Was einen Widerspruch in sich enthält, ist nicht gedenkbar.
Denn, wenn wir auch bisweilen etwas widersprechendes denken, so bemerken wir doch alsdann den Widerspruch nicht, der darin liegt; entweder, weil wir das Wesen des Dinges nicht genug kennen, oder weil wir es nicht von der Seite betrachten, in welcher der Widerspruch enthalten ist.

Daraus folgt: alles, was Etwas ist, darf keinen Widerspruch enthalten. Der Sprachgebrauch: Etwas Widersprechendes darf nicht verführen.

Möglich ist, was keinen Widerspruch in sich fasst, folglich

---

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 311 (§ 3—6).*

ein Etwas; Unmöglich ist ein *nihilum negatiuum*, fasst einen Widerspruch in sich, ist also nicht gedenkbar.

> Daher [ist] Darjes Eintheilung des *cogitabilis* in *ens* und *non ens*[1]) falsch, weil das eine *membrum diuidens, non ens,* gar nicht unter dem *diuiso*, dem *cogitabili*, steht.

Aus der Erklärung des Unmöglichen folgt das *Principium contradictionis: A et non A impossibile.*

> Viele haben diesen Saz noch zu beweisen gesucht — eine vergebliche und unnöthige Arbeit, da der Saz an sich klar und evident ist. Andre haben geglaubt, alle Wahrheiten aus ihm herleiten zu können; aber er ist ganz leer; es können nur alle Wahrheiten auf ihn zurükgeführt werden. Er ist ein formelles, kein materielles *principium*.

Widersprechend und absurd sind also von einander verschieden: bei einem bloss widersprechenden Dinge kann der Widerspruch verborgen sein; bei einem absurden aber liegt er ganz offenbar da. Dass bei einem gleichschenkligen Dreiekke die beiden Winkel an der Grundlinie ungleich wären, ist widersprechend; dass der Theil grösser sei, als das Ganze, ist absurd; obgleich auch diese beiden Begriffe relativ sind, da manchen etwas absurd scheint, worin andre kaum einen Widerspruch sehn.

Die Möglichkeit und Unmöglichkeit ist (in Absicht auf ihr Wesen[2]) — ich erlaube mir diese Bestimmung des *Fundamenti diuisionis* aus Mangel einer bessern) entweder absolut, innerlich; oder relativ, hypothetisch, äusserlich; je nachdem ein Ding an und für sich, oder nur unter gewissen Umständen einen Widerspruch in sich fasst, oder nicht.

Die Möglichkeit, oder Unmöglichkeit ist ferner (in Absicht auf ihren Gegenstand — wie oben) entweder moralisch, oder physisch, je nachdem etwas entweder den Gesezen der Moral — denen, nach welchen sich die freien Handlungen vernünftiger Wesen richten — oder den Gesezen der körperlichen Welt widerspricht, oder nicht.

Wirklichkeit — Existenz. Diesen Begriff definiren zu wollen,

---

1) *„in* possibile *und* impossibile" *Engel.*

2) *„auf ihren Grund — und muss denn nothwendig jedes* fundamentum divisionis *einen Namen haben? Hier bey dieser 1sten Eintheilung, musste ich sagen, wird nach dem Wo? des Grundes gefragt. Liegt er in oder ausser der Sache? Bey der folgenden wird nach dem Was? gefragt. Ist der Grund moralisch oder physisch? Aber das giebt denn eine widrige scholastische Sprache."* Engel.

ist vergebens. Er ist zu allgemein, und ein Grundbegriff, der nur umschrieben werden kann.

Wirklich sein ist mehr, als möglich sein. Daher kann man allemal von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit; nie aber umgekehrt schliessen.

> In dem einzigen Cartesianischen Beweise für die Existenz Gottes wird von der Möglichkeit einer Vereinigung aller Realitäten in Einem Wesen auf die Existenz dieses Wesens geschlossen, weil die Existenz auch zu allen Realitäten gehört.
>
> Und dieser Saz ist noch manchen Zweifeln unterworfen. Es scheint, als wäre darin die Existenz in meinen Gedanken mit der wirklichen Existenz [1]) verwechselt. Denn daraus, dass die Vereinigung aller Realitäten in Einem Wesen möglich ist, und dass die Existenz zu allen Realitäten gehört, folgt nur, dass ein Wesen möglich sei, welches alle Realitäten — die Existenz mit eingeschlossen — in sich vereinigte, nicht aber dass ein solches Wesen wirklich existire.[2])

Zwischen dem Möglichen und dem Wirklichen ist kein Mittelbegriff. Demnach ist alles Mögliche entweder bloss möglich, oder wirklich.

Alles existirende muss irgendwo und in irgend einer Dauer existiren. Dennoch können wir von der Existenz eines Dinges überführt sein, ohne zu wissen, wo und wann es existirt.

Alles existirende muss von allen Seiten determinirt sein; d. h. es müssen ihm von allen möglichen Beschaffenheiten einige gewisse, mit Ausschliessung aller übrigen, zukommen.

Wir erkennen die Existenz eines Dinges entweder unmittelbar aus der Empfindung, oder durch Schlüsse, nach dem Saz des zureichenden Grundes, aus seinen Wirkungen.[3])

---

[1]) *„Existenz ausser meinen Gedanken“ Engel.*

[2]) *„Oder noch deutlicher: dass ein Gedanke ohne Widerspruch sey (denn mehr als Gedanke ist doch die blosse Möglichkeit nicht), in welchem ich alle Realitäten, auch die Wirklichkeit hinzugenommen, befasste.“ Engel.*

[3]) „NB. *Also nur* a posteriori?“ *Engel.*

K. Substanz.[1]) — Feder erklärt die Substanzen als die eigentlichen Dinge, im Gegensaz ihrer Beschaffenheiten. Die Substanz eines Dinges müsste also das sein, was uns von demselben übrigbleibt, wenn wir alle Beschaffenheiten davon abziehn. Aber was bleibt von einem Dinge, z. B. von einem Körper übrig, wenn wir alle seine Eigenschaften, Figur, Farbe, Schwere, Dichtigkeit und s. f. abziehn? Jeder Körper besteht aus der Vereinigung mehrerer possiblen und compossiblen Beschaffenheiten; diese machen sein Wesen aus. Nehm ich diese hinweg, so fällt der ganze Begriff desselben hin. Dennoch denken sich alle Menschen so eine Substanz; alle wollen etwas haben, wohinein sie, gleichsam wie in eine Büchse, alle Beschaffenheiten eines Dinges schliessen können. Nun aber ist an den Dingen ausser den Beschaffenheiten nichts mehr übrig. Sollten sie also nicht gewisse Beschaffenheiten selbst gewählt haben, unter welchen sie sich die Dinge beständig vorstellen, und an die sie alle übrige Beschaffenheiten gleichsam anhängen? Welches sind aber diese Beschaffenheiten, und warum hat man gerade diese gewählt?

In allen Fällen, wo wir uns die Dinge nur im Allgemeinen, ohne Rüksicht auf ihre besondern Eigenschaften denken, stellen wir uns ihre Figur allemal zuerst vor, und betrachten wir hernach etwa ihre besondern Eigenschaften; so tragen wir diese gleichsam in ihre Figur hinein.

Der Grund davon liegt in dem Unterschiede der feinen und gröberen Sinne. Unsre feinsten Sinne sind Gesicht und Getast; jenes noch mehr, als dieses. Denn in den Eindrükken, welche wir durch das Gesicht empfangen, können wir das meiste unterscheiden; durch das Gesicht bekommen wir ganz heterogene Eindrükke in der geschwindesten Folge; und die Vorstellungen, welche wir durch das Gesicht erhalten, sind die präcisesten, nettesten, deutlichsten. Auch glauben wir nie eher einen rechten Begriff von einer Sache zu haben, als bis wir ihre Gestalt und Figur kennen. Wir begnügen uns nicht etwas zu hören, zu riechen, zu schmekken, zu betasten;[2]) wir wollen es[3]) sehen; und nur erst dann halten wir unsern Begriff für vollständig. Ja, in manchen Fällen sind wir sogar, wenn wir nach dem Grunde

---

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 322 (§ 9).*

[2]) *„fühlen" Engel.*

[3]) *„betasten und noch lieber" Engel.*

eines Dinges fragen, zufrieden, wenn man unsern dunkeln Begriff, den wir durch einen groben Sinn erhalten haben, in einen klärern durch das Gesicht verwandelt. Wir fragen z. E. warum der Essig sauer ist? Man antwortet uns, weil sich im Essig viele spizige Theilchen befinden, welche unsre Geschmaksnerven verlezen;[1]) und wir sind mit dieser Antwort zufrieden. Aber hat man alsdann wohl mehr gethan, als unsern dunkeln Geschmaksbegriff vom Sauren in den klärern Gesichtsbegriff von den spizigen Theilchen verwandelt?

Eben darum nun, weil, unter allen unsern Vorstellungen, die, welche wir durchs Gesicht erhalten, die deutlichsten sind, stellen wir uns auch immer die Figur der Dinge zuerst vor, und hängen an diese alle besondre Eigenschaften an, so wie wir sie, wenn wir einen Begriff von der Substanz — im obigen Sinne — hätten, in diese hineintragen würden.

Wie mit den sinnlichen Dingen, so machen wir es auch mit den unsinnlichen. Auch da wollen wir etwas haben, worin wir alle Beschaffenheiten einschliessen können. Wir fragen z. E. nach dem Wesen unsrer Seele. Bonnet sagt: die Eigenschaften, die Kräfte der Seele kennen wir wohl; aber von ihrem Wesen[2]) wissen wir nichts. Was heisst das? Machen nicht alle Kräfte der Seele zusammengenommen ihr Wesen aus? Nach dem, was oben von körperlichen Dingen gesagt ist, heisst es soviel: ich kenne zwar alle Kräfte und Eigenschaften meiner Seele, aber ich habe noch keinen so klaren Begriff von ihr, als ich von den Körpern durch die Figur erhalte. Wie ist nun wohl dis möglich? Wie ist es mir wohl möglich, mir eine Vorstellung von der Seele durch das Gesicht zu machen? Bonnet und andre Philosophen, welche die vorhin erwähnte Frage gethan haben, würden zwar nicht zugeben, dass sie sich einen so materiellen Begriff von der Seele machten; aber sie thun es wirklich, nur ohne es selbst zu merken, und ohne es sich selbst zu gestehen.

Cartesius definirt die Substanz, als etwas, das ist, und zu seiner Existenz keines andern Dinges bedarf. Aus dieser Definition schloss Spinoza, dass Gott, als das einzige selbständige Wesen, auch die einzige Substanz sei, und baute darauf sein atheistisches System.

---

[1]) *„Die spitzigen Theilchen passen wohl mehr auf den scharfen Geschmack des Salzes.“ Engel.*

[2]) *„von ihrem reellen Wesen, das er der* essence nominale *entgegensezt“ Engel.*

Aber meinte nicht Cartesius vielleicht nur, dass eine Substanz das sei, zu dessen Bestehen, zu dessen Dasein — nicht zu dessen Hervorbringung — kein andres Ding nöthig sei?[1]) Alsdann käme er mit Leibnizen überein, der die Substanz als etwas definirt, das ist, und das zu seiner Existenz nur Gottes, und keines andern Dinges bedarf. Die Prüfung dieser Definitionen, und was noch ferner von der Substanz zu sagen ist, wird weiter unten vorkommen.

Vom positiven, negativen und positivo-remotiven ist schon in der Logik gesprochen worden. — Feder redet noch von negativen Dingen. Wenn ich ihn recht verstehe, so meint er damit diejenigen, welche in der Welt wirklich nicht existiren, sondern nur von existirenden Dingen abstrahirt sind, als z. B. Raum, Zeit und alle allgemeine Begriffe. Sie sind keine Undinge, keine Schimären, insofern sie Vorstellungen in uns erwekken; sie sind aber negative Dinge, insofern sie nirgends existiren, und auch nicht existiren können.

[2])Nothwendig ist alles, davon das Gegentheil unmöglich; zufällig alles, davon das Gegentheil möglich ist. Wenn ein Mensch jezt lebt, so ist das nothwendig, weil das Gegentheil, dass er in eben diesem Augenblik auch nicht lebe, unmöglich ist. Dis ist die *necessitas concomitans*. Wenn ein Mensch gelebt hat, so ist das ebenfalls nothwendig, weil wiederum das Gegentheil, dass er auch nicht gelebt habe, unmöglich ist. Dis ist die *necessitas consequentiae*. Die Nothwendigkeit und Zufälligkeit ist ferner entweder absolut, oder hypothetisch, entweder physisch, oder moralisch; je nachdem die Unmöglichkeit des Gegentheils entweder absolut, oder hypothetisch, entweder physisch, oder moralisch ist.

Unveränderlich ist, was nicht anders werden; veränderlich, was auch anders werden kann.[3])

Die Prädikate der Dinge sind entweder wesentliche — *Essentialia* — die ihnen nie fehlen dürfen; oder zufällige — *Modi, accidentia* — welche ihnen bald beiwohnen, bald fehlen. Unter den leztern unterscheidet man noch die gewöhnlichen, welche ein Ding öfter hat, als nicht hat; oder die mehr, als ihr Gegentheil in den *Essentialibus* gegründet sind. Die Eintheilung der *Essentialium* in

---

[1]) *„Ich verweise der Kürze wegen auf Wolf. latein. Ontolog. § 772, wo er von dem Cartesianischen Begrif der Substanz eine hinreichende und deutliche Nachricht giebt." Engel.*

[2]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 320 (§ 7). 324 (§ 10—13).*

[3]) *„und das wird denn auch wirklich immer verändert." Engel.*

Essentialia prima (conceptum primum) und in *Essentialia consecutiua (conceptum secundum)* ist schon in der Logik da gewesen.

Ein jedes Ding hat mehrere und verschiedene wesentliche Eigenschaften, nachdem man es von dieser, oder jener Seite betrachtet. Dis sind seine relativen, hypothetischen, Nominalwesen. Ausser diesen relativen Wesen, hat noch ein jedes Ding andre wesentliche Eigenschaften, welche ihm beständig, unter allen Umständen, und von welcher Seite man es betrachten mag, beiwohnen — sein absolutes Wesen, bei einem Menschen seine Personalität.

In jedem Dinge ist Einheit, Ordnung, Wahrheit, und Vollkommenheit; Einheit, insofern jedes Ding Eins und unzertrennlich, nicht aber insofern es nur einmal vorhanden ist; denn Eins und Einzig sind verschieden; Ordnung, insofern in jedem Dinge das Mannigfaltige nach gewissen Regeln [1]) vereinigt ist; (Sie ist einfach, wenn das Mannigfaltige nur nach Einer; zusammengesezt, wenn es nach mehreren Regeln verbunden wird.) Wahrheit, insofern in jedem Dinge alle Prädikate mit einander übereinstimmen; [2]) Vollkommenheit, insofern das Mannigfaltige in jedem Dinge zu einem gewissen Zwekke [3]) übereinstimmt, und zu Erreichung dieses Zweks hinlänglich ist. [4])

Kraft. [5]) — Der Begriff der Kraft ist wiederum einer von den einfachen Begriffen, deren Definition anzugeben, uns, wo nicht unmöglich, doch wenigstens ausserordentlich schwer ist. *) [6]) Denn ob wir gleich oft von den Kräften der Körper, und von den Kräften der Seele reden; so haben wir doch von beiden nur einen sehr dunkeln, und von der Art, wie sie wirken, fast gar keinen Begriff. Wir sehen nicht ein, wie es zugeht, dass eine Kugel auf dem L.

---

*) Hume *essais sur l'entendement humain. 7me essai.* Home Versuch über die ersten Gründe der Sittlichkeit und Religion. Th. II. *p.* 32—47.

[1]) *„in jedem Dinge nach den Regeln des Widerspruchs und des zureichenden Grundes“ Engel.*

[2]) *„possibel und compossibel sind“ Engel.*

[3]) *„zu Einem Wesen, Einem Begrif“ Engel.*

[4]) *„Anders: insoferne jedes Ding reell, positiv ist. Insoferne es Schranken hat, negativ ist, ist es alsdann unvollkommen.“ Engel.*

[5]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 334 (§ 14—16).*

[6]) *„Ist er wirklich einfach, so ist es nicht bloss schwer, sondern unmöglich.“ Engel.*

Billard die andre forttreibt;*) noch viel weniger aber, wie die immaterielle Seele in der Materie — im Körper — Bewegungen hervorbringt. Eben so geht es uns mit allen übrigen Kräften; wir begreifen nie die Art, wie sie wirken, und wie sie von einem Körper einem andern mitgetheilt werden.[1]) Wenn wir vielmehr unsre Begriffe genau untersuchen; so finden wir, dass wir in allen Fällen, wo wir uns eine[2]) Kraft vorstellen, nur immer eine stete und unveränderliche Folge gewisser Veränderungen gewahr werden. Wir sehen, dass A und B immer beieinander[3]) sind, dass B allemal auf A folgt. Darum sagen wir, A hat eine Kraft, durch die B hervorgebracht wird; A ist die Ursach von B. Dass dis richtig ist, wird auch aus folgendem erhellen. Wenn wir zwei auf einander folgende Dinge zum erstenmal sehen, werden wir nie das eine die Ursache des andern nennen; sobald wir aber dieselben Dinge öfter, und immer beieinander[4]) erblikken, so schreiben wir dem einen eine Kraft zu, durch welche das andre hervorgebracht ist. Kennten wir nun die Kräfte der Dinge an sich, und ihre Art zu wirken, so müssten wir auch beim erstenmal einsehen, dass das eine die Ursache des andern sei.[5])

Dis Räsonnement, das Hume in seinem 7ten *Essai sur l'entendement humain* vorträgt, ist[6]) zwar ganz richtig; indess ist doch auch auf der andern Seite gewiss, dass uns unsre innere Empfindung sagt, dass unsre Seele eine Kraft ist, durch welche dieses und jenes hervorgebracht wird, und dass wir diesen, aus unsrer Seele geschöpften, Begriff der Kraft auf alle übrige Dinge ausser uns übertragen.[7])

---

*) Pap a Fagaras *de vi substantiali.*[8])

[1]) *„weder wie sie in dem Dinge selbst, noch wie sie in andern Dingen Veränderungen hervorbringen." Engel.*

[2]) *„die Wirkung einer" Engel.*

[3]) *„A und B beständig so verbunden" Engel.*

[4]) *„regelmässig hinter einander" Engel.*

[5]) *„oder wenigstens in der Folge durch Beobachtung und Nachdenken einen reellen Begrif von so einem Nexus gewinnen." Engel.*

[6]) *„scheint" Engel.*

[7]) *„von gewissen Bedingungen sagt, die wir allemal erst realisiren mussten, wenn etwas anders realisirt werden soll, dass wir dabey in tausend Fällen eine Bemühung, ein Anstrengen empfinden, und dass wir eben hieraus den Begrif der Kraft bilden, den wir dann auch auf andre ausser uns befindliche Dinge übertragen." Engel.*

[8]) *Fagaras' Schrift* „Discours sur la force primitive" *war Berlin 1780 erschienen; vgl. auch Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wegener S. 50.*

Man unterscheidet bei den Kräften der Dinge Urkräfte, und abgeleitete — relative, hypothetische. Die Urkraft eines Dinges ist eigentlich die Einzige, ihm beiwohnende,[1]) auf die sich alle übrige, die wir in ihm unterscheiden, zurükführen lassen. Diese übrigen nun nennen wir abgeleitete; im Grunde sind sie dieselbe Urkraft, nur auf verschiedene Weise modifizirt. In unsrer Seele ist die Urkraft die Vorstellungskraft; alle übrigen Kräfte, Gedächtniss, Phantasie, u. s. f. sind nur abgeleitete; oder sie sind vielmehr nur dieselbe Vorstellungskraft, auf verschiedene Art bestimmt, und eingeschränkt.[2])

Man fragt, ob alle Substanzen eine Kraft haben? Ein uneigentlicher Ausdruk. Alle Substanzen sind Kräfte; Substanz und Kraft sind unzertrennliche Begriffe,[3]) und wir können uns kein Ding ohne Kräfte denken.[4]) Denn jedes Ding in der Welt ist zu einem gewissen Zwekke da, und in dem Vermögen, diesen zu erreichen, besteht seine Kraft. Wenn wir ihm nun diese Kraft nehmen, so kann es seinen Zwek nicht mehr erreichen, und ist also völlig unnüz. Ausserdem aber könnte solch ein Ding, wenn es z. B. ein Körper wäre, keine Schwere haben; seine Theile selbst könnten nicht zusammenhängen; es könnte also kein Körper sein.[5])

Die zweite Frage, in Ansehung der Kräfte der Dinge, ist, ob sie beständig und ununterbrochen fortwirken, oder nicht? Leibniz behauptete es;[6]) Lokke aber suchte ihn zu widerlegen.[7]) Indess hatte der erstere ohne Zweifel Recht. Denn, nach dem Lokkischen System, müsste jedesmal, da eine vorher unterbrochene Kraft wieder zu wirken anfinge, eine neue Schöpfung angenommen werden. Auch streitet die Erfahrung wider Leibnizens Meinung nicht. Denn, wenn auch z. B. ein Körper zu ruhen scheint, so ist doch

---

[1]) *„(oder wie wirs oben entwickelt haben, sie selbst, die Substanz)“ Engel.*

[2]) *„Selbst der Wille, der doch eine eigne Grundbestimmung der Seele scheint, lässt sich am Ende auf die Vorstellungskraft zurückführen.“ Engel.*

[3]) *„sind uns Ein Begrif“ Engel.*

[4]) *„kein Ding denken, das existent und doch völlig ohne Wirkungsvermögen, ohne Wirkung wäre; d. h. wir können uns kein Ding denken, das nicht Kraft sey.“ Engel.*

[5]) *„Sehen wir auf das, was uns von Körpern die Erfahrung lehrt, so finden wir Kräfte an allen. Impenetrabilität ist Kraft und impenetrabel liegt in dem Begrif jedes Körpers.“ Engel.*

[6]) *„das erstere“ Engel.*

[7]) *„war der entgegengesezten Meynung.“ Engel.*

seine Kraft immer thätig; sie kann nur nicht sichtbar wirken, weil ein andrer stärkerer Körper ihr widersteht.[1]) In näherer Beziehung auf unsre Seele ist dis schon in der Logik gesagt worden. Nur ist noch zu merken, dass hiebei nur[2]) von den Grundkräften, nicht von den abgeleiteten die Rede ist. Von diesen wäre es offenbar falsch.

[3]) Zusammenhang, und Verbindung schreiben wir den Dingen zu, wenn sie entweder an einander gränzen, oder durch einander hervorgebracht sind, oder auf einander Einfluss haben.[4])

Die Verbindung ist ideal, wenn die Dinge nur in unsrer Vorstellung; reel, wenn sie auch ausser derselben verbunden sind.

Der Begriff der Ursach ist schon bei Gelegenheit der Kraft entwikkelt worden. Hier ist nur noch folgendes zu merken:

Die eigentlichen Ursachen unterscheiden sich von den unwirksamen, von den nothwendigen Bedingungen, dadurch, dass bei den ersteren der Erfolg nothwendig, bei den leztern aber nicht nothwendig ist. Hiedurch kann Homens Einwurf wider Humens Meinungen über die Kraft widerlegt werden. Er sagt nemlich: man müsse nach Humen auch den Glokkenschlag, nach dem die Thore einer gewissen Stadt immer geöfnet, oder geschlossen würden, als die Ursach des Oefnens, oder Schliessens der Thore ansehn, und das wäre doch offenbar falsch. Aber es folgt auch nicht aus Humens Räsonnement, und wer so schlösse, unterschiede nicht die nothwendige Bedingung von der eigentlichen Ursach. Der Glokkenschlag ist hier nur nothwendige Bedingung, nicht Ursach; die Thore könnten auch einmal vielleicht nicht geschlossen, oder nicht geöfnet werden.

Die Ursachen sind entweder Hauptursachen, welche zur Hervorbringung der Wirkung das meiste beitragen, oder welche die übrigen Ursachen wirksam machen; oder Instrumentalursachen, die zur Hervorbringung der Wirkung von andern Ursachen bestimmt werden, oder endlich Endursachen — Zwekke, Absichten — warum die Wirkung hervorgebracht wird.

Alle diese Arten von Ursachen sind entweder *concaussae*, oder *caussae subordinatae*. *Concaussae*, wenn sie alle, zu gleicher Zeit,

---

[1]) *„weil eine andere widerstehende Kraft ihr das Gleichgewicht hält." Engel.*

[2]) *„hier bloss" Engel.*

[3]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 340 (§ 17—20).*

[4]) *„allgemein: insofern ein Ding in einem andern Grund hat." Engel.*

an der Hervorbringung der Wirkung arbeiten; *caussae subordinatae,* wenn immer eine Ursach die andre zu wirken bestimmt. Die lezte[1]) dieser Ursachen heisst die Grundursache.

Wenn der Grund in eben dem Dinge liegt, in welchem auch das Gegründete ist, so ist er innerlich; wenn er ausser diesem Dinge liegt, äusserlich.

Den vollständigen Grund eines Dinges nennt man den Inbegriff alles dessen, was zu der Wirkung beigetragen hat, und ohne das sie nicht hätte hervorgebracht werden können.

Ferner theilt man die Ursachen in mechanische — physische — deren Wirkung Bewegung ist; und in unmechanische — metaphysische. Nur muss hinzugesezt werden: Bewegung in eben dem Dinge, in welchem die Ursache liegt. Denn sonst müsste man die in unsrer Seele liegende Ursach, welche Bewegungen im Körper hervorbringt, auch eine mechanische nennen.

Endlich unterscheidet man noch den Grund der Existenz — Realgrund, *rationem διοτι* — oder den, wodurch ein Ding seine Existenz erhalten hat; den Grund der Erkenntniss — Idealgrund, *rationem ὅτι* — an dem wir die Existenz eines Dinges erkennen; und den Bewegungsgrund — Motiv. Der Erkenntnissgrund eines Dinges ist in allen Fällen, wo wir *a posteriori* schliessen, in der Wirklichkeit später, als das, dessen Existenz wir durch ihn erkennen; in unsern Gedanken aber ist er früher. Z. B. wenn wir sagen: es ist eine Welt; also ist ein Schöpfer.[2])

[3]) Aus dem, was bis hieher von den Gründen der Dinge gesagt ist, erhellen folgende Säze: M.

1. Auf den völligen Grund eines Dinges muss, wenn keine Hindernisse da sind, dasselbe nothwendig erfolgen; und je mehr, oder weniger der Grund völlig ist, um so mehr, oder weniger ist der Erfolg wahrscheinlich.

2. Die Ursache eines jeden Dinges muss zureichend sein, es hervorzubringen; oder Ursach und Wirkung müssen in einem

---

[1]) *„erste“ Engel.*

[2]) *„Aber auch die vorgängigen Ursachen können Erkenntnisgrund der nachfolgenden Wirkung seyn, und dann ist das, was ausser unsrer Vorstellung als früher muss angenommen werden, auch* in *derselben früher.“* Engel.

[3]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 347 (§ 21—23).*

richtigen Verhältnisse gegeneinander stehn. Zu Hervorbringung einer und ebenderselben Sache aber wird, nach Verschiedenheit der Umstände, bald mehr, bald weniger erfodert; was also, unter gewissen Umständen, zureichender Grund ist, kann es vielleicht unter andern nicht sein.

3.[1]) Etwas Ewiges, und zugleich Geschaffenes ist unmöglich. Denn was geschaffen ist, muss einen Anfang haben, und was einen Anfang hat, kann nicht ewig sein. Ich weiss daher nicht, was Aristoteles meint, wenn er sagt: die Welt ist ewig, aber ewig von Gott gewirkt.[2])

4. Unendliche Reihen. Subordinirte Ursachen müssen eine erste — eine Grundursache — haben, in welcher der Grund aller übrigen liegt, und die selbst nicht mehr Wirkung einer andern Ursache ist.

Diesen Saz hat Herr Cochius in seiner Abhandlung: *Si toute succession doit renfermer un commencement?*[3]) zu widerlegen gesucht. Wir wollen erwägen, ob seine Meinung weniger Schwierigkeiten hat, als die entgegengesezte; denn Schwierigkeiten sind auf beiden Seiten.

Herr Cochius gesteht zuerst zu, dass wir uns keine solche Reihe, ohne Anfang, denken können, weil wir immer nach Ursachen fragen, und doch immer nur abhängige Ursachen, und nirgends eine erste — unabhängige — finden. Diesen Einwurf aber will er aus der Eingeschränktheit unsers Verstandes widerlegen.

Nur ist doch ein Unterschied zwischen dem, was ich nicht begreifen kann, weil es über die Gränzen meiner Erkenntniss geht, und was ich nicht denken kann, weil es mit den Gesezen meines Denkens streitet. Jenes — so muss ich urtheilen — kann doch sein; dieses ist unmöglich.

Z. B. dass in dem ersten Samenkorn der ganze Keim zu der Pflanze lag, die nach Jahrtausenden sprosset — kann ich nicht begreifen — aber es kann sein. Hingegen, dass dis Samenkorn hervorgebracht, und doch zugleich ewig sein sollte, hat, wenn es ganz wörtlich genommen wird, einen innern Widerspruch. Ich kann es nicht denken; es kann nicht sein.

---

[1]) „N B.“ *Engel.*

[2]) *Hier liegt kein wörtliches Zitat aus Aristoteles vor.*

[3]) *Sie erschien in den* Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles-lettres *1773 S. 325.*

Dann sagt Herr Cochius ferner:

Wenn eine Kraft da ist, welche eine Folge von Wirkungen hervorzubringen strebt, und das zur Hervorbringung erforderliche Vermögen hat; wenn dieser Kraft keine Hindernisse im Wege stehn können, und diese Kraft nun ewig ist; so müssen auch ihre Wirkungen ewig sein, wie sie selbst. Nun aber ist eine solche Kraft in Gott; folglich müssen auch Gottes Wirkungen ewig, d. i. ohne Anfang, sein.

Ohne diesen scharfen Schluss — wobei mir nur die Frage übrigbleibt: ob der Begriff der Kraft hier richtig angewandt ist? — widerlegen zu wollen; liesse sich doch vielleicht das antworten, dass keine Wirkung ewig sein könne; dass jede Wirkung einen Anfang, eine Zeit, wo das Gewirkte noch nicht war, voraussetze, die Ewigkeit aber allen Anfang ausschliesse.

Einen zweiten Beweis für die Ewigkeit der Welt könnte man aus dem objektiven Bewegungsgrunde Gottes zur Schöpfung führen. Ist dieser die Glükseligkeit der Lebendigen; warum schuf er jezt — warum nicht früher? Und wenn auch früher; was ist das gegen die Ewigkeit?

Betrachten wir nun die entgegengesezte Meinung, dass jede Folge subordinirter Ursachen eine erste Ursach erfordre; so finden wir auch hier eine grosse Schwierigkeit. Sobald wir nehmlich annehmen, das die in der Welt auf einander folgenden Wirkungen einen Anfang gehabt, so sezen wir dadurch in Gott ein v o r und ein n a c h, welches seiner Unveränderlichkeit widerspricht, weil es unmöglich scheint, dass sich Gott das in der Zeit wirklich gewordene eben so, als von Ewigkeit das bloss mögliche vorstelle.

Vielleicht aber entsteht diese Schwierigkeit aus der Eingeschränktheit unsers Erkenntnissvermögens, und daraus, dass wir unsre Begriffe von Zeit in das, uns an sich unbegreifliche, göttliche Wesen hineintragen.

So sind auf beiden Seiten — ich mag mir die Welt als ewig, oder endlich denken — Schwierigkeiten, die ich mir nicht lösen kann.

Andre, nicht minder wichtige Säze von den Ursachen und Wirkungen sind folgende:

1. Der Grundsaz von den analogischen Ursachen. — Einerlei Wirkung hat einerlei Ursache; ähnliche Wirkungen haben ähnliche Ursachen.

2. Der Grundsaz von der einförmigen Wirkung, oder von der entscheidenden Ursache — Einerlei Ursache bringt einerlei Wirkung; ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervor.
3. In der Wirkung kann nicht mehr enthalten sein, als in der Ursache; denn sonst hätte diese Ursach sie nicht hervorbringen können.

Saz des zureichenden Grundes, *Principium rationis sufficientis* — Alles, was geschieht, geschehen ist, und geschehen wird, muss einen zureichenden Grund haben, warum es so, und nicht anders geschehen ist, geschieht, oder geschehen wird.

Leibniz hat einen Beweis für diesen Saz für unnöthig gehalten; und in der That ist er es auch. Es ist dem Menschen so natürlich, immer nach den Gründen der Dinge zu fragen, dass man den Saz des zureichenden Grundes mit unter die angebohrenen Ideen zählen könnte. Indess haben doch mehrere Philosophen ihn zu demonstriren versucht. Lambert unter andern führt ohngefähr folgenden Beweis:[1])

Wenn nichts Mögliches für sich erkennbar ist; so hat alles Mögliche nothwendig einen Grund.

Denn unter dem Grunde eines Dinges verstehen wir hier das, woraus es sich als wahr erkennen lässt. Gesezt nun: irgend etwas Mögliches hätte keinen Grund, so könnten wir es, der Voraussezung nach, weder aus sich selbst, noch aus seinem Grunde, und also gar nicht erkennen; folglich wäre es nicht möglich.

Nun müssen wir zwar zugeben, dass es mögliche für sich erkennbare Dinge giebt.

Denn leugnen wir dis; so verfallen wir in eine bis ins Unendliche fortgehende Reihe von Gründen, in der kein Glied erkennbar ist, weil keins für sich erkannt werden kann, und auch das, woraus sich die ganze Reihe erkennen lässt, nirgends vorkommt.

Aber diese Dinge, die für sich erkennbar sind, haben ihren Grund in sich; und es hat also in der That alles Mögliche seinen Grund.

---

[1]) *Vgl. Lambert, Neues Organon 1, 569.*

Raum und Zeit.[1])

Raum — Der Raum ist, nach den gemeinen Begriffen, dasjenige, worin sich alle Dinge befinden, und was noch übrigbleibt, wenn wir alle Dinge wegnehmen. Dieser Raum ist entweder etwas reelles, für sich bestehendes, wie Newton, Lokke, Clarke, und alle Englische Philosophen behauptet haben; oder er ist nur ein Wesen unsrer Imagination, eine Bedingung, wie Kant sagt, ohne die wir uns nichts denken, die aber weniger eingeschränkte Wesen, als wir sind, vielleicht entbehren können. Dieser leztern Meinung war vorzüglich Leibniz.

1. Wenn der Raum etwas reelles, für sich bestehendes ist; so ist er entweder selbst ein Gott, oder eine Eigenschaft Gottes.
   Denn, ehe noch irgend etwas geschaffen war, denken wir uns schon einen leeren Raum. Da dieser also schon vor aller Schöpfung existirte, so kann er selbst nicht geschaffen, sondern muss von Gott unabhängig, und ewig sein. Da er aber auch ferner unendlich wäre, weil, wenn wir auch eine noch so grosse Menge von Dingen in ihn sezen, diese doch noch immer in unsern Gedanken vermehrt werden kann, und immer noch Plaz finden muss; so müsste er selbst ein Gott sein — eine Meinung, die eben so ungereimt wäre, als die, wozu andre Philosophen ihre Zuflucht genommen haben, dass er eine Eigenschaft Gottes sei, wodurch alles, was in der Welt vorgeht, in Gott gesezt, und dieser also stetem Wechsel, und steter Veränderung unterworfen wird.
2. Wenn also der Raum nichts reelles, für sich bestehendes ist; so muss er bloss ein Wesen unsrer Imagination sein, wie Leibniz behauptet.
   Dis kann auch ausserdem noch auf folgende Art bewiesen werden:
   1. Der Raum ist bloss eine Idee, die wir von den nebeneinander bestehenden Dingen abgezogen haben. Wir sehen, dass alle Körper aussereinander liegen, dass ein jeder von seinem Orte weggerükt werden kann; daher bilden wir die Idee des Raumes, als eines Etwas, worin

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 360 (§ 26—28).*

sich alle Körper befinden, und worin alle Bewegungen vorgehn. Eben darum aber, weil der Begriff des Raums eine blosse Abstraktion ist, kann der Raum nichts reelles, nichts ausser unsern Gedanken existirendes sein, wie wir in der Logik gesehn haben.

2. Alle Eigenschaften, die man dem Raum zuschreibt, sind *nihila,* also kann er selbst unmöglich etwas reelles sein. Zuerst sagt man vom Raum, dass er penetrabel, und gegen alles, was in ihm geschieht, völlig gleichgültig sei; das heisst mit andern Worten, dass er gar keine Kraft zu widerstehn habe, und also nichts sei. — Dann legt man ihm völlige Gleichheit aller seiner Theile bei, und beweiset eben dadurch, dass er ein Nichts ist; denn wäre er Etwas, so müssten, nach dem *Principio indiscernibilium,* seine Theile auch nothwendig ungleich sein; in einem Nichts aber müssen alle Theile gleich sein, weil sie gar keine Eigenschaften haben, wodurch sich einer von dem andern unterscheiden könnte. — Das lezte Prädikat, das man dem Raum giebt, ist seine bis ins Unendliche gehende Theilbarkeit. Wiederum ein Beweis, dass er ein Nichts ist; denn bei einem reellen, existirenden Dinge muss ich nothwendig endlich auf Urstoffe — Elemente — kommen, die sich nicht weiter theilen lassen. Ueberdis aber finden, genau genommen, beim Raume — als bei einem *nihilo* — gar keine Theile Statt. Wo nichts ist, kann ich nichts theilen.

3. Gesicht und Gefühl sind die einzigen Sinne, wodurch wir Ideen vom Raume bekommen. Denn, wenn wir gleich den Geruch und Geschmak in die Nase, und in den Mund sezen, und dadurch Begriffe von Ort verrathen; so geschieht das doch nur, indem wir die Geruchs- und Geschmaks- mit Gesichts- und Gefühlsideen verknüpfen. Ein von seiner Geburt an völlig paralytischer, und dabei blinder Mensch würde auch den Geruch und Geschmak in sich selbst — in seine Seele — sezen. Wir sehen also daraus, dass Wesen, denen der Gesichts- und Gefühlssinn mangelte, auch keine Ideen vom Raum haben würden.

Ort und Raum sind also unterschieden, dass der Ort ein gewisser Theil des Raums ist. Der Ort eines Dinges wird nach

seinen Nachbarn bestimmt, und kann auf doppelte Art verändert werden; einmal, wenn man das Ding selbst, und dann, wenn man seine Nachbarn von ihrer Stelle wegrükt. Das erste nennt man die absolute, das andre die relative Ortveränderung.

Zeit — Alles, was vom Raum gesagt ist, lässt sich sehr leicht auch auf die Zeit anwenden. Die Zeit ist ebenfalls entweder etwas reelles, für sich bestehendes; oder sie ist ein Nichts, ein blosses Wesen unsrer Imagination.

Wenn sie etwas reelles ist, so ist sie von Gott unabhängig, und ewig. Denn auch vor aller Schöpfung denken wir uns schon eine Zeit, in der gleichsam Gott schuf. Sie ist ferner unendlich, weil, eine wie grosse Menge von Veränderungen wir auch sezen mögen, sich doch immer noch mehrere annehmen lassen, die noch alle in einer Zeit vorgehen müssen. Nach diesen Schlüssen wäre sie also entweder selbst ein göttliches Wesen, oder eine Eigenschaft Gottes, und da beides ungereimt ist; so kann sie ganz und gar nichts reelles sein.

Sie ist demnach an und für sich selbst nichts; sondern, wie Leibniz behauptet, bloss ein Wesen unsrer Imagination.

Unsre Seele kann nur immer zu Einer Zeit Eine deutliche Idee haben; alle übrigen sind mit einem Dunkel bedekt. Wir müssen uns daher alle Dinge, als auf einander folgend denken, weil wir uns nie mehr, als Eins, auf Einmal vorstellen können; und das nun, worin sich gleichsam diese auf einander folgenden Dinge befinden, worin alle Veränderungen vorgehen, nennen wir Zeit. Dieser Begriff ist also von der Folge der Dinge abstrahirt, und daher kann die Zeit, schon als Abstraktion, nichts reelles, nichts ausser unsern Gedanken existirendes sein.

Ferner kann man aber auch durch die Eigenschaften, welche man der Zeit beilegt, beweisen, dass sie ein Nichts ist. Denn Gleichgültigkeit gegen alles, was in ihr vorgeht; bis ins Unendliche gehende Theilbarkeit; und was man sonst noch von ihr prädiciren mag, sind lauter *nihila*; wie sich durch das, was hierüber vom Raum gesagt ist, leicht beweisen lässt.

[1]) Dinge sind einerlei, wenn sie einerlei Beschaffenheiten haben. Einerlei Dinge sind aber darum nicht einerlei Ding — eins und eben dasselbe Ding. Denn ausser dem Unterschiede, der in

---

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 367 (§ 29—31).*

ihren individuellen Merkmalen liegt, ist noch der numerische Unterschied da.

Personelle Identität. Dass ein jedes Ding sich selbst gleich sei, wird niemand bestreiten; der Saz aber, dass jedes Ding noch dasselbe ist, was es vorher war, ist mehr Schwierigkeiten unterworfen.

Von unserm Körper ist es gewiss, dass er nicht mehr derselbe ist, der er in unsrer Kindheit war. Er hat zwar noch immer dieselbe Gestalt, dieselbe Lage seiner Theile; aber diese Theile selbst sind nicht mehr dieselben; täglich verlieren wir mehrere von ihnen, und täglich bekommen wir wiederum eben so viel neue dazu.

Eben dis hat nun auch Hume auf die Seele anwenden wollen, und hat behauptet, dass wir auch von dieser nicht wissen könnten, ob sie noch dieselbe sei, welche sie ehemals war. Aber das heisst den Skeptizismus aufs höchste treiben, und gänzlich unser inneres Gefühl verläugnen, das uns deutlich sagt, dass wir noch eben die sind, die wir in unsrer frühesten Kindheit waren.

Gleich nennen wir die Dinge, wenn sie einerlei Grösse — Quantität — ähnlich, wenn sie einerlei Beschaffenheiten — Qualitäten — haben. Quantität und Qualität sind zu allgemeine Begriffe, als dass sie definirt werden könnten; auch sind sie schon ohne Definition jedermann verständlich. Bei der Grösse ist noch intensive, und extensive Grösse zu unterscheiden. Die Grösse der Hize, des Frostes, einer Kraft ist intensiv; die Grösse einer Fläche, eines Körpers extensiv.

Grundsaz des nicht zu Unterscheidenden, *Principium indiscernibilium.* — Um diesem Saz die ganze Ausdehnung zu geben, deren er fähig ist, müssen wir folgende 3. Fragen beantworten.

1. Giebt es in der uns bekannten Schöpfung 2. oder mehrere vollkommen ähnliche Dinge?

   Diese Frage können wir aus unsrer Erfahrung verneinen. Wir sehen, dass wir an allen Dingen, selbst an denen, welche die meiste Aehnlichkeit zu haben scheinen, bei genauer Untersuchung, Verschiedenheiten wahrnehmen; und wer dis leugnen wollte, müsste uns 2. vollkommen ähnliche Dinge aufzeigen.

   Nur dürfen wir nicht vergessen, dass wir — als endliche Wesen — kein Ding in seiner Individualität kennen, und dass uns der grösste Theil seiner Merkmale entgeht; dass

es daher auch nichts beweisen würde, wenn wir 2. Dinge fänden, woran wir, selbst mit dem Mikroskop, keinen Unterschied mehr entdekten.

2. Giebt es mehrere vollkommen ähnliche Welten, wie Demokritus behauptete, oder doch wenigstens mehrere vollkommen ähnliche einzelne Dinge in verschiedenen Weltkörpern?

   Wenn Gott schaft, so müssen wir annehmen, dass in den Dingen, welche er hervorbringt, ein Grund liege, warum er gerade sie, und nicht andre, warum er sie so, und nicht anders hervorbringt. Nehmen wir diesen objektiven Grund hinweg, machen wir das eine Ding dem andern vollkommen ähnlich, so kann Gott alsdann nicht mehr wählen, er kann keins von diesen Dingen schaffen; denn immer würde die Frage übrigbleiben, warum er gerade dieses, und nicht jenes geschaffen habe? Man müsste in der That zugeben, dass er bloss nach Willkühr, und ohne allen weitern Grund gehandelt habe, wenn man annähme, dass er unter vollkommen ähnlichen Dingen gewählt, und eins, oder mehrere von ihnen geschaffen hätte.

3. Sind überhaupt 2. oder mehrere vollkommen ähnliche Dinge möglich?

   Auf diese Frage kann schon gewissermassen der bei der vorigen geführte Beweis angewandt werden. Wir sehen daraus wenigstens soviel, dass ein Ding unmöglich sei, was einem andern schon geschaffenen vollkommen ähnlich wäre, weil alsdann kein Grund vorhanden sein würde, warum Gott gerade dis geschaffen hätte. Aber ein andrer, völlig allgemeiner Beweis ist folgender:

   Gott denkt sich, vermöge seiner Unendlichkeit, alles Mögliche. Soviel es also Möglichkeiten giebt, soviel giebt es Ideen im Verstande Gottes; und soviel es Ideen im Verstande Gottes giebt, soviel giebt es Möglichkeiten, wenn nicht von Einer Möglichkeit mehrere Ideen in Gott sind, welches wir weiter unten widerlegen werden.

   Wenn wir daher mehrere vollkommen ähnliche Möglichkeiten sezen, so müssen wir auch mehrere vollkommen ähnliche Ideen in Gott annehmen. Ferner müssen wir annehmen, dass er sich die mehreren vollkommen ähnlichen Möglichkeiten in jedem Theile des Raums, und in jedem

Theile der Zeit als möglich vorstelle. Denn Zeit und Raum sind gegen alles, was in ihnen vorgeht, gleichgültig. Wenn sich nun Gott vorstellt, dass die vollkommen ähnlichen Dinge A, B, das eine sowohl, wie das andre, in C, und in D existiren können; so kann er nicht allein keinen Grund haben, warum er A gerade in C, und B in D, und nicht vielmehr umgekehrt, B in C, und A in D, sezt, sondern, da vor ihm auch aller äusserer Unterschied des Raumes, und der Zeit wegfällt, so muss aus den beiden Dingen, A, B, in seiner Vorstellung nothwendig nur Eins werden.

Aber, wenn man auch diesen Beweis von ganzen ähnlichen Welten gelten lässt, die im absoluten Raum, und in der absoluten Zeit sind; so könnte man doch vielleicht Schwierigkeiten machen, ihn auf einzelne Dinge anzuwenden, weil es bei diesen auf relativen Ort, und relative Zeit, und also auf Verhältnisse gegen andre wirklich existirende Dinge ankommt.

Doch auch diese Anwendung ist nicht schwer. Denn die einzelnen Dinge stehn entweder — sei es nun in Einer, oder in verschiedenen Welten — in reeller Verbindung mit andern Dingen, so dass diese ihre Ursachen, oder ihre Wirkungen sind; oder sie sind nur dem Raum, und der Zeit nach mit einander verbunden, und haben weiter keinen Einfluss auf einander.

Im ersten Fall noch vollkommen ähnliche Dinge anzunehmen, ist ungereimt. Denn einerlei Wirkung hat auch einerlei Ursache, und eben so umgekehrt. Nimmt man also an, dass A, und B vollkommen ähnlich sind, so müssen auch ihre Ursachen, f, g, mit denen sie in reeller Verbindung stehn, vollkommen ähnlich sein; und eben so auch die Ursachen von f, g, und immer so fort, so dass wir die ganze Welt in 2 völlig identische Theile zerlegen.

Der zweite Fall lässt sich wiederum auf den von den identischen Welten reduziren. Gott muss sich, weil er sich alles Mögliche vorstellt, die einzelnen identischen Dinge, mit jeglichem andern Dinge sowohl im Raum, als in der Zeit verbunden, als möglich vorstellen. Da also vor ihm aller äussere Unterschied wegfällt, und ein innerer, der Voraussezung nach, nicht da ist; so kann er wiederum

nicht nur keinen Grund haben, das eine vielmehr, als das andre hervorzubringen, sondern die verschiedenen identischen Dinge müssen auch in seiner Vorstellung Eins werden. Ueberdis aber kann auch nach mehreren verschiedenen identischen Ideen in Gott nur Ein Ding geschaffen werden. Denn, wenn A, B, C die identischen Ideen in Gott sind; so muss das nach der Idee A geschaffene Ding mit dem nach B, und C geschaffenen einerlei sein; und ein äusserer Unterschied der Zeit, und des Raumes findet nicht Statt. Da demnach für mehrere identische Ideen in Gott doch nur Eine Möglichkeit da ist; so könnten diese Ideen bloss eine vervielfältigte Vorstellung derselben Möglichkeit sein; und auch dis ist eine Fiktion. Denn alle Bestimmungen in Gott müssen zur Vollkommenheit seines Verstandes, oder seines Willens beitragen; und mehrere Vorstellungen Einer Möglichkeit wären also offenbar überflüssig, da sie alle gleich viel enthalten.
Einige Philosophen haben den Grundsaz des nicht zu Unterscheidenden durch den Einwurf widerlegen wollen, dass man sich doch zwei vollkommen ähnliche Dinge vorstellen könne. Allein wir können sie uns in der That nicht vorstellen. Denn unsre Imagination sezt sie allemal in verschiedene Räume, und wir unterscheiden sie dadurch wirklich. Sezten wir sie nicht in verschiedene Räume, und in verschiedene Zeiten, und unterschieden wir sie nicht so durch ihre äussern Verhältnisse; so müssten sie auch nothwendig in unsrer Vorstellung zusammenfallen, weil sie völlig gleiche Prädikate haben, und also nichts an ihnen ist, wodurch wir sie unterscheiden könnten.

Leibniz war der erste, welcher den Saz des nicht zu Unterscheidenden aufbrachte; er wandte ihn aber nur auf die in der uns bekannten Schöpfung existirenden Dinge an, und gab selbst in einem Briefe an Clarken zu, dass 2. vollkommen ähnliche Dinge möglich wären.[1]) Aus diesem Saz — den Leibniz wahrscheinlich nur zugegeben hatte, weil diese Materie nicht zu seinem Vorhaben gehörte, und weil er des Streits müde war — schloss der Herr von Prémontval ganz richtig, dass alsdann Gott bei der

---

[1]) *Vgl. Leibniz,* Opera omnia *2, 135 Dutens und Engels Erörterung in den Schriften 10, 193.*

Schöpfung ohne Grund gehandelt haben würde.[1]) Dieser Folge auszuweichen widersprach Gottsched Leibnizen geradezu, und behauptete die absolute Unmöglichkeit vollkommen ähnlicher Dinge, und gab dadurch dem Saz des nicht zu Unterscheidenden den weitesten Umfang, dessen er fähig ist.[2])

Monadologie.[3])

Monadologie — Die zusammengesezten Dinge müssen sich, ihrer Natur nach, in ihre Theile auflösen lassen; und wir sehen auch täglich solche Auflösungen vor unsern Augen. Nur fragt sich, ob die Körper bis ins Unendliche fort theilbar sind, oder ob man endlich auf einfache Substanzen kommen muss, auf solche, die keine Theile mehr haben.

Die erste Meinung haben vorzüglich diejenigen Mathematiker behauptet, die nicht zugleich Metaphysiker waren. Sie haben hier ihre bei abstrakten Grössen, als mathematischen Linien, Zahlen u. s. f. richtigen Begriffe vom Unendlichen auf die wirkliche Welt übergetragen; mit wie vielem Grunde, sieht man leicht ein. Denn ihrem System zufolge, kann das ganze Weltall nicht mehr Theile in sich fassen, als das kleinste Sandstäubchen, weil beide eine unendliche Menge von Theilen enthalten, und ein Unendliches nicht grösser sein kann, als das andre. Man würde also aus dem kleinsten Sandstäubchen das ganze Weltall wiederaufbauen können. Und doch müssen auch diese Philosophen einfache Theile annehmen, nur eine unendliche Menge derselben. Denn in den einfachen Substanzen liegen eigentlich die Kräfte, und alle Eigenschaften der zusammengesezten Dinge. Folglich muss jedes mit Kräften begabte, zusammengesezte Ding auch einfache Substanzen haben. Zulezt aber ist diese Meinung auch unsrer Art zu denken gar nicht gemäss. Wir suchen immer einen ersten Grund, einen festen Punkt, von dem wir ausgehen können; und hier verlieren wir uns in einer unendlichen Menge von Theilen, ohne je an ein Ende zu kommen.

Man muss daher, wenn man allen Schwierigkeiten, und zum

---

[1]) *In seiner Abhandlung* „Deux pièces en forme d'essais, concernant l'une le principe de la raison suffisante et l'autre la loi de continuité" (Histoire de l'académie royale des sciences et belles-lettres *1754 S. 418).*

[2]) *Vgl. Gottsched, Erste Gründe der gesammten Weltweisheit § 384.*

[3]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 376 (§ 34—39).*

Theil auch Ungereimtheiten, ausweichen will, die aus dem System der unendlichen Theilbarkeit der Materie fliessen, gewisse einfache, nicht mehr theilbare Substanzen annehmen.

Aber auch hierüber sind die Meinungen der Philosophen getheilt. Einige, wie z. B. Crusius,[1]) und alle, welche die Realität des Raums annehmen, behaupten Atomen, oder — wie sie Cicero *de finibus, l.* I. *c.* 6. nennt — *indiuidua.* Diesen kleinen, untheilbaren Wesen legen sie eine gewisse Figur, und Grösse bei, und aus diesen lassen sie die Körper entstehen.

Leibniz sahe zuerst das Unzulängliche, und Fehlerhafte dieses Systems ein, und bildete selbst ein neues, das uns wenigstens mehr, als jenes, befriedigt. Der Gang seiner Ideen mag ohngefehr dieser gewesen sein.

Ich sehe, dass ich bei zusammengesezten Dingen nothwendig auf einfache Substanzen zurükkommen muss. Ich sehe, dass diese einfachen Substanzen — diese Monaden — nicht, wie jene Philosophen behaupten, Figur, und Ausdehnung haben können. Denn von dem Begriff der Ausdehnung kann ich die Theilbarkeit nicht trennen. Wo ein Raum ist, müssen auch Bewegungen möglich sein. Nehmen also die Atomen einen Raum ein, so müssen auch Bewegungen in ihnen vorgehen können, und Bewegung sezt Zusammensezung — Theile — voraus. Ueberdis sind Zeit und Raum nur Phantome unsrer Einbildungskraft, nur Wesen, die wir von den Körpern — oder vielmehr von den Phänomenen abstrahirt haben, welche die einfachen Substanzen vor unsern Sinnen bilden. Aber wenn nun die Monaden keine Ausdehnung haben, keine Körper sein können, was sind sie dann? — Es bleibt mir nichts übrig, als sie Kräfte zu nennen. Aber aus der Zusammensezung der Monaden sollen zusammengesezte Körper entstehen; wie kann nun aus der Zusammensezung blosser Kräfte etwas materielles werden? — Und doch fasst dieser Gedanke keinen Widerspruch in sich. Die Körper sind ja nicht wirkliche Beschaffenheiten der Dinge; denn diese kennen wir nicht. Sie sind ja nur Ideen, welche die wirklichen Beschaffenheiten in unsrer Seele erzeugen, und wenn unsre Seele anders gebildet wäre, so würde uns auch vielleicht das, was wir jezt die materielle Welt nennen, ganz anders erscheinen. Warum wäre es also nicht möglich, dass auch die verschiedene Zusammenstellung gewisser

---

[1]) *Vgl. seinen Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten S. 185. 694.*

Kräfte — Monaden — diese, oder jene Phänomene — Körper — hervorbrächte?

Aber nach diesem Räsonnement würd' ich ja nur den Schein der Dinge kennen, und nicht das, was diesen Schein hervorbringt, was eigentlich das Wesen der Dinge ausmacht. Könnt' ich nicht auch in dieses eindringen? — Das Wesen der Dinge besteht in Kräften. Ich kenne aber nur Eine Kraft, die Kraft meiner Seele, Vorstellungen zu bilden. Diese kenn' ich zuerst aus mir selbst; dann werd ich sie auch an den mich umgebenden lebendigen Geschöpfen, bei dem einen in höherem, bei dem andern in geringerem Grade, gewahr. Wäre es nun nicht möglich, dass eben diese Vorstellungskraft das Wesen aller Dinge, auch der leblosen, ausmachte? Könnte nicht diese Kraft jedem existirenden Dinge, nur immer in verschiedenen Graden, beiwohnen; und könnte nicht, nach Maassgabe der verschiedenen Stärke derselben, eine vollständige Stufenleiter von dem unvollkommensten Geschöpfe — im weitesten Sinne des Worts — bis zu der unendlichen Kraft Gottes hinauf — obgleich die höchste Stufe noch immer in unendlichem Abstande von ihm bliebe — gemacht werden? Diese Vorstellungskraft in den leblosen Dingen würde keinem Geiste, keiner Seele gleichen; denn sie würde nicht deutliche Vorstellungen haben, ja nicht einmal empfinden können; sie würde auch nicht mit einem Körper verbunden sein. — Mit Gewissheit kann ich hierüber nichts bestimmen; aber soviel ist sicher: wenn nicht Vorstellungskraft das Wesen der Dinge ausmacht, so kennen wir dis Wesen gar nicht.[1])

ad §. 27.[2])

In einem angenehmen Zustande scheint der Seele die Zeit kurz; in einem unangenehmen lang.

> Die Vorstellung der Zeit liegt in dem Bemerken der in uns auf einander folgenden Veränderungen.
>
> Diese Veränderungen macht uns ein unangenehmer Zustand, vorzüglich ein solcher, der die Seele nicht hinläng-

---

[1]) *Was nun bis zum Beginn von N folgt, steht auf einem besonders paginierten, M beigelegten Blatte und scheint der Schrift nach aus wenig späterer Zeit zu stammen.*

[2]) *Die Paragraphenzahlen beziehen sich auf Feders Logik und Metaphysik S. 363. 365.*

lich beschäftigt, beobachten; indess ein angenehmer sie uns vergessen lässt.

Es giebt nicht angebohrne Begriffe, aber angebohrene Grundgeseze. Leibniz *Oeuvres posthumes. L.* I. *ad* (6). Platners phil. Aphorismen. Th. I. §. 85—95.

Demohngeachtet aber entsteht die Idee des Künftigen nicht aus ihnen, sondern aus einem Induktionsschluss. So wie der gegenwärtige Augenblik, schliessen wir, einmal, nemlich in dem vorigen, zukünftig war, und jezt gegenwärtig geworden ist; so kann auch der jezt zukünftige in der Folge gegenwärtig werden.

ad §. 28.

1. Raum und Zeit sind theilbar, insofern sich zwischen zwei Orten ein dritter, zwischen zwei Begebenheiten eine dritte als möglich gedenken lässt; bis ins Unendliche theilbar, insofern sich zwischen jeden zwei Orten und zwischen jeden zwei Begebenheiten, wie nah sie auch sein mögen, doch noch immer ein dritter und eine dritte zwischen ihnen gedenken lässt. Sonderbare Säze, die hieraus folgen. Beweis der unendlichen Theilbarkeit des Raums und der Zeit aus der unendlichen Theilbarkeit der Zahlen, durch die wir sie messen. Unsre Einbildungskraft kann sich keine Vorstellung davon machen. Der Grund der unendlichen Theilbarkeit liegt darin, dass Raum und Zeit nur Phänomena sind. Auf wirkliche Dinge darf sie nicht angewendet werden, insofern wirklich ist, was Kraft hat, weil sonst die Kraft bloss in der Zusammensezung liegen müsste, welches unmöglich.

2. Wenn man sagt: Raum, Ort und Zeit ändren an den Dingen; so meint man damit nicht eigentlich den Raum, den Ort und die Zeit selbst, sondern die übrigen Dinge, die im Raum und in der Zeit existiren, und Einfluss auf einander haben.

N. Ich fahre fort, Leibnizens Ideenfolge nachzuspüren, und ihn selbst reden zu lassen; weil dis die leichteste Art ist, diese schweren und dunkeln Materien auseinanderzusezen.

Bis jezt hab' ich nur Einen Grund aufgefunden, warum die Monaden vorstellende Kräfte sein müssen. Ich sahe, dass sie Kräfte sind, und ich kenne nur Eine Kraft; wenn sie also nicht

diese Kraft sind, so muss ich die Hofnung aufgeben, jemals in das Wesen der Dinge eindringen zu können. — Aber dieser Beweis ist freilich nicht zureichend. Er zeigt mir nur, dass diese Vorstellungsart die einzige mir mögliche; nicht aber, dass sie die einzige mögliche, die einzige wahre ist. Beweise, die mich davon überzeugten, müssten aus dem Wesen Gottes, oder aus der Einrichtung der Natur hergenommen werden. Ich will versuchen, wie weit ich hierin komme. — Ich kann mir Gott nicht anders denken, als wenn ich von meiner Seele alle Schranken, alles das entferne, was sie zu einem endlichen Wesen macht. Ich muss ihm also eine unendliche Vorstellungskraft beilegen, und wenn sich nun Gott ein endliches Wesen vorstellt, wie kann er es anders, als indem er sich seine eigene Kraft, mit der Einschränkung, denkt, welche die Natur dieses Wesens erfordert?[1]) Folglich sind alle endliche Dinge vorstellende Kräfte; denn Gott denkt sie sich alle, als seine eigene Kraft, nur auf verschiedene Weise modifizirt, und seine Kraft ist Vorstellungskraft.

Ferner seh' ich, daß in der ganzen Natur ein gewisses Gesez herrscht — das Gesez der Continuität. Nach demselben find' ich nirgends einen Sprung; von dem unvollkommensten Geschöpfe geht es in unzählbaren, unübersehbaren Gradationen bis zu dem vollkommensten hinauf. Wenn nun nicht alle Dinge vorstellende Kräfte wären, so müsste ja ein Sprung sein, wenn ich von dem mit Vorstellungskraft begabten Thiere zu den leblosen Dingen übergienge, und da ganz andre, heterogene Kräfte fände.[2]) — Ich kann es mir also nicht anders denken: alle Dinge sind vorstellende Kräfte, nur nach dem Grade ihrer Stärke verschieden. Und wie viel würdiger erscheint mir nun der Schöpfer und das Geschöpf. Statt dass, nach meiner vorigen Vorstellungsart, die leblosen Dinge bloss um der Lebendigen willen geschaffen waren; seh' ich jezt, dass sie gleiches Wesens mit diesen sind, und dass sie vielleicht einst zu gleicher Deutlichkeit der Ideen aufsteigen können. — Doch hier sind die Schranken meiner Erkenntniss; hier kann der endliche Geist nicht tiefer eindringen.

Aber, wenn nun die Monaden vorstellende Kräfte sind, können

---

[1]) *„mit andern und andern Einschränkungen denkt, deren Verschiedenheiten die Verschiedenheiten der Naturen endlicher Dinge bestimmen." Engel.*

[2]) *„Die Weltreyhe, die Kette der Dinge hätte nun keine Einheit mehr; sie wäre zerrissen." Engel.*

sie noch so auf einander wirken, wie wir sagen, dass eine Billardkugel auf die andere wirkt? — Gesezt, sie könnten es, so müsste die auf die Monade B wirkende Monade A entweder ganz in B übergehn, oder es müsste sich in ihr eine Veränderung ereignen, die in B übergienge. Der erste Fall ist unmöglich; denn Kräfte können, als einfach, nicht in einander übergehn; und der zweite lässt sich auf den ersten reduziren; denn eine Veränderung in einer Kraft ist diese Kraft selbst.[1]) Also können Monaden nicht auf einander wirken.

Aber wenn das ist, wie soll ich nun die Bewegungen, die ein Körper in dem andern; wie die Bewegungen erklären, die meine Seele in meinem Körper hervorbringt? Beide, meine Seele und mein Körper, sind Monaden — jene mit, dieser ohne Bewusstsein — und können also, als solche, nicht auf einander wirken. Noch viel weniger kann ich mir einen physischen Einfluss der Seele auf den Körper denken. Und doch fühle ich deutlich, dass meine Seele den Körper in Thätigkeit sezt, dass sie alle Bewegungen hervorbringt, die ich an ihm gewahr werde? — Aber fühl ich das wirklich so deutlich? Bemerk' ich nicht vielmehr nur, dass die Bewegungen des Körpers allemal, und unveränderlich auf die Entschlüsse meiner Seele folgen; ohne entscheiden zu können, ob die Seele sie wirklich hervorgebracht habe? Und könnt' ich nicht diese Erscheinung, diese unwandelbare Folge, durch eine prästabilirte Harmonie erklären, durch eine Uebereinstimmung, die Gott schon bei der Schöpfung der Dinge in die Monaden gelegt hat, dass, so oft die Monade, die wir die wirkende nennen, eine gewisse Vorstellung hat, auch in der, auf die, wie wir sagen, gewirkt wird,[2]) eine jener analoge Vorstellung aufsteigt? — Es bleibt mir bei dieser Erklärungsart nur Ein Zweifel übrig. Unsre Seele bekommt täglich so viele neue Ideen, die sie vorher ganz und gar nicht hatte. Wenn nun die Dinge ausser uns, als Monaden, nicht auf uns wirken können, woher kommen diese Ideen? — Diesen Einwurf kann ich nicht anders widerlegen, als indem ich annehme, dass meine Seele, so wie jede Monade, eine vorstellende Kraft der ganzen Welt ist, dass in ihr, in dem *fundo animi*, eine Vorstellung von der ganzen Welt liegt, dass sie aber, als ein endliches Wesen, nur immer sehr wenige von diesen

---

[1]) *„in einem bestimmten Augenblicke wirkend." Engel.*
[2]) *„und also in der leidenden" Engel.*

Vorstellungen entwikkeln kann. Wenn ich also das Wesen Einer Monade durchschaute, so würd' ich das ganze Weltgebäude, in allen seinen Theilen, übersehen, nicht allein — so hat Kästner Leibnizens Idee erklären wollen*) — weil alle Dinge in der Welt in dem genauesten Zusammenhange mit einander stehen, und ich also aus der Beschaffenheit eines einzigen die Beschaffenheiten aller übrigen erkennen könnte, so wie ich aus Einem mir bekannten Gliede einer Progression alle übrigen mir verborgenen auffinden kann; sondern vorzüglich, weil jede Monade [1]) eine vorstellende Kraft der ganzen Welt ist.

Hieraus kann ich nun auch beweisen, dass jedes endliche Wesen einen Körper haben muss. Denn der Körper wird nach meinem System diejenige Anzahl von Monaden sein, die sich die Seele am deutlichsten vorstellt. Da nun jedes endliche Wesen die Welt nur immer Stükweise,. und mit verschiedenen Graden der Deutlichkeit, übersieht; so muss es auch nothwendig Dinge geben, von welchen es die deutlichsten Vorstellungen hat — d. h. es muss einen Körper haben.

Dis ist ohngefehr Leibnizens Monadensystem, worüber so viel geschrieben, und gestritten ist. Freilich bleiben noch eine Menge von Zweifeln übrig, freilich fällt meine ganze Physik, und meine ganze Sinnlichkeit über den Haufen; aber bewundern muss ich doch den Mann, der so tief in das Wesen der Dinge eindrang, und ein System aufbaute, das so manche andre Untersuchungen erleichtert, und jeden Einwürfen und Widerlegungen Troz bietet; und es ist gewiss, dass man sich entweder gar nicht in Untersuchungen über das Wesen der Dinge einlassen, oder dis System annehmen muss. Denn alle übrige haben weit mehr Schwierigkeiten, und führen zum Theil gar auf Absurditäten.

o. Somatologie. [2]) — Die Somatologie ist die metaphysische Körperlehre, in der alles das abgehandelt wird, was geradezu aus dem Begriff des Körpers gefolgert werden kann.

---

*) s. die Vorrede desselben zu den *Oeuvres philosophiques de feu Mr. de Leibnitz.* S. 5.

[1]) *„selbst" Engel.*

[2]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 388 (§ 40—44).*

Die Menschen glauben gewöhnlich, die Körper weit besser zu kennen, als die immateriellen Wesen; und doch ist leicht erweislich, dass diese Meinung ganz falsch ist. Von dem Dasein unsrer Seele, und ihrer Kräfte überzeugt uns unser inneres Gefühl; wir sind uns bewusst, dass wir denken, und dis denkende Subjekt nennen wir unsre Seele, uns selbst. Von dem Dasein der Körper hingegen können wir nicht so überzeugt sein; — wer will einen Idealisten widerlegen? — und wenn wir dieses[1]) auch zugeben, so ist es doch gewiss, dass sie nicht so beschaffen sind, als sie uns erscheinen. Woher nun aber dieser Irrthum, dass man seinen Körper besser, als seine Seele zu kennen glaubt? — Daher, dass sich unsre Imagination nicht die Seele, wie den Körper, vermittelst des Gesichts vorstellen kann. Wir haben schon im Vorigen gesehen, dass unsre deutlichsten[2]) Vorstellungen die sind, welche wir durch die feineren Sinne bekommen. Sehr natürlich also, dass wir unsre Ideen von Körpern — so schwankend, und unrichtig sie auch sein mögen — weil wir diesen eine Figur zuschreiben, für sichrer und richtiger halten, als die von unsrer immateriellen Seele, welche wir uns nicht, wie die Körper, durch unsre Imagination vorstellen, und wo wir nicht, wie bei jenen, alle Eigenschaften und Beschaffenheiten an die Figur knüpfen können.

Nach den gemeinen Begriffen verstehen wir unter der körperlichen Welt alles, was Materie und Form hat. Wenn wir aber tiefer eindringen, und unsre Begriffe genauer untersuchen; so finden wir, dass zuvörderst die Form der Dinge nur bloss in unsrer Vorstellung, nicht in der Wirklichkeit existirt. Raum und Zeit haben wir schon im Vorigen für Phantome unsrer Einbildungskraft erkannt; die Form hängt mit dem Begriff des Raums aufs genaueste zusammen; und wir sehen also schon hieraus, dass die Form der Dinge nichts ausser unsern Gedanken bestehendes ist. Wenn wir — die sich vorstellenden Wesen — nicht da wären, so würden auch die Dinge keine Form haben; und wenn unsre Seele anders beschaffen, wenn sie weniger eingeschränkt wäre; so würden wir vielleicht diese, uns jezt unentbehrliche Bedingung unsres Denkens — uns alle Dinge in einer gewissen Form vorzustellen — entbehren, und die Dinge, wie sie sind, ohne Gestalt, und ohne Grösse sehen können.

---

[1]) *„das Daseyn der Körper“ Engel.*
[2]) *„klärsten“ Engel.*

Was ferner die Materie betrift, so können wir darunter nichts anders verstehen, als ein Aggregat von Substanzen. Denn bei der Theilung der Körper müssen wir endlich, wie wir bei [1]) der Monadologie gesehn haben, auf einfache Substanzen hinauskommen; diese mögen nun Vorstellungs- oder andere Kräfte sein; denn Kräfte müssen sie sein.

Im philosophischen Sinne ist also ein Körper ein Aggregat von einfachen, durch unsre Sinne nicht zu empfindenden Substanzen — oder, nach Leibnizen näher bestimmt, ein Aggregat von Vorstellungskräften. Das, was wir gewöhnlich Körper nennen, ist nur ein Phänomen, nur eine Idee, welche die wirklichen Beschaffenheiten der Dinge in unsrer Seele erzeugen.

Einige Philosophen — die Idealisten — haben hierin noch weiter gehn, und nicht allein behaupten wollen, daß die Körper anders beschaffen sind, als sie uns erscheinen; sondern auch, dass sie ganz und gar nicht in der Wirklichkeit, sondern nur allein in unsrer Vorstellung existiren. Sie sind zu dieser Meinung durch die so häufige Täuschung der Sinne bewogen worden. Wir sezen den Geruch, den Geschmak, die Farbe, die Figur u. s. f. in die Dinge selbst, und doch erkennen wir durch Hülfe des Räsonnements deutlich, dass dis alles gar nicht in den Dingen selbst, sondern vielmehr in uns ist. Eben so, schliesst nun der Idealist, können wir auch wohl alle Dinge ausser uns glauben, und diese doch in der That nur Vorstellungen unsrer Seele sein. Ich übergehe hier der Kürze wegen die weitere Ausführung der Gründe, welche die Idealisten für ihr System anführen.

Ob nun gleich der Idealismus der gewöhnlichen Denkungsart der Menschen geradezu widerspricht, und der schlichte Verstand sich ihn anzunehmen weigert; so ist dis doch nicht Grundes genug, ihn darum zu verwerfen, oder gar, wie einige Engländer versucht haben, dadurch zu widerlegen; und es ist gewiss ein schlimmes Zeichen für die Sache, die man vertheidigt, wenn man sich, in Ermanglung philosophischer Gründe, auf den natürlichen *bon sens* beruft.

Cartesius hat das System der Idealisten durch folgenden Schluss über den Haufen werfen wollen: Wenn, sagt er, keine Körper ausser uns da sind, so müssen die Vorstellungen, welche wir von ihnen haben, unmittelbar von Gott in uns gelegt sein;

---

[1]) *„in" Engel.*

und Gott hätte uns also betrogen, indem er uns Ideen gegeben hätte, die wir nicht für das, was sie sind — für Vorstellungen unsrer Seele, sondern für ausser uns existirende Dinge hielten. Aber Mallebranche wendet gegen diesen Beweis ein, dass Gott uns ja nicht zwinge, die Körper ausser uns zu sezen, dass wir sie auch für blosse Vorstellungen unsrer Seele halten können, und dass uns also Gott nicht betrüge.

Ueberhaupt ist es vergebliche Arbeit, den Idealismus widerlegen zu wollen. Der einzige Einwurf, der vielleicht einige Kraft hat, ist der: dass durch die Vernichtung der Körperwelt die Masse der Glükseligkeit verringert wird. Doch auch hierauf kann der Idealist antworten, dass die leblosen Dinge für sich keine Glükseligkeit geniessen, und dass die, welche sie den Lebendigen verschaffen, auch bei seinem System immer dieselbe bleibt, dass also der Glükseligkeit in der Welt wirklich nicht weniger wird; alsdann könnte man sich nicht anders, als durch Leibnizens Monadenlehre retten, nach welcher auch die todten Körper einst zu deutlicheren Vorstellungen, und also zu einem höhern Grade von Glükseligkeit[1]) gelangen können.

Eine Gattung von Idealisten sind die Egoisten, welche nur sich für etwas reelles, und alles andre ausser ihnen, sei es lebendig, oder leblos, für blosse Vorstellungen ihrer Seele halten.

Pneumatologie.[2]) — Ausser der Materie werden wir noch in der Welt andre Wesen gewahr, deren Wirkung nicht, wie bei jener, Bewegung, sondern Vorstellung ist. Unter diesen kennen wir zuerst, vermittelst unsres inneren Gefühls, unsre Seele. Wir sind uns bewusst, dass wir denken, und wollen, und dass unsre Entschlüsse in unserm Körper verschiedene Bewegungen hervorbringen; wir fühlen, dass es nicht unser Körper, sondern etwas von ihm ganz verschiedenes ist, was da denkt, und will, und was ihm — der an sich todt, und keiner eigenen Thätigkeit fähig ist — Bewegungen mittheilt; und dis vom Körper verschiedene, durch keinen unsrer äussern Sinne empfindbare Wesen nennen wir Seele. Von uns gehen wir zu den übrigen Menschen über. Auch

---

[1]) *„retten und sagen, dass vielleicht auch die Monaden der todten Körper einst zu klärern Vorstellungen und also zu einer angenehmen Empfindung ihres Daseyns“ Engel.*

[2]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 399 (§ 45—47).*

bei ihnen bemerken wir aus Entschlüssen fliessende Handlungen, und einen Körper, der eben so wenig, als der unsrige, eigne Thätigkeit besizt; daraus schliessen wir, dass auch sie eine denkende, wollende Seele, wie wir, haben. Aber an unsern, und andrer Seelen werden wir noch viele Schranken gewahr, die grossentheils aus ihrer Verbindung mit dem Körper entstehen. Wir denken diesen Körper, und mit ihm alle ihn begleitenden Unvollkommenheiten hinweg; und bilden den Begriff des reinen Geistes, von dem wir, wenn wir immer höhere Grade der Vollkommenheit annehmen, endlich bis zu dem allervollkommensten Geiste aufsteigen können. Unter unsrer Seelenkraft erblikken wir zuerst die Seelen der Thiere, die zwar Empfindungsvermögen, und Selbstbewusstsein besizen, nicht aber, wie wir, nach deutlicher Vorstellung, sondern nur nach Instinkt handeln, und ihre Aufmerksamkeit nicht, wie wir, bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, sondern nur immer allein dahin wenden können, wohin sie der sinnliche Eindruk zieht. So weit gehn wir mit gewissen, unleugbaren Schlüssen. Wollen wir noch weiter eindringen; so ist der gemeine Begriff vom Körper vernichtet, so ist die ganze leblose Natur eine unendliche Menge vorstellender Kräfte, ohne Empfindung, und ohne Bewusstsein.

Ist unsre Seele immateriell, oder materiell? — Hierüber sind die Philosophen von jeher uneins gewesen. Sie sahen zwar alle ein, dass die Seele keine so grobe Materie sein könne, als wir um uns her in der Welt erblikken; aber es schien doch möglich, dass sie aus einer feinen, keinem unsrer Sinne empfindbaren Materie bestände, oder dass vielleicht der ganze Körper, oder nur ein Theil desselben — vielleicht des *commune sensorium* — mit Denkkraft begabt sei.

Vor dem Sokrates hatte man sehr dunkle, und zum Theil abgeschmakte Meinungen von der Natur der Seele, und die meisten Philosophen hielten sie wohl für materiell. Sokrates, der bloss darauf dachte, diejenigen Wahrheiten unter seinen Zeitgenossen auszubreiten, welche einen näheren Einfluss auf ihre Moralität hätten, verwarf alle diese Spekulationen über das Wesen Gottes, und die Natur unsrer Seele, als unnüz, und zu sehr ausser den Gränzen unsrer Erkenntniss. Sein Schüler Plato scheint die Seele wieder für eine überaus feine Materie gehalten zu haben.[1])

---

[1]) *„Plato ist der erste der Philosophen, dem man die Idee der Immaterialität*

Aristoteles aber war der erste, welcher ihre Immaterialität deutlich behauptete, und zu beweisen suchte. „Einige“ sagt er „glauben, dass die Seele aus Theilen bestehe; dass ein andrer Theil denke, ein andrer begehre. Aber was ists, das die Seele zusammenhält, wenn es in ihr mehrere Theile giebt? Der Körper nicht. Denn die Seele scheint im Gegentheil den Körper zusammenzuhalten. Denn, wenn sie ihn verlässt, so verdunstet, und verweset er.“ [1]) Unter den Neu-Platonikern hat sich Plotin vorzüglich durch einen Beweis für die Immaterialität der Seele berühmt gemacht.

Wir wollen jezt selbst untersuchen, ob unsre Seele materiell, oder immateriell, d. i. einfach, oder zusammengesezt sei? Denn dem Philosophen ist doch Materie nichts anders, als ein Aggregat einfacher Substanzen.

Vorstellung und Bewegung sind Dinge von ganz verschiedener Natur. Bewegung sezt räumliche Veränderung voraus, die bei der Vorstellung nicht Statt findet. Unmöglich kann man daher geradezu Vorstellung als eine Wirkung der Materie erklären, da diese nur Bewegung hervorbringt. Aber, warf hier Lokke ein, Materie und Denkkraft sind zwar disparate, aber nicht widersprechende Dinge; könnte sie daher Gott nicht, vermöge seiner Allmacht, verbinden, so dass unsre Seele dennoch körperlich wäre? Man hat von diesem Einwurf viel Aufhebens gemacht, und doch will er in der That wenig, oder nichts sagen. Denn Denkkraft und Materie widersprechen sich wirklich. Die Denkkraft kommt der Materie, ihrer Natur nach, ganz und gar nicht zu, und Gott selbst kann daher, auch vermöge seiner Allmacht, diese beiden Dinge nicht miteinander verbinden. Er kann sie nur an einander knüpfen, wie er es auch bei allen lebendigen Thieren gethan hat. [2])

Strenger und befriedigender, als dieser Beweis, ist der [3])

---

mit Sicherheit zuschreiben kann. Wenigstens der Immaterialität Gottes. Und die Seele war, nach ihm, göttlicher Natur.“ Engel.

[1]) *„Λέγουσι δή τινες μεριστὴν αὐτὴν καὶ ἄλλῳ μὲν νοεῖν, ἄλλῳ δ' ἐπιθυμεῖν. τί οὖν δή ποτε συνέχει τὴν ψυχήν, εἰ μεριστὴ πέφυκεν; οὐ γὰρ δὴ τό γε σῶμα· δοκεῖ γὰρ τοὐναντίον μᾶλλον ἡ ψυχὴ τὸ σῶμα συνέχειν· ἐξελθούσης γοῦν διαπνεῖται καὶ σήπεται“ Aristoteles,* Περὶ ψυχῆς *1, 5, 24.*

[2]) *Vgl. hierzu Mendelssohns Aufsatz „Hylas und Philonous“ in Engels Philosophen für die Welt (Schriften 1, 205).*

[3]) *„verbesserte“ Engel.*

Plotinische. Wenn, sagt er,[1]) die Seele aus Theilen besteht; so sind entweder alle ihre Theile, oder nur einige, oder keiner mit Vorstellungskraft begabt.

Sind sie alle damit begabt, so enthält entweder jeder einzelne Theil alle Kräfte, Neigungen, und Instinkte, die wir in unsrer Seele unterscheiden; oder ein jeder ist nur eine einzelne Kraft, oder Neigung, und unsre Seele kommt erst durch die Verbindung mehrerer solcher Theile heraus. Im ersten Fall finden wir statt Einer zusammengesezten mehrere einfache Seelen, und er beweist also die Immaterialität der Seele. Den zweiten Fall erklärt unsre innere Empfindung für unmöglich. Unsre Seele ist innigst verbunden, ist Eins; das fühlen wir; alle Kräfte, alle Neigungen, kurz alles, was wir in ihr unterscheiden mögen, ist nur verschiedene Wirkung Einer einzigen Kraft. Würd' es also nicht ungereimt sein, anzunehmen, dass sie aus lauter einzelnen, nur von Gott in Verbindung gesezten Theilen bestände?

Wenn nicht alle Theile unsrer Seele mit Vorstellungskraft begabt sein können; so wird der zweite Fall, dass sie nur in einigen liege, eben so unmöglich sein. Denn es findet hiebei gerade eben das Räsonnement mit eben den Schlüssen Statt.

Es bleibt uns also nur noch Ein Theil des Beweises übrig. Wir müssen noch untersuchen, ob vielleicht keiner der Theile, die wir in unsrer Seele angenommen haben, das Vermögen besize, Vorstellungen zu bilden. Dieser Fall scheint auf den ersten Anblik unmöglich. $0 + 0$ giebt nie 1. Eben so wenig kann, denkt man, die Verbindung mehrerer todten Kräfte eine lebendige hervorbringen. Dennoch aber giebt es Dinge, welche bloss Eigenschaften des Zusammengesezten sind, und dem Einfachen ganz und gar nicht zukommen. So ist es z. B. mit der Gesundheit. Ich kann nicht eigentlich sagen, dass ein einzelnes Glied meines Körpers an sich krank oder gesund sei. Ich nenne es nur so, insofern es mit den übrigen Theilen meines Leibes, mit denen es in Verbindung steht, harmonirt, oder disharmonirt. Noch auffallender ist dis bei der Symmetrie, und Harmonie. Kein einzelner Stein ist symmetrisch, so wenig als ein einzelner Ton harmonisch; Symmetrie und Harmonie liegen nur im Zusammengesezten — im Gebäude, im Konzert. Könnt' es nun nicht eben so mit unsrer Seele sein? Könnte nicht auch das Vermögen zu denken

[1]) *„Plotin“ Engel.*

nur Eigenschaft der verbundenen, und nicht der einzelnen Theile sein? — Wir wollen überlegen. Die Harmonie, sahen wir im Vorigen, liegt nur in der Verbindung mehrerer Töne; also ist sie nicht eigentlich eine Eigenschaft, sondern eine Wirkung der Töne — eine Wirkung, die diese in der Seele des Hörenden hervorbringen, die nicht da sein würde, wenn es niemanden gäbe, der sie empfände. Eben so mit der Symmetrie. Auch sie besteht nur in dem Eindruk, den ein wohlgeordnetes Gebäude, oder etwas anders der Art, auf die Seele dessen macht, der es anblikt. Eben so endlich mit jeglichem Dinge, das aus mehreren Theilen besteht. Denn auch jedes zusammengesezte Ding ist nur insofern Eins, als wir es uns als Eins vorstellen. Dis auf unsre Seele angewandt zeigt sich der Widerspruch offenbar. Denn, wenn wir annehmen, dass unsre Seele materiell sei, und wir doch keinem ihrer einzelnen Theile Denkkraft zuschreiben; so müsste nach dem Vorigen schon eine andre Seele vorhanden sein, durch deren Vorstellung von jener angenommenen Seele erst die Denkkraft — so wie in jenem Fall durch die Vorstellung der Verbindung mehrerer Töne die Harmonie — hervorgebracht würde; und diese Seele müsste ein einfaches Wesen sein, weil wir beim Gegentheil wieder in eben die Schwierigkeiten gerathen würden. Also ist auch dieser lezte Fall — dass kein Theil unsrer Seele mit Vorstellungskraft begabt sei — und folglich unsre ganze Annahme — unsre Seele bestehe aus Theilen — unmöglich.

Dis ist der Plotinische Beweis — einer von den wenigen, worin das Gegentheil des zu erweisenden Sazes angenommen, und eben daraus dieser Saz selbst gefolgert wird. Im Euklides findet sich nur Ein Beispiel von dieser Art zu beweisen.

Einige Philosophen haben den Materialismus dadurch zu beweisen gesucht, dass sie sagen: jeder Theil unsrer Seele sei mit einem Vermögen begabt, dunkle Vorstellungen zu bilden, und die Verbindung mehrerer dieser Theile bringe die Kraft deutlicher Vorstellungen hervor, die wir an unsrer Seele bemerken. Aber man sieht leicht den Ungrund dieser Behauptung ein. Denn wenn der Grad der Intension einer Kraft vermehrt werden soll; so ist es nicht genug, mehrere geringe Kräfte zu verbinden, sondern sie müssen in Einen Punkt konzentrirt werden.

P. Thelematologie [1]) — Der Wille besteht in dem Bestreben, gewisse Vorstellungen, die uns angenehm sind, zu erhalten, und in Empfindungen zu verwandeln; und andre, uns unangenehme, zu vernichten. Der Wille findet nicht ohne Vorstellungen, und also nicht ohne Erkenntnissvermögen; Erkenntnissvermögen — weil alle Vorstellungen entweder angenehm, oder unangenehm sind, und wir die angenehmen immer begehren, die unangenehmen immer zu entfernen suchen — nicht ohne Willen Statt. Nur ist die Frage, ob sie zwei verschiedene Grundprincipia unserer Seele sind, oder ob sie sich beide aus Einer Grundkraft herleiten lassen? — Jede Vorstellung ist, wie eben gesagt worden, entweder mit Lust, oder Unlust verbunden. Dis richtet sich 1. nach der Beschaffenheit der Idee selbst, 2. nach der Verbindung, in der sie mit unsern übrigen Ideen steht, und 3. nach der Stimmung, in welcher unsre Seele gerade in dem Augenblik ist. Sobald wir nun eine angenehme Idee haben, so entsteht in uns die Lust, sie in Empfindung übergehn zu lassen; aber unser Wille ist darum noch nicht bestimmt. Was thun wir nun noch, um diesen unsern Willen zu bestimmen? Wir knüpfen an jene, uns angenehme Idee noch mehrere andre, die mit ihr in Beziehung stehen, und sobald wir überlegt haben, ob diese mit jener übereinstimmen, oder nicht übereinstimmen, ist unser Entschluss gefasst. Die Bestimmung unsres Willens geschieht also bloss durch die Erwekkung und Vergleichung mehrerer Ideen mit einander. Es kommt mir z. B. die Idee Schach zu spielen, sie ist mir angenehm, ich habe Lust, sie zu realisiren; aber zugleich erinnere ich mich, dass ich noch einen Aufsaz über die Willenslehre zu machen habe, dass diess nüzlicher, und diese Zeit dazu die bequemste ist; nun entschliesse ich mich, mir das Vergnügen des Schachspiels für jezt zu versagen. Aus diesem Beispiel, und aus jenem Räsonnement sieht man, dass es nicht nöthig ist, den Willen für eine eigene Kraft unsrer Seele zu halten; er lässt sich eben so, wie das Erkenntnissvermögen, aus der Denkkraft herleiten; und es würde überdiess Schwierigkeiten haben, und wider die Einfachheit unsrer Seele streiten, wenn wir in ihr zwei verschiedene Grundkräfte annehmen wollten.

Willensfreiheit — Die Maschine, das Thier, und der Mensch wirken; aber alle auf verschiedene Art. Die Maschine, weil sie

---

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 405 (§ 48—52).*

gestossen; das Thier, weil es durch sinnliche Empfindungen gezwungen wird; der Mensch allein, weil er aus Gründen einsieht, dass es ihm besser ist, so, als anders, zu handeln; darum nennen wir auch ihn allein frei. Wenn wir aber die menschlichen Handlungen genauer untersuchen, so sehen wir, dass sie alle aus gewissen Motiven fliessen, und dass diese wiederum ihre Gründe haben, die gleichfalls in andern Ursachen liegen; und wenn wir die ganze Kette von Gründen, die zu Einer Handlung erfordert werden, aufsuchen könnten, so würden wir den lezten Grund nicht mehr in dem Menschen, sondern ausser ihm — in Gott finden. Also ist ja der Mensch dennoch nicht frei, also ist er ja gezwungen, immer so zu handeln, wie er handelt; und der Bösewicht muss also Böses thun, und die Ursache dieses Bösen liegt nicht in ihm, sondern in andern Umständen ausser ihm. Welches ist nun aber der Unterschied zwischen den sogenannten unwillkührlichen, und den freien Handlungen des Menschen; zwischen den Handlungen des Thiers, und des Menschen; und worin besteht eigentlich die menschliche Freiheit?

1. Die unwillkührlichen Handlungen des Menschen sind alle die Verrichtungen des thierischen Körpers, welche er durch keinen Entschluss seiner Seele zu ändern, oder zu hindern vermag, wie z. B. den Umlauf des Bluts, die Ausdünstung u. s. f. Bei seinen freien Handlungen hingegen ist sich der Mensch bewusst, dass er sie thun, oder lassen kann, wenn er auch gleich durch die jezige Verbindung der Umstände gezwungen wird, gerade so, und nicht anders zu handeln.

2. Die Handlungen des Thiers richten sich allemal nach sinnlichen Empfindungen. Sobald das Thier etwas begehrt, so überlegt es nicht erst, ob ihm der Besiz desselben nüzlich, oder schädlich sein werde. Es greift zu, sobald es nur nicht durch seine Phantasie an eine hiebei ehemals gehabte unangenehme Empfindung erinnert wird. Die nächsten Bestimmungsgründe der thierischen Handlungen liegen also allemal ausser demselben. Nicht also mit dem Menschen. Dieser schöpft die nächsten Bestimmungsgründe seiner Handlungen aus sich selbst, und behält immer das Bewusstsein, unter andern Umständen, auch anders handeln zu können.

3. Aus den beiden jezt angegebenen Unterschieden können wir nun den richtigen Begriff der menschlichen Freiheit feststellen. Sie besteht nemlich darin: dass die nächsten Gründe, welche den

Menschen zu handeln bestimmen, nicht ausser ihm, sondern in ihm selbst, in seiner Seele, liegen; und dass er sich bewusst ist, dass, wenn, bei einer andern Verknüpfung der Umstände, ihm etwas anders besser schiene, er auch im Stande sein würde, anders zu handeln.

Und in der That ist diess die einzige denkbare Freiheit. Denn wenn wir annähmen, dass der Mensch nicht, wie wir oben gesehn haben, gezwungen sei, immer so zu handeln, wie er handelt, sondern dass er in seinen Wirkungen ganz frei, und ungebunden sei; so müssten wir auch zugeben, dass er ohne allen Grund, bloss weil es ihm so gefällt, handle. Und solch eine Freiheit ist eine Schimäre, ein Unding. Denn alsdann könnte Gott die Begebenheiten in der Welt nicht mehr vorhersehn, weil nichts mehr nach Gründen, sondern alles nur nach einem blinden Ohngefähr geschähe. Es würde zweitens alsdann keine Tugend Statt finden. Denn das Gute würde nicht mehr aus eigener Entschliessung, sondern nur durch den Zufall geschehn. Ebendeswegen würde auch drittens alle Belohnung und alle Strafe hinweg fallen. Bei der Strafe lässt sich ein zwiefacher Zwek denken. Entweder soll der Bestrafte, weil er Böses gethan hat, wieder Böses leiden; oder er soll durch die Strafe gebessert werden. Beide Zwekke wären alsdann unmöglich. Denn es wäre grausam, den Bösewicht für das Böse, was nicht er, sondern der Zufall gethan hätte, wieder Böses empfinden zu lassen; und Besserung könnte die Strafe eben so wenig zur Absicht haben, da auch die folgenden Handlungen des Menschen nicht in seiner Willkühr ständen, sondern ebenfalls dem Ungefähr unterworfen wären. Mit unsern Begriffen von der Freiheit hingegen verträgt sich die Strafe sehr gut, zwar nicht jene rächerische, keinem vernünftigen Wesen, am wenigsten Gott anständige, die nur Böses mit Bösem vergelten will, aber wohl die, welche nur straft, um zu bessern; denn nun wird gerade die Strafe ein Motiv, wodurch der Mensch, künftig besser zu handeln, gezwungen wird.

Inwiefern nun aber bei diesem System Tugend von Glük unterschieden ist, und inwiefern eigne Imputation dabei Statt findet, gehört für die Moral.

Noch kann man gegen den Determinismus — gegen die Lehre, dass der Mensch nicht frei, sondern durch die äusseren Umstände gezwungen handle — ein Paar Einwürfe machen.

Zuerst den, dass wir bei vielen gleichgültigen Handlungen

auch mit der grössten Aufmerksamkeit keinen Grund entdekken, warum wir gerade so und nicht anders verfahren sind, und dass man daraus auf die Zufälligkeit dieser Handlungen schliessen könne. Aber dieser Schluss wäre offenbar zu übereilt. Die an sich völlig richtige Erfahrung beweist nur soviel, dass die Gründe dieser Handlungen nicht in den deutlichen, sondern in den dunkeln Vorstellungen unsrer Seele — in dem *fundo animi* — liegen, und dass wir sie daher nicht kennen. Denn überhaupt sind grösstentheils die deutlichen Vorstellungen eigentlich nur die Antriebe, nicht die Bewegungsgründe unsrer Handlungen; diese liegen in den gerade gegenwärtigen, uns unbekannten, Zuständen unsrer Seele.

Ein andrer Einwurf ist das Gefühl eines jeden Menschen, das ihm deutlich sagt, dass er selbst der Urheber seiner Handlungen, der guten sowohl, als der bösen, sei. Dass wir diess Gefühl haben, ist nun zwar wahr, und unleugbar; aber wenn wir nicht unser ganzes, vorher für richtig erkanntes Räsonnement wieder umstossen wollen, so müssen wir diess Gefühl für irrig erklären. Auch lassen sich mehrere Gründe angeben, woher es entspringen mag.

1. Daher, dass, wie schon oben gesagt worden, die Bewegungsgründe so vieler Handlungen in dem *fundo animi* liegen, und also von uns nicht erkannt werden können.

2. Daher, dass wir Zwang und Nothwendigkeit mit einander verwechslen. Beim Zwange liegt auch der nächste Grund unsrer Handlungen ausser uns; bei der Nothwendigkeit nur der entferntere.

3. Daher, dass wir gewohnt sind, Ursache und Wirkung immer als zwei gänzlich von einander abgesonderte Dinge; unsre Seele aber, mit allen ihren Ideen, und Zuständen, nur als Ein einziges Wesen anzusehn. Diess macht, dass wir Mühe haben, zu begreifen, dass Ursache und Wirkung zugleich in unsrer Seele liegen können.

Ein dritter, aber völlig grundloser Einwurf ist, dass der Saz des zureichenden Grundes bei dieser Lehre nicht richtig angewandt sei.

Q. Harmonie zwischen Seele und Körper[1]) — Tägliche Erfahrung lehrt uns, dass zwischen den Vorstellungen unsrer Seele, und zwischen den Bewegungen des Körpers allemal eine gewisse Harmonie ist.*) Sobald in unsrer Seele gewisse Vorstellungen aufsteigen, bemerken wir auch gewisse Bewegungen in unserm Körper; und sobald in diesem durch den Eindruk äusserer Gegenstände eine Bewegung verursacht wird, erfolgt augenbliklich eine ihr korrespondirende Vorstellung in unserer Seele. Wie kann nun aber unsre einfache Seele auf den Körper — wenn wir ihn auch als ein Aggregat gleichfalls einfacher Substanzen ansehen — wirken? Wie können wir diese täglich beobachtete Harmonie zwischen Seele und Leib erklären? — Einfacher Erklärungsarten sind nur drei möglich.**) Seele und Körper müssen entweder einen physischen Einfluss auf einander haben, so, dass ein Theil der Kraft der Seele in den Körper, und wiederum ein Theil der Kraft des Körpers in die Seele übergeht; oder wir müssen annehmen, dass sie ganz von einander abgesondert wirken, und dass von einem andern Wesen ausser ihnen — von Gott — eine gewisse Harmonie in ihre Veränderungen gelegt sei. Alsdann finden wieder zwei Fälle Statt. Gott ist entweder immerfort geschäftig, diese Harmonie hervorzubringen, und zu erhalten, so, dass er bei gewissen Vorstellungen der Seele allemal gewisse Bewegungen im Körper, und bei gewissen Bewegungen des Körpers gewisse Vorstellungen in der Seele erwekt; oder er hat der Seele und dem Körper, bei ihrer Schöpfung, das Gesez gegeben, von selbst immer harmonisch zu wirken, so, dass auf jede Bewegung im Körper eine, aus dem eigenen *fundo* der Seele entwikkelte Vorstellung, und auf gewisse Vorstellungen der Seele allemal eine, durch die

---

*) (Diese Harmonie lehrt uns nicht immer die Erfahrung. Sehr oft sind wir uns bei den im Körper vorgehenden Bewegungen der korrespondirenden Vorstellungen der Seele nicht bewusst, und wir schliessen nur hernach, dass sie da gewesen sind.)[2])

**) Denn Seele und Körper haben entweder einen physischen Einfluss auf einander, oder nicht.

Im lezten Fall rührt ihre Harmonie von einem andern Wesen ausser ihnen her, entweder vom Zufall, oder von einem verständigen Geiste, von Gott.

Wiederum im lezten Fall bringt Gott entweder selbst noch täglich diese Harmonie in ihnen hervor, oder er lässt sie durch eigene Kraft wirken, und hat ihnen nur die erste Richtung gegeben.

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 418 (§ 54).*

[2]) *Die längeren Anmerkungen zu diesem Abschnitt sind dem Inhalt und der Schrift nach aus etwas späterer Zeit.*

eigene Kraft des Körpers hervorgebrachte Bewegung erfolgt. Die erste Erklärungsart ist das *systema influxus physici siue realis* — das älteste, und bis auf Cartesius das einzige, das auch dem natürlichen *bon sens* am meisten einleuchtet. Die zweite ist das *systema assistentiae,* weil Gott selbst jedes Mal die Veränderungen hervorbringt, *siue caussarum occasionalium,* weil die Veränderungen im Körper gleichsam die Gelegenheit zu den in der Seele vorgehenden Veränderungen, und diese wiederum die Gelegenheit zu jenen sind. Die Veranlassung zu diesem System war das von Cartesius erfundene Naturgesez, dass in der ganzen Schöpfung die Quantität der Bewegung immer dieselbe bleibe.*) Mit diesem Gesez konnte das System des physischen Einflusses nicht bestehn. Denn, wenn eine Vorstellung der Seele eine Bewegung im Körper hervorbrächte, die ihren Grund in keinem vorigen Zustande des Körpers hätte; so würde diese Bewegung vorher noch nie existirt haben; die Masse der Bewegung in der Welt würde also vermehrt worden sein. Eben so wäre sie auf der andern Seite vermindert, wenn eine Bewegung im Körper eine Vorstellung in der Seele hervorbrächte, und also Bewegung zu sein aufhörte, und zur Vorstellung würde. Aus diesem Grunde verwarfen Cartesius und Mallebranche den physischen Einfluss, und lezterer vorzüglich erfand darauf das System der Assistenz. Die dritte Erklärungsart endlich ist das *systema harmoniae praestabilitae.* Einige Philosophen haben durch die Verbindung mehrerer dieser Systeme neue aufzubauen gesucht — aber ohne beträchtlichen Nuzen. Noch eine vierte einfache Erklärungsart zu finden ist, wie schon oben gesagt worden, unmöglich.

Unter diesen Systemen ist der physische Einfluss dem gemeinen Verstande am meisten angemessen. Denn er giebt uns — was wir immer so sehr suchen — ein Bild für die Imagination, und kommt auch mit den Begriffen überein, die wir gewöhnlich von den Wirkungen der übrigen Dinge in der Welt auf einander haben. Aber eine genaue, philosophische Prüfung hält er nicht aus. Unsre Seele ist ein einfaches Wesen, und unser Körper besteht gleichfalls nur aus einfachen Substanzen. Wie können nun einfache, unkörperliche Wesen physisch auf einander wirken?

---

*) Siehe Bilfinger *de harmonia animi etc.*[1])

[1]) *Bilfingers Schrift* „De harmonia animi et corporis humani, maxime praestabilita" *war Tübingen 1741 erschienen.*

Wie kann eins in das andre übergehn?*) Die Unmöglichkeit dieses Uebergehens einer Kraft in die andre ist schon in der Monadologie weitläuftiger bewiesen worden. Ueberdiess können auch die Vertheidiger des physischen Einflusses keine nur denkbare Kommunikation zwischen Seele und Leib angeben, eben so wenig, als sie erklären können, wie überhaupt, auch in der physischen Welt, ein Körper den andern fortstösst.

Das System der Assistenz ist schon philosophischer, als das erste; aber es hat ebenfalls seine grossen, unüberwindlichen Schwierigkeiten. Denn man muss ein unaufhörliches Wunder annehmen, da Gott immer unmittelbar wirkt, und nicht — wie er in der ganzen übrigen Schöpfung gethan hat — den Dingen nur die erste Richtung giebt, und sie dann durch ihre eigene Kraft fortwirken lässt.**) Der Einwurf aber, dass der Körper bei dieser Hypothese überflüssig sei, scheint mir ungegründet. Denn die im Körper vorgehenden Veränderungen sind doch immer die Gelegenheit zu den Vorstellungen, die Gott in der Seele erwekt.

Philosophisch, mit jedem Naturgesez übereinstimmend, und des Schöpfers höchst würdig ist endlich das System der prästabilirten Harmonie. Es kommt in der That dem Mallebranchischen von der Assistenz sehr nahe; es benimmt ihm nur das Wunderbare,***) und statt, dass in jenem System Gott immer selbst unmittelbar wirkt, lässt er hier die Seele und den Körper — wie alle übrigen Dinge in der Welt — selbst fortwirken, und hat ihnen nur die erste Richtung gegeben — und so erscheint er schon dadurch weit grösser, und erhabener. Aber dennoch lassen sich gegen diess System noch viele Einwürfe machen, von denen ich die erheblichsten, so wie sie Feder[1]) vorlegt, nach einander durchgehn will.

ad §. 54. *n.* 1. 2. Das Unbegreifliche dieser von jeher in die

---

*) Die Schwierigkeit des in einander Wirkens liegt freilich in der Einfachheit beider Wesen. Da sie aber eben so gross ist, wenn mán sich die Körper als etwas Zusammengeseztes vorstellt, und sie alsdann dem gemeinen Verstande noch grösser scheint, so wäre es besser gewesen, sie so anzuführen.

**) Diess kann, wenn man, wie hier geschieht, nach dem System der Assistenz spricht, nicht gesagt werden. Denn nach diesem System bringt Gott die Wirkungen aller übrigen Dinge in der Welt eben so hervor, als die Wirkungen der Seele und des Körpers.

***) nicht das Wunderbare, denn auch Leibnizens System ist im höchsten Verstande wunderbar, aber wohl das ewige Wunder.

[1]) *In seiner Logik und Metaphysik S. 420.*

Seele, und in den Körper gelegten Harmonie beweist gar nichts wider Leibnizens Hypothese, es bestätigt sie vielmehr. Denn je unbegreiflicher uns diese Uebereinstimmung ist, desto erhabener muss uns auch Gott erscheinen, der sie den Dingen ertheilt hat, und das System verdient gewiss den Vorzug vor allen übrigen, das uns das unendliche Wesen am grössesten und am unbegreiflichsten darstellt.

ad n. 3. Auch bei der prästabilirten Harmonie bleibt noch immer ein Unterschied zwischen Empfindungen, und blossen Vorstellungen abwesender Gegenstände. Denn die ersteren werden durch Vorstellungen der Monaden des Körpers, die lezteren, nach dem Gesez der Phantasie, durch vorhergegangene Vorstellungen der Seele veranlasst.*) Und nun, nach Feststellung dieses Unterschiedes, kann man eben so gut, als beim physischen Einfluss, erklären, warum die ersteren auch nothwendig lebhafter sein müssen, als die leztern.**)

ad n. 4. Die kaussale Verknüpfung der Dinge wird durch diess System nicht wankend gemacht. Denn die Vorstellungen der Monade A sind noch immer die Ursache, oder vielmehr die Veranlassung***) (denn jene liegt eigentlich in der Monade A selbst — nur, wenn wir es auf unsre Seele anwenden, oft in den dunkeln Ideen derselben, und also so, dass sie von uns nicht erkannt wird —) von den Vorstellungen der Monade B, und diese würden ohne jene nicht da sein, oder wenigstens nicht gerade jezt hervorspringen und deutlich werden.

Zweitens: Zum Idealismus führt die Monadologie nicht; sie nimmt noch, ausser den Seelen und den reinen Geistern, andere Wesen, die Monaden, an, und sagt nur, dass die Körper anders sind, als sie uns erscheinen. Ja, man kann im Gegentheil nur mit Hülfe dieser Lehre den Idealismus widerlegen, wie auch gehörigen Orts gezeigt worden ist.

---

*) Denn bei den ersteren sind wir uns der Vorstellungen, durch welche sie hervorgebracht sind, nicht bewusst, bei den lezteren kennen wir diese Vorstellungen.

**) Warum sie lebhafter sein müssen, kann nach keinem Systeme erklärt werden; das ist eine Gränze unsrer Erkenntniss.

***) Veranlassung wird hier, und im folgenden nur das genannt, ohne welches etwas gewisses nicht sein kann.

In diesem Verstande kann man nun freilich auch bei der prästabilirten Harmonie von Veranlassung sprechen. Im Grunde aber ist nach diesem System Gott die Ursache und Veranlassung zu allem, was in der Welt geschieht.

Der Körper endlich wird durch die prästabilirte Harmonie der Seele ganz und gar nicht entbehrlich. Denn einmal sind die Vorstellungen seiner Monaden die Veranlassung zu den gerade jezt hervorspringenden Vorstellungen der Seele; und dann ist, nach Leibnizens Meinung, der Körper nichts anders, als diejenige Anzahl von Monaden, von denen unsre Seele die deutlichsten Vorstellungen hat, und vermittelst deren sie andre Dinge ausser ihr kennen lernt; und in diesem Verstande ist er ihr nicht allein nicht unnüz,[1]) sondern sogar nothwendig.

R. Begriff der unendlichen Substanz[2]) — Unendlich ist, was keine Schranken hat, und, weil es alles Mögliche in sich befasst, nicht vermehrt werden kann. Den Begriff des Unendlichen erhalten wir durch Abstraktion, wenn wir von den endlichen Wesen alle Schranken in unsrer Vorstellung entfernen.

Das mathematische Unendliche ist extensiv; bezieht sich auf Zahl und Ausdehnung, die entweder vergleichungsweise, eine gegen die andre; oder weil ihre Vermehrung keine Gränzen hat, unendlich genannt werden: welches leztere aber dem wahren, gar keiner Vermehrung fähigen Unendlichen geradezu widerspricht. Das metaphysische Unendliche hingegen ist intensiv, und nur Eins — die alle möglichen Realitäten in sich befassende Kraft.

Das unendliche Wesen ist das vollkommenste Wesen; es vereinigt alle nur denkbare Realitäten — die schon ihrer Natur nach compossibel sind — in ihrer höchsten Möglichkeit in sich; sonst wäre es nicht unendlich. Compossibel sind alle Realitäten, weil sie keine Negation enthalten, die zu einem Widerspruch nothwendig ist.

Das unendliche Wesen ist unveränderlich. Denn in einem Inbegriffe alles Möglichen lässt sich weder ein Mehr, noch ein Minder gedenken.

Der Begriff des vollkommensten Wesens erfordert nothwendig den Begriff der Existenz; denn Existenz ist Vollkommenheit. Aber daraus, dass in unsern Gedanken die Existenz nicht von dem vollkommensten Wesen getrennt sein darf, folgt nicht, dass diess Wesen auch ausser unsern Gedanken existire.

---

[1]) *„unnüz" verbessert aus „entbehrlich".*

[2]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 428 (§ 57—59).*

Das unendliche Wesen ist selbstständig und ewig. Denn, wäre es nicht selbstständig, so wäre es abhängig, und also unvollkommen. Seine Ewigkeit aber folgt aus seiner Unendlichkeit.

Das vollkommenste Wesen besizt, als solches, den vollkommensten Verstand, der alles Mögliche, auf einmal, und — menschlicher Weise zu reden — aufs deutlichste übersieht.

Verstand und Wille stehen in dem genauesten Zusammenhange; denn der Wille ist nur die [1]) Vorstellung des Besten. Der vollkommenste Verstand muss daher auch nothwendig mit dem vollkommensten Willen verbunden sein.

Gott ist also der vollkommenste Geist. Denn ein Wesen, das mit Verstand und Willen begabt ist, nennen wir einen Geist.

Der Wille des unendlichen Wesens ist unveränderlich. Denn sein Verstand kann nie irren, sondern muss immer das Beste erkennen.

Der Wille des unendlichen Wesens ist höchst frei, insofern er von keinem andern Wesen ausser ihm an seinen Wirkungen gehindert werden kann; höchst eingeschränkt [2]) aber, insofern er nur immer das Beste, und also unter allen möglichen Handlungsarten nur immer Eine wählen kann. Doch ist diese Eingeschränktheit selbst die höchste Vollkommenheit.

Das unendliche Wesen hat, als solches, eine unendliche Macht, die sich über alles Mögliche erstrekt.

Vermöge der Vollkommenheit seines Willens, und der Unendlichkeit seines Verstandes ist das unendliche Wesen allgütig und allweise; es wählt zu den besten, für das Wohl seiner Geschöpfe heilsamsten Zwekken die kürzesten Mittel.

Das unendliche Wesen ist höchst heilig; es liebt das Gute, weil es Mittel zur Beförderung der Glükseligkeit seiner Geschöpfe ist; es verabscheuet das Böse, weil es diese Glükseligkeit stört. Doch müssen hiebei alle Vorstellungen von Beleidigungen Gottes durch das moralische Böse in der Welt wegfallen. Eine Folge der Weisheit und Güte des unendlichen Wesens ist seine Gerechtigkeit; denn Gerechtigkeit ist weise Güte.

Als ein gerechtes und gütiges Wesen bestraft Gott das mora-

---

[1]) *„volle lebendige“ Engel.*

[2]) *„und es die meisten, oder vielmehr unendlich viele Handlungsarten erkennt und in seiner Macht hat; moralisch aber, wenn man so reden will, höchstbeschränkt“ Engel.*

lische Böse in der Welt. Aber er straft nicht, um den Lasterhaften, weil er Böses gethan hat, wieder Böses leiden zu lassen, sondern nur um ihn zu bessern; in seiner Strafe selbst also liegt die höchste Güte, und der Lasterhafte, den sie trift, ist nicht unglüklich, sondern fängt dann erst an, glüklich zu sein.

Die Strafen des unendlichen Wesens sind entweder positiv — willkührlich aufgelegt — und ewig, [1]) oder sie bestehen nur in den natürlichen, unangenehmen Folgen des verübten Bösen. Die erste Art der Strafen ist grausam, und Gottes unwürdig. Der Mensch findet in seiner Natur selbst so viel Antrieb zum Bösen, sein eingeschränkter Verstand führt ihn so oft irre, sein Wille wird durch Umstände determinirt, die gar nicht in seiner Gewalt stehen; daher kann ihn das gütigste Wesen, auch für die grössesten Verbrechen, die er hier begeht, nicht mit einem ewigdauernden, höchst unvollkommenen, und qualenvollen Zustande bestrafen. Denn dadurch würde der einzige, bei göttlichen Strafen denkbare Zwek, die Besserung des Lasterhaften, unmöglich gemacht. Gott würde nur strafen, um sich wegen der, ihm von dem Sünder zugefügten Beleidigungen gleichsam zu rächen, und ihm das Böse, was er gethan hätte, wieder mit Bösem zu vergelten. Auch sind die Gründe, die für diese Meinung von der Ewigkeit der göttlichen Strafen angeführt werden, äußerst schwach, und elend. Der vorzüglichste Beweis dafür ist folgender: So wie unter den Menschen die Grösse der Strafe nach der Grösse der beleidigten Person bestimmt wird; so muss auch die Sünde, als eine Beleidigung gegen den Unendlichen, unendlich bestraft werden. Hier ist Widerspruch auf Widerspruch. Denn 1. soll Gott beleidigt werden können. 2. wird vorausgesezt, dass der Mensch unendlich sündigen, oder dass die Unendlichkeit des beleidigten Gottes die Sünde unendlich machen könne. Beide Fälle [2]) sind absurd. Denn im [3]) ersten müsste der endliche Mensch gegen unendlich gute, in ihrer ganzen Unendlichkeit erkannte Bewegungsgründe unendlich böse handeln; im [3]) zweiten, sich den Unendlichen in seiner ganzen Unendlichkeit vorstellen, und ihn alsdann

[1]) *„positiv und ewig werden hier, wie es mir scheint, als völlig identische Begriffe angegeben, welches sie doch nicht sind. Positive Strafen können auch Gottes würdig seyn; nur die positiven ewigen nicht.“ Engel.*

[2]) *„Voraussetzungen“ Engel.*

[3]) *„nach der“ Engel.*

beleidigen können. 3. folgt daraus, dass die geringste sowohl, als die grösseste Sünde gleiche Strafe verdienen, da beide, als Beleidigungen Gottes, unendlich bestraft werden müssen, und 4. dass, so wie jede Sünde gegen den Unendlichen unendlich sein soll, auch jede Strafe des Unendlichen — die geringste selbst nicht ausgenommen — unendlich sei. Es wird also aller Unterschied sowohl unter den Sünden, als unter den Strafen aufgehoben. Alle übrigen Beweise für diese Lehre sind nicht weniger schwach, und ungereimt.

Die einzigen, des höchsten Wesens würdigen Strafen sind daher die natürlichen Folgen des Bösen.[1]) Denn sie allein bessern den Lasterhaften, und machen, dass er sowohl, als der Tugendhafte immerfort an Vollkommenheit zunimmt; doch so, dass immer der Unterschied zwischen ihnen bleibt, der schon hier zwischen ihnen war.[2])

Das unendliche Wesen ist einfach; denn es ist ein Geist.

Das unendliche Wesen hat keinen Körper; denn Körper — in jedem Sinne des Worts — ist Einschränkung.

Das unendliche Wesen ist nicht ausgedehnt; denn, was ausgedehnt ist, kann nicht unendlich sein, weil es immerfort vermehrbar ist.

Das unendliche Wesen ist allgegenwärtig, allwirksam — eine Folge seiner Allmacht, und seiner Allwissenheit.

Das unendliche Wesen ist einzig; denn 2. oder mehrere unendliche Wesen müssten einander sowohl an äusseren, als inneren Eigenschaften völlig gleich, und also Eins sein. Ich glaube, dass man den Grundsaz des nicht zu Unterscheidenden hier mit aller Sicherheit anwenden kann. Denn er wird ja nicht durch die Einheit, sondern durch das Dasein eines Gottes bewiesen,[3]) und man macht also keine *petitionem principii*, wenn man ihn bei der Einheit gebraucht.

Auch ist Ein unendliches Wesen, zu Schöpfung der Welt, hinreichend; wozu also mehrere? und wenn mehrere, wieviel?

---

[1]) *„S. oben. Auch positive können bessern, und Gott kann durch seine Vorsehung solche positive Besserungsmittel in dem Weltplan vorbereitet haben." Engel.*

[2]) *„indem nehmlich der Lasterhafte immer nach dem Verhältnisse in der Vollkommenheit zurückbleibt, als er später sich zu bessern anfing." Engel.*

[3]) *„Nicht durch das Daseyn eines Gottes sondern Eines Gottes. Denn von den Ideen nicht mehrerer Götter, sondern Eines Gottes war in dem Beweise die Rede." Engel.*

Ob aber der Beweis für die Einheit Gottes, den man aus der übereinstimmenden Meinung aller Völker herleiten will, durch Erfahrung und Vernunftschlüsse hinlänglich gestärkt werden könne,[1]) bedarf noch einer genaueren Untersuchung.

Begriff der nothwendigen Substanz [2]) — Nothwendig ist, dessen Nichtsein, oder Anderssein [3]) einen Widerspruch in sich fasst.

Vermöge dieser Definition muss die nothwendige Substanz auch nothwendig existiren.

Die nothwendige Substanz ist selbstständig; denn wäre sie von einem andern Wesen ausser ihr hervorgebracht, so läge der Grund ihres Daseins nicht in ihrem Wesen, ihr Sein gehörte nicht zu demselben, ihr Nichtsein enthielte folglich keinen Widerspruch, d. h. sie wäre nicht nothwendig.

Wiederum: was selbstständig ist, ist nothwendig; denn der Grund seines Daseins liegt in seinem Wesen; sein Sein gehört also zu demselben; sein Nichtsein enthält folglich einen Widerspruch, d. h. es ist nothwendig.

Die nothwendige Substanz ist unveränderlich; denn ihr Anderssein enthält, vermöge der Definition, einen Widerspruch.[4])

Die nothwendige Substanz ist unendlich; sie besizt 1. alle mögliche Realitäten 2. in ihrer ganzen Unendlichkeit. 1. Die nothwendige Substanz ist, als solche, unveränderlich, und vereinigt daher alle nur denkbare Realitäten in sich. Denn nur das ist unveränderlich, worin kein Mehreres gedacht werden kann. 2. Die nothwendige Substanz ist in allen ihren Beschaffenheiten nothwendig, enthält ganz und gar nichts zufälliges. Besässe sie nun nicht alle möglichen Realitäten in ihrer ganzen Unendlichkeit, so müsste sie sie in einem gewissen bestimmten Grade besizen. Grade aber — insofern sie nehmlich nicht den specifischen Unterschied der Dinge aufheben [5]) — sind nicht in dem Wesen der

---

[1]) *„historisch richtig und logisch bündig sey" Engel.*

[2]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 433 (§ 60. 61).*

[3]) *„Oder Andersseyn? Dieses Prädikat ist richtig, aber man sollte es vielleicht nicht so gleich in die Definition nehmen. Es scheint noch Beweis nöthig zu haben." Engel.*

[4]) *„S. oben. Und diese Seite unten, wo das Prädicat des Unveränderlichen aus dem des Nothwendigen scheint entwickelt werden zu wollen." Engel.*

[5]) *„Diese Parenthese ist dunkel. Die Ursache liegt ohne Zweifel an der Wahl des Verbi: aufheben." Engel.*

Dinge gegründet, und also zufällig, vertragen sich folglich nicht mit dem Begriff der nothwendigen Substanz.

Den Bilfingerischen Beweis versteh ich nicht ganz.[1])

Kosmologie.

Die Kosmologie betrachtet die Welt — alle endlichen Dinge — in ihrer Verbindung.

Ich übergehe hier der Kürze wegen die Definition der Welt, den *nexum cosmicum*, und die Entwikkelung der Begriffe vom Schiksal, und Zufall, vom Natürlichen, Wunderbaren, und Wunder.[2])

Naturgeseze — Die vorzüglichsten, und am meisten in die Metaphysik einschlagenden sind: das Gesez der Stätigkeit, der Sparsamkeit, und der allgemeinen Erhaltung.

Das erste wird allgemein so ausgedrukt: Nirgends in der ganzen Welt, weder in den auf einander folgenden, noch in den neben einander bestehenden Veränderungen findet ein plözlicher Uebergang von einem Zustande zu dem andern Statt; sondern zwischen jeglichen zweien Zuständen, A, B, liegt noch eine grosse, unbestimmbare Anzahl von mittleren, und es ist unmöglich, von A nach B zu kommen, ohne diese vorher zu durchreisen, so wie es unmöglich ist, von einem Punkt zu dem andern zu gehen, ohne alle, auch die kleinsten Theile des zwischen diesen beiden Punkten befindlichen Raumes zu überschreiten. Daher kann man auch nicht sagen, dass irgendwo ein Zustand aufhöre, und ein neuer anfange; das Ende eines jeglichen Zustandes ist zugleich der Anfang des folgenden, und alle in der Welt existirenden Zustände machen also eine fortlaufende, ununterbrochene Reihe aus.

Durch die Erfahrung wird diess Gesez überall bestätigt, und es würde nur hier zu weitläuftig sein, die einzelnen Fälle anzuführen. Auch lässt sich der Beweis aus der Erfahrung scharf, und einleuchtend genug machen. Denn unsre Art, die Veränderungen der Dinge wahrzunehmen, steht, wie auch Boscowich an-

---

[1]) *„Und ich diesen hier nicht." Engel. — Bilfingers Schrift ist oben S. 445 Anm. 1 nachgewiesen.*

[2]) *Hiermit beschäftigt sich Feders Kosmologie (Logik und Metaphysik S. 446), in der von den Naturgesetzen nicht die Rede ist.*

merkt,[1]) in keiner solchen Verbindung mit diesem Gesez, dass wir glauben könnten, es fände, so wie z. B. Farbe und Ausdehnung u. s. w. nur da Statt, wo wir die Veränderungen bemerken, und wir können daher hier mit Sicherheit von den Fällen, wo wir es ausgeübt finden, auf die schliessen, wo wir es vermissen. Indessen ist dieser Beweis noch nicht völlig streng und philosophisch.

Aber es ist überaus schwer, das Gesez der Continuität, ganz ohne Hülfe der Erfahrung, bloss *a priori* zu beweisen. Boscowich hat einen solchen Beweis versucht, und ihn von der Stätigkeit der Zeit hergenommen, die er voraussezt. Wenn, sagt er, die Dauer in ihrer Folge stätig, und jeder Augenblik die gemeinschaftliche Gränze des vorhergehenden, und des folgenden ist, wenn es also keine 2. Augenblikke giebt, die einander die nächsten wären, d. i. zwischen welchen nicht eine wirkliche Dauer anzutreffen sein sollte; so muss auch der Fortgang der Veränderungen nirgends unterbrochen, sondern überall stätig sein. Denn wären die Veränderungen irgendwo unterbrochen, so würde ein Sprung geschehen, und da, wo der Sprung geschähe, würde die Dauer des vorhergehenden Zustandes von der Dauer des folgenden wirklich getrennt, und also der lezte Augenblik der vorigen, und der erste Augenblik der folgenden Zeit sich einander die nächsten sein, welches, vermöge der Voraussezung, unmöglich. Aber in diesem Beweise ist, dünkt mich, eine *petitio principii.* Das Gesez der Stätigkeit, das erst bewiesen werden soll, wird schon als erwiesen angenommen. Denn die Zeit ist ein Abstraktum von der Folge der Veränderungen auf einander. Wenn also die Stätigkeit der Zeit vorausgesezt wird; so wird schon eben dadurch die Stätigkeit der Veränderungen vorausgesezt. Und überdiess würde dieser Beweis auch nur für die auf einander folgenden, nicht für die neben einander bestehenden Dinge gelten.

Ein andrer Beweis ist folgender: Gott stellt sich, vermöge seiner Unendlichkeit, alles Mögliche vor, und Gott hat alles Mögliche in der Welt zur Wirklichkeit gebracht. Denn alles, was möglich ist, muss, soferne es möglich ist, gewisse Kräfte haben, und diese Kräfte müssen, wenn sie in eine gehörige Verbindung mit andern Dingen gebracht werden, gewisse Wirkungen haben.

---

[1]) *Gemeint ist seine Wien 1769 erschienene* „Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virium in natura existentium".

Wenn wir nun Gott einen unendlichen Verstand, und eine unendliche Weisheit beimessen, so muss er alles Mögliche so haben ordnen und verbinden können, dass alle Kräfte zu dem Einen Zwekke, der Glükseligkeit aller Lebendigen, hinstreben; und wenn er diess konnte, so muss er auch, vermöge der Unendlichkeit seiner Güte, alles Mögliche geschaffen haben, weil dadurch die Summe der Glükseligkeit in der Welt unleugbar vermehrt wird.

Nun aber ist es an sich möglich, und denkbar, dass es zwischen jeglichen zweien Zuständen noch eine grosse Menge mittlerer gebe, so dass nirgends zwischen zwei Zuständen eine Gränze anzugeben sei, sondern dass einer immer in den andern übergehe. Denn bei extensiven Grössen ist kein Theil des Raumes zwischen zwei Zuständen so klein, dass er nicht noch in eine unendliche Anzahl von Theilen könnte zerlegt werden, und dass also nicht noch eine unendliche Anzahl von Zuständen möglich wäre;[1]) und bei intensiven Grössen sind nirgends zwei Grade so nah mit einander verwandt, dass nicht noch zwischen ihnen eine Menge andrer gedacht werden könnten.

Wenn nun diese Menge mittlerer Zustände zwischen jeglichen zweien andern möglich ist, und wenn alles Mögliche auch in der Welt existirt; so müssen auch diese mittleren Zustände existiren, und mithin ist das Gesez der Stätigkeit erwiesen.

Wenn dieser Beweis streng, und beweisend genug ist, so hat er noch daneben den wichtigen Vortheil, dass uns Gott in demselben unbegreiflicher, als irgendwo erscheint. Welch eine unübersehbare Menge von Veränderungen sind nicht bei den äussern Gestalten, bei den Kräften, und Eigenschaften der Dinge möglich! Und alle diese hat Gott geschaffen, und so weislich zusammengestellt, und geordnet, dass sie, ohngeachtet ihrer Verschiedenheit, doch alle zu Einem Zwekke arbeiten müssen!

Bei dem Schlusse, der hier vom Möglichen aufs Wirkliche gemacht wird, muss man sich nur hüten, etwas möglich zu nennen, was in der That nicht möglich ist. Man kann nicht sagen: ein plözlicher Uebergang von einem Zustande in einen andern ist denkbar; folglich ist er wirklich. Ein solcher Uebergang ist in der That nicht denkbar. Wenn wir recht auf uns Acht geben, so finden wir, dass wir nie in unsern Gedanken von dem äusser-

---

[1]) *„Die* petitio principii, *die bey dem obigen Beweise seyn sollte; wäre die nicht auch hier?"* *Engel.*

sten Grade der Hize z. B. zum äussersten Grade der Kälte übergehn; wir denken uns immer erst einige mittlere Grade, wenn wir es auch manchmal selbst nicht bemerken sollten. Dass uns aber so ein plözlicher Uebergang möglich scheint, kommt vielleicht daher, dass wir in der Natur bisweilen völlig spizige, plözlich vorspringende Ekken wahrnehmen, die aber auch in der That rund sind, und uns nur, wegen der Schwäche unsres Gesichts, spizig scheinen. Dann müssen wir bei diesem Schlusse ferner nicht vergessen, dass hier unter der Welt alles Geschaffene verstanden wird, und dass, wenn auch gewisse mögliche Dinge noch nicht wirklich existirten, diese doch vielleicht in der folgenden Dauer der Welt zur Wirklichkeit kommen könnten.

Den Cartesianischen Beweis für das Dasein Gottes aber kann man durch diesen Schluss vom Möglichen aufs Wirkliche nicht verstärken. Denn da die Richtigkeit desselben nur auf dem Dasein eines Gottes beruhet, so würde man den erst zu erweisenden Saz schon voraussezen.

2. Das zweite merkwürdige Naturgesez ist das Gesez der Sparsamkeit — *lex minimi*. Es bestehet darin, dass Gott in der ganzen Welt alles mit der möglichst kleinen Kraft verrichtet. Ausser der Erfahrung lässt es sich sehr leicht aus den Eigenschaften Gottes beweisen. Das weiseste, und vollkommenste Wesen musste auch nothwendig immer die kürzesten Mittel zu Erreichung seiner Absichten wählen.

Der Herr von Maupertuis hat diess Gesez zwar nicht entdekt, aber doch bekannter gemacht, und ihm zuerst diesen Namen gegeben.[1])

3. Das lezte allgemeine Naturgesez endlich ist das Gesez der allgemeinen Erhaltung. Nichts in der ganzen Natur wird vernichtet, hört gänzlich auf zu sein; alles wird nur verwandelt, hört nur auf, das zu sein, was es jezt ist.

Zwischen Sein und Nichtsein ist eine Kluft, ein Sprung; den begeht die Natur nie; daher kann die Natur nicht vernichten, sondern nur verwandeln. Vernichten kann nur der Schöpfer durch ein Wunderwerk.

---

[1]) *In seiner Abhandlung* „Les loix du mouvement et du repos déduites d'un principe métaphysique" *in der* Histoire de l'académie royale des sciences et belles-lettres *1746 S. 267.*

Mehrheit der Welten[1]) — Unter einer Welt versteht man S. eine zusammenhängende Reihe neben einander bestehender, und auf einander folgender Veränderungen. Nach dieser Definition ist nun die absolute Möglichkeit mehrerer Welten unleugbar; denn es lassen sich noch andre Dinge denken, als in dieser Welt existiren, oder wenn man diess nicht zugeben will, wenn man behauptet, dass schon in dieser Welt alles Mögliche wirklich sei, so lässt sich doch diess wenigstens noch in einer unendlichen Menge andrer Verknüpfungen denken. Aber wenn auch mehrere Welten absolut möglich sind, sind sie es auch hypothetisch? Sind sie es auch in Rüksicht auf Gott, ihren Schöpfer? Wenn mehrere Welten vorhanden sind, so müssen sie völlig isolirt, ausser aller Verbindung mit einander existiren; denn[2]) Zusammenhang würde sie zu Einer Welt machen. Zwischen mehreren solchen isolirten Welten aber würde doch ohnfehlbar ein Zusammenhang möglich sein; denn da sie alle, vermöge der Güte Gottes, nach Einem Zwekke — der Glükseligkeit der Lebendigen — hinstreben müssten, so würde sie auch die Macht des Schöpfers in Verbindung sezen und sie zu Einer Welt machen können. Durch diese ihre Verbindung aber würden der Mittel, welche zu der Erreichung der göttlichen Absichten dienen sollen, mehrere, und mannigfaltigere, und die Vollkommenheit der Welten also erhöht werden. Wenn nun diese Säze richtig sind; wenn Gott die mehreren isolirten Welten verbinden, wenn er dadurch ihre Vollkommenheit erhöhen konnte, so würden wir der Güte, oder der Weisheit des Unendlichen zu nahe treten, wenn wir nicht annehmen wollten, dass er sie wirklich in Verbindung gesezt, zu Einer Welt gemacht habe. Die Existenz mehrerer Welten streitet daher mit den Begriffen, die wir uns nach richtigen Schlüssen von Gott, und seinen Eigenschaften gebildet haben.

Vollkommenheit einer Welt — Die Vollkommenheit einer Welt besteht 1. in der Güte des Zweks, zu dem sie hervorgebracht ist, 2. in der Mannigfaltigkeit, und Zwekmässigkeit der zur Erreichung dieses Zweks gewählten Mittel, und 3. in der schiklichen Verbindung dieser Mittel. Zu der vollkommensten

---

[1]) *Vgl. zum folgenden Feder, Logik und Metaphysik S. 453 (§ 68).*
[2]) *Nach „denn" von Engel gestrichen: „der geringste".*

Welt würde also 1. der beste Zwek, 2. die grösseste Mannigfaltigkeit der zwekmässigsten Mittel, und 3. die schiklichste Verbindung derselben, eine solche Verbindung erfordert, in der jedes Ding Mittel nicht allein zu Erreichung Eines, sondern mehrerer Zwekke ist, und in der auch die Dinge, worin selbst schon Zwekke liegen, doch wieder Mittel für andere werden. Jede Welt aber, auch die vollkommenste, kann nicht ohne Uebel sein. Denn jede Welt ist, als geschaffen, endlich, und führt daher gewisse Mängel und Einschränkungen bei sich, welche wir Uebel nennen. Diess metaphysische Uebel nun, das endliche Wesen nothwendig begleiten muss, ist entweder physisch, oder moralisch, es fliesst entweder aus der eingeschränkten Natur der leblosen Dinge, oder aus den Einschränkungen, und Mängeln unsres Verstandes her, die uns zu Irrthümern, Fehlern, und Lastern verleiten. In der vollkommensten Welt kann zwar diess Uebel auch nicht fehlen, aber es muss so geleitet, in eine solche Verbindung gesezt sein, dass es den Endzwek der Welt nicht allein nicht hindert, sondern vielmehr befördert, und dass er, ohne dasselbe, gar nicht, oder wenigstens nicht in einem so hohen Grade hätte erreicht werden können. Und davon finden nun auch wir, in der uns bekannten Schöpfung, eine Menge auffallender, und einleuchtender Beispiele.

Optimismus — Es entsteht jezt die Frage, ob irgend eine der möglichen Welten die beste, die vollkommenste genannt werden könne? Alles Endliche, sagt man, ist immerfort, bis ins Unendliche hin, vermehrbar; daher kann nichts Endliches das Besste sein, weil sich noch immer etwas besseres denken lässt. Dieser Saz ist nun zwar an sich einleuchtend, und richtig; aber ist er es auch in Anwendung auf die Welt? Kann man auch so schliessen: alle Welten sind endlich, folglich keine die besste von allen möglichen? — Ich glaube nicht.

Denn einmal besteht die Vollkommenheit der Welt vorzüglich in der Uebereinstimmung aller in ihr befindlichen Dinge mit dem Zwekke, zu dem sie da ist. Hier ist ein bestimmter Zwek; es müsste daher, dächt' ich, auch eine Verbindung der Dinge geben, die diesem Zwekke am angemessensten wäre. Wenn man aber nach dem vorhin angeführten Schluss annimmt, dass keine Welt die besste von allen möglichen genannt werden könne, so verwikkelt man sich zweitens in unüberwindliche Schwierigkeiten und sogar in Absurditäten. Denn wenn keine der möglichen Welten die besste ist, so ist auch kein Grund vorhanden, warum Gott irgend eine

der möglichen Welten den übrigen vorgezogen, und geschaffen habe. Denn er mochte schaffen, welche er wollte, so gab es noch immer eine unendliche Menge andrer besserer, und vollkommnerer. Da ferner der vorige Saz, dass nichts Endliches das Besste genannt werden könne, nur darauf beruht, dass jedes endliche Ding noch immer einer grösseren Vollkommenheit fähig ist; so kann auch drittens eben darum dieser Saz nicht auf die Welt angewandt werden, wenigstens nicht so, dass er etwas wider den Optimismus bewiese. Denn wenn auch ein jeglicher nur denkbare Zustand der Welt noch immer vervollkomneret werden kann, wenn auch immer noch andere bessere möglich sind, so gehören ja diese immer auch noch zur Welt. Daher, glaub' ich, kann man den obigen Saz nicht auf die Welt, als den Inbegriff aller Zustände der endlichen Dinge, sondern nur auf die Welt in einer bestimmten Zeit, auf einen einzelnen Zustand derselben, anwenden. Soviel ist wahr: in keinem bestimmten Zustande der Welt geniessen die Geschöpfe die höchste mögliche Glükseligkeit, immer lässt sich noch ein höherer Grad derselben denken; aber eben darum, dünkt mich, ist diejenige Welt die besste, in der es eine unendliche Menge von Zuständen giebt, von denen zwar keiner von einer ganz vollkommenen — der Natur endlicher Wesen an sich unmöglichen — Glükseligkeit begleitet ist, von denen aber doch jeder folgende immer um einige Grade besser ist, als der vorhergehende.

Wenn nun aber der obige Saz von der bis ins Unendliche gehenden Vermehrbarkeit alles Endlichen nur, wie hier, auf einen jeden einzelnen Zustand der Welt, nicht auf die ganze Welt selbst angewandt wird; so beweist er nichts wider den Optimismus, und man kann daher, glaub' ich, mit Recht eine Welt die besste von allen möglichen nennen. Und, wenn diess ausgemacht ist, so braucht man nur von der Güte, und Weisheit des Schöpfers überzeugt zu sein, um diese Welt, die er geschaffen hat, dafür zu erkennen. Dass das in ihr befindliche Uebel keinen Einwurf dagegen macht, ist leicht zu beweisen. Denn 1. ist es mit der Natur endlicher Wesen nothwendig verbunden, 2. führt es zum Guten, und 3. sind viel Erleichtrungsmittel dagegen vorhanden.

T. ## Praktische Philosophie.[1])

Die praktische Logik lehrte die Anwendung der theoretischen auf vorkommende Fälle. Die praktische Philosophie ist der Theil der Weltweisheit, der einen näheren Bezug auf unser Handeln hat, und also fürs Leben wichtiger ist; der zwar auf dem theoretischen Theile beruht, aber, wie jener zum Zwek des Verstandes — zur Wahrheit, so zum Zwek des Willens, und zum Zwek der Erkenntniss der Wahrheit selbst — zur Glükseligkeit führt.

Glükseligkeit im abstrakten Sinn ist Zustand des Vergnügens, Unglükseligkeit Zustand des Misvergnügens. Aber auf den Menschen angewandt, ist beides nur überwiegender Zustand des einen und des andern. Denn weder das eine, noch das andre ist bei dem Menschen je rein, und unvermischt.

Glükseligkeit aber ist doppelter Art. Die Dinge, woraus sie entspringt, sind entweder ausserhalb, oder innerhalb der Gränzen unserer Thätigkeit. Zu den ersteren gehört hohe Geburt, vorzügliche Leibesgestalt, angebohrene Geistesfähigkeiten u. s. w.; zu den lezteren Erweiterung unsrer Kenntnisse, Erhöhung unsrer moralischen Vollkommenheit.

> (Freilich hängen auch diese Dinge nicht eigentlich von uns ab, freilich musste auch der Tugendhafte in gewisse Lagen kommen, um tugendhaft zu werden; aber er war doch die nächste Ursach, er war doch selbst dazu thätig.)

Nur mit der leztern Art der Glükseligkeit beschäftigt sich, wie natürlich, die praktische Philosophie; und ihre Definition ist daher, nun näher bestimmt, folgende: Sie ist eine Lehre von der menschlichen Glükseligkeit, insofern diese der Willkühr des Menschen unterworfen ist.[2])

Der Mensch kann auf dreifache Art betrachtet werden: 1. als isolirt, 2. als Mitglied einer kleinen Gesellschaft, 3. als Mitglied eines Staats.[3]) In jedem dieser Verhältnisse muss seine Glükseligkeit auf eine andre Art befördert werden;[4]) und die praktische Philosophie theilt sich demnach in 3. Hauptheile: in die

---

[1]) *Alles folgende hat bei Feder keinerlei Entsprechung.*

[2]) *„von der freyen Thätigkeit des Menschen abhängt.“ Engel.*

[3]) *„1. für sich allein. 2. insoferne er Mitglied einer kleinen Gesellschaft. 3. . . . . ist.“ Engel.*

[4]) *„kann er glükselig seyn:“ Engel.*

Moral,[1]) Oekonomik, und[2]) Politik. Diese Wissenschaften fliessen nun zwar in einander. Zur Glükseligkeit eines einzelnen Bürgers gehört eine gewisse Vollkommenheit der Einrichtung der Gesellschaft, in der er lebt, zur Moral also Oekonomik und Politik; zur Glükseligkeit der Gesellschaft eine gewisse Vollkommenheit des einzelnen Bürgers, zur Oekonomik und Politik also Moral. Aber doch ist der einzelne Mensch zunächst der Gegenstand der Moral, so wie die kleine Gesellschaft und der Staat zunächst die Gegenstände der Oekonomik und Politik.

1. Die Moral. Sie ist eigentlich die Lehre von unseren Pflichten, auf deren Beobachtung allein unsre Glükseligkeit beruht. Was wir unter menschlichen Pflichten verstehen, kommt weiter unten vor; fürjezt nur die Eintheilung derselben. Ausser der Eintheilung nach ihrem Gegenstande, deren schon bei Gelegenheit der Logik gedacht worden, theilt man sie noch[3]) nach der verschiedenen Verbindlichkeit, die sie uns auflegen, in Zwangspflichten, und willkührliche Pflichten.[4]) Der Bestimmungsgrund, nach dem man die Zwangspflichten von den willkührlichen unterscheiden kann, wird verschiedentlich angegeben.

Einige nehmen zum Grundsaz[5]) an: *neminem laedere.* Jeder Mensch hat gewisse Rechte; alles das, durch dessen Vernachlässigung diese Rechte gekränkt werden, d. i. alle negative Pflichten sind Zwangspflichten. Eine negative Pflicht ist eine solche, worin etwas zu thun verboten, eine positive eine solche, worin etwas zu thun geboten wird. Nun giebt es zwar Zwangspflichten, die nicht negativ scheinen, als z. B. die Pflicht: gemachte Schulden zu bezahlen. Diese Pflicht aber ist doch insofern negativ, insofern der Gläubiger Recht hat, das Geborgte wiederzufordern, und insofern durch Nichtbezahlung der Schuld diess Recht gekränkt wird. Man darf es nur so ausdrükken: kränke nicht die Rechte des Gläubigers.

Anders definirt man die Zwangspflichten als solche, deren Gegenstand völlig bestimmt ist. Der Gläubiger z. B. ist ein völlig bestimmter Gegenstand meiner Pflicht; der Bettler hingegen nicht.

---

[1]) *„die allgemeine" Engel.*

[2]) *„die" Engel.*

[3]) *Nach „noch" von Engel gestrichen: „nach ihrem Werthe, oder".*

[4]) *„Zwangs und Gewissenspflichten." Engel.*

[5]) *„des Naturrechts" Engel.*

Es giebt eine Menge von Dürftigen, die alle gleiche Ansprüche auf meine Mildthätigkeit haben; es steht in meiner Willkühr, welchem von ihnen ich meine Wohlthat ertheilen will.[1])

Die lezte Definition der Zwangspflichten ist von Moses Mendelssohn.[2]) Wenn, sagt er, alle Bedingungen zur Erkenntniss der Pflicht vorhanden sind, so ist sie eine Zwangspflicht. Bei dem Gläubiger, um bei dem vorigen Beispiel zu bleiben, sind alle Bedingungen zur Erkenntniss meiner Pflicht da. Ich habe das Geld von ihm empfangen, ich habe versprochen, es ihm zu einer bestimmten Zeit wiederzugeben, diese Zeit ist gekommen, ich muss mein Versprechen erfüllen. Der Bettler hingegen hat kein Recht, eine Gabe von mir zu fordern; es hängt von mir ab, sie ihm zuzugestehn, oder zu verweigern; es fehlen also Bedingungen zur Erkenntniss meiner Verbindlichkeit.

Diess wird hinreichend sein, die vollkommenen Pflichten — Zwangspflichten — von den unvollkommenen — willkührlichen[3]) — zu unterscheiden. Vor dem Gewissen des ehrlichen Mannes findet freilich dieser Unterschied nicht Statt — denn ihm sind alle Pflichten gleich gross, gleich verbindend — aber für die Gesellschaft ist er wichtig. Diese sieht nur auf die vollkommenen, nicht auf die unvollkommenen Pflichten, weil[4]) sie wohl ohne Beobachtung dieser, nicht aber ohne Beobachtung jener bestehn kann. Daher wird auch ein vernünftiger Mann bei Kollisionsfällen, wo er entweder eine vollkommene, oder eine unvollkommene Pflicht versäumen muss, jene dieser vorziehn; wird z. B. nicht eher wohlthätig sein, eh' er nicht seine Schulden bezahlt hat.

---

[1]) *„Kein andrer als Gott und ich selbst kann über meine Kräfte und Bewegungsgründe hinlänglich urtheilen; meine Kräfte sind nur endlich, nur eingeschränkt; ich kann sie nur für einige anwenden; meine Bewegungsgründe anzugeben, bin ich nicht verbunden, oder vielleicht auch nicht fähig, sie in der Kraft darzustellen, wie sie auf mich wirken: hier sind also dem andern nicht alle Bedingungen zur Erkenntnis meiner Verpflichtung gegeben: er kann mich nicht vor sein Forum ziehen; also auch das Recht, mich zu richten, keinem andern, keiner Obrigkeit übertragen: die Entscheidung gehört bloss für mein innres und für das göttliche Forum.“ Engel.*

[2]) *Vgl. dessen Gesammelte Schriften 3, 270.*

[3]) *„Gewissenspflichten“ Engel.*

[4]) *„Dieses weil steht hier nicht ganz richtig. Es scheint, als wenn die Gesellschaft bloss nach Convenienz dabey handelte. Aber sie darf nicht, kann nicht anders handeln; sie beleidigt mein Recht, wenn sie mich auch zur Beobachtung blosser Gewissenspflichten anhalten will. — Was hier angegeben worden, ist bloss ein neuer möglicher Unterscheidungsgrund beyder Arten von Pflichten.“ Engel.*

Hier dient uns dieser Unterschied der Pflichten nur dazu, die Moral in ihre Theile — die Ethik und das Naturrecht — zu theilen.[1]) Jene beschäftigt sich mit den unvollkommenen, dieses mit den vollkommenen Pflichten.

Man hat es der Moral zu einem Vorwurf gemacht, dass sie menschlichen Kräften unerreichbare Ideale menschlicher Vollkommenheit entwerfe; — aber mit Unrecht. Es müssen solche Ideale in der Philosophie aufgestellt werden, damit das Streben, sie zu erreichen, unbegränzt und endlos sei, damit noch immer ein grosser Zwischenraum von dem, was schon geschehn ist, bis zum Ziele übrigbleibe. Man sage nicht, dass diess ewige, unaufhörliche Streben Ermüdung und Ueberdruss hervorbringe; es ist ja nicht unnüz, man nähert sich ja mit jeglichem Schritte mehr dem Ziele, und hier ist es schon grosser Ruhm, nur nahe gekommen, oder der nächste gewesen zu sein.[2]) Auch dient so ein Ideal immer zu einem sichern Maassstabe dessen, was schon geschehn ist, und was noch geschehen soll. Eine Republik, wie Plato sie dichtet, ist unter Menschen unmöglich. Aber dennoch hat Platos Dichtung[3]) ihren grossen, unverkennbaren Nuzen. Alle Staaten können nun mit einander wetteifern, diesem Ideale näher zu kommen, alle können nun messen, wie weit sie noch von ihm entfernt sind.

Ganz anders ist es in der Dichtkunst. Die Dichtkunst soll durch Täuschung unterrichten, wir sollen die Charaktere für wahr halten, die sie uns schildert. Sie darf uns also nicht Ideale liefern, die, weil ihre Existenz unmöglich ist, nicht für wahr gehalten werden können, und daher alle Täuschung aufheben.[4])

---

[1]) *„Man braucht aber freylich das Wort Moral nur für das, was hier Ethik genannt wird. Der Gebrauch der Wörter, wodurch man die verschiedenen Wissenschaften von einander absondert, ist überhaupt so schwankend.“ Engel.*

[2]) *„es ist einmal die Natur des Menschen nicht anders eingerichtet, als dass er immer weiter streben muss, wie das noch künftig gezeigt werden wird. Nun muss man aber beym Streben doch immer ein Ziel vor Augen haben, wohin man es richtet: und wenn nun das Streben nach der Natur des Menschen endlos ist: so wird jedes Ziel falsch seyn, das einmal ganz erreicht werden kann.“ Engel.*

[3]) *„eine solche Dichtung (vollkommner wie die Platonische, die vielleicht noch ihre grossen Mängel hat)“ Engel.*

[4]) *„Diess ist nur Ein und nicht der wichtigste Grund. Die moralischen Ideale können nicht die poetischen seyn, weil sie nicht so lebhafte Vorstellungen wirken, nicht in solchem Grade, wie die moralischunvollkommneren Charaktere, interessiren können.“ Engel.*

2. Die Oekonomik, und

3. die Politik. Die Definitionen einer kleinen Gesellschaft, und eines Staats sind schon bei der Einleitung in die ganze Philosophie da gewesen.

Noch pflegt man diesen 3. Wissenschaften eine allgemeine praktische Philosophie vorauszuschikken, in der man die allerallgemeinsten Wahrheiten vorträgt.

Allgemeine praktische Philosophie.

Ausser den Kräften unsres Verstandes giebt es noch in unsrer Seele eine Menge von Neigungen, Begierden, und Leidenschaften.

Eine Neigung ist überhaupt die Disposition der Seele zu einer gewissen Sache; eine Begierde ist die in der Seele gewekte, mit dem Gefühl eines Mangels, und dem Wunsche nach Entfernung dieses Mangels verbundene Neigung; eine Leidenschaft endlich ist der höchste Grad der Begierde, auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet. Ein Hang zum andern Geschlecht im Allgemeinen ist eine Neigung; diese Neigung verbunden mit dem Gefühl eines Mangels in unserm gegenwärtigen Zustande, und dem Wunsche, diesen Zustand zu verändern, und uns zu verheirathen, ist eine Begierde; diese Begierde endlich gegen ein einzelnes Frauenzimmer gerichtet, ist eine Leidenschaft.

Auf unsern Neigungen beruhet unser Vergnügen; nur das gefällt uns, ist uns angenehm, was unsern Neigungen schmeichelt.

Wir werden daher in der praktischen Philosophie:

1. aus den verschiedenen Neigungen der Seele die verschiedenen Arten des Vergnügens herleiten, die Natur einer jeden untersuchen, und ihren verhältnissmässigen Werth gegen einander bestimmen müssen; und

2. vermittelst der näheren Betrachtung des Vergnügens, das uns das beglükkendste und daurendste scheinen wird, die Pflichten auffinden, durch deren Beobachtung wir diess Vergnügen in dem grössesten Maasse, und in der längsten Dauer geniessen können.[1])

. . . .[2])

---

[1]) *„So nicht. Wir werden aus der Vergleichung aller Arten von Vergnügungen das höchste Ziel des Bestrebens finden; das bestimmen, was bey allem seinem Wollen der Mensch eigentlich immer will; daraus die allgemeine Regel des Verhaltens finden, u. s. w.“ Engel.*

[2]) *Die weitere Ausführung der praktischen Philosophie ist nicht erhalten.*

In der Vorrede zu seinen Übersetzungen aus Xenophon und Platon, seiner ersten gedruckten Arbeit, gedenkt Humboldt (Band 1, 5) des Beifalls, den „ein Mann, in dem Deutschland schon längst nicht bloß einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriftsteller verehrt" dieser Idee der Erneuerung antiker Philosopheme geschenkt habe, und bekennt diesem den größten Teil seiner Bildung schuldig zu sein. In diesem Manne hatte Haym (Wilhelm von Humboldt S. 7) mit vollem Rechte Engel, den Verfasser des Philosophen für die Welt, in dessen Hände bald darauf auch die philosophische Erziehung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gelegt wurde, erkannt und war den Einflüssen vorsichtig nachgegangen, die etwa in Humboldts Geistesart auf diesen liebenswürdigsten Vertreter der deutschen Aufklärung zurückzuführen sein möchten. Stand doch auch die Tendenz jener ersten Arbeit ganz innerhalb der Betrachtungsweise, wie sie Engel etwa in den beiden Briefen an Dutens (Schriften 1, 115. 126) verkündet hatte; ja die ganze Idee erwuchs wohl aus seinem Unterricht und seinen Anregungen, die ihrerseits wieder durch Garve beeinflußt gewesen zu sein scheinen (Band 1, 430). Während die Vorrede in den letzten Tagen vor der Abreise nach der Universität Frankfurt an der Oder, also Ende September 1787 in aller Eile geschrieben ist, lagen die Übersetzungen selbst schon zwei Jahre fertig im Pulte (Humboldt an Henriette Herz, Dezember 1787), sind also in dem gleichen Jahre 1785 entstanden, für das uns Engels Unterricht, wie wir sehen werden, bezeugt ist. Die sich darin zeigende Kenntnis des Griechischen und die Gewandtheit der Wiedergabe machen Fischers und Löfflers sprachlicher Unterweisung alle Ehre (Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 26. 27).

An dieser von ihm selbst zuerst aufgestellten und begründeten Deutung jener Anspielung, die, wie man sieht, mit allem, was wir sonst wußten, vortrefflich vereinbar war und gegen die von keiner Seite her Widerspruch oder auch nur Zweifel erhoben werden konnte, ist Haym später, als er bei Herausgabe der Jugendbriefe an Beer Humboldts philosophische Anfänge aufs neue zu überdenken Gelegenheit hatte, ohne zwingende Gründe irre geworden. Die sicheren Zeugnisse für Engels Unterricht beiseite schiebend oder doch wenigstens möglichst entkräftend, einer durch nichts sonst verbürgten, ganz unsicheren Tradition aus dem Munde des greisen Alexander von Humboldt, die Kayserling (Moses Mendelssohn [2] S. 455) unkritisch ausgebeutet hatte, mehr als billig Wert beimessend, glaubte er jetzt (Briefe von Humboldt an Nicolovius S. 114) lieber annehmen zu sollen, daß Humboldt mit jenen Worten nicht Engel, sondern Mendelssohn im Auge gehabt habe. Auch abgesehen von der Unsicherheit der ganzen Überlieferung (vgl. auch Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 29), die erst durch Kayserling ein so gravierendes Ansehen bekam, sprachen von vornherein eine ganze Reihe naheliegender Erwägungen gegen diese Auffassung. Alexanders mündlichem Zeugnis, der übrigens in dem Briefe an den Rabbiner Mortara aus dem Jahre 1853 nur ganz allgemein von einem „Einfluß" Mendelssohns auf seine und seines Bruders Erziehung „in vorsündflutlicher Zeit" redet, der bei der Stellung des Philosophen im berliner Geistesleben selbstverständlich ist, ist vor allem Mendelssohns eigenes, ganz unzweideutiges Gegenzeugnis im Vorbericht zu den Morgenstunden entgegen-

zuhalten, daß an den philosophischen Unterredungen, deren wesentlicher Inhalt dann 1785 in das genannte Werk einging, außer seinem Sohne Josef nur noch sein Schwiegersohn Simon Veit und der junge Wessely teilnahmen (Gesammelte Schriften 2, 236). Von einer Beteiligung der Brüder Humboldt ist hier so wenig die Rede als von der seiner Tochter Brendel (Dorothea), die Kayserling gleichfalls annimmt; ein Grund sie zu verschweigen lag nicht vor. Man sehe aber weiter vor allem auch jenen Satz Humboldts selbst genauer an: er redet von einem Lebenden, dessen Name aus Zartgefühl verschwiegen wird, weil er für jeden Kundigen ganz durchsichtig und eindeutig bezeichnet war; wäre Mendelssohn gemeint, der seit anderthalb Jahren tot war, so wäre der Name schwerlich unterdrückt worden. Auch paßt die Charakteristik, mindestens in ihrer zweiten Hälfte, bei weitem besser auf Engel als auf diesen. Daß endlich bei beiden Brüdern Humboldt in ihren Briefen an Beer und Wegener eine genaue Kenntnis der Morgenstunden Mendelssohns hervortritt, darf nicht wundernehmen: sie hatten das Buch natürlicherweise gelesen, auch ohne der Unterweisung des Verfassers genossen zu haben, wie denn auch die Möglichkeit persönlicher Beziehungen nicht geleugnet werden soll, wenngleich sichere Beweise dafür fehlen.

Schon hiernach dürfte die Frage, die eigentlich niemals hätte aufgeworfen werden sollen, im Sinne der älteren Ansicht Hayms endgültig entschieden sein. Zum Überfluß haben wir aber seitdem noch ein klares und genaues Selbstzeugnis Humboldts erhalten und die oben abgedruckten Aufzeichnungen aus dem philosophischen Unterricht schließen die Beweiskette zugunsten Engels ab. Nicht nur stimmen die Anschauungen unsres Manuskripts in allen Punkten, oft bis in kleine Einzelheiten und Nebendinge hinein, wie meine Anmerkungen nachweisen, mit Engels Anschauungen und Überzeugungen überein, sondern auch die Randbemerkungen sind von seiner Hand und zeigen damit, daß er auch der Leiter des Unterrichts, der vortragende Lehrer gewesen sein muß. „Meine erste bessere Bildung bekam ich durch Engel", schreibt Humboldt am 12. November 1790 seiner Braut Karoline von Dacheröden (Wilhelm und Karoline von Humboldt 1, 280); „bei dem hört' ich Philosophie nur mit wenigen andern und unterrichtete dann wieder meinen Bruder in seiner Gegenwart." Er bekennt ihr, eine Liebe zu Engel gehegt zu haben, die in den höchsten Enthusiasmus überging und von ihm warm erwidert wurde; der Unterricht sei ganz wolfisch und fast nur logisch gewesen, während die Empfindung unbeschäftigt blieb; nur die Metaphysik bot hie und da Gelegenheit, sie sprechen zu lassen, die dann eifrig benutzt worden sei. Er schildert dann fast schwärmerisch, welche religiöse Begeisterung der durch Leibnizens Monadologie ausgelöste Gedanke an die Beseeltheit der gesamten Natur an einem stillen, sternenklaren Abend im Walde von Tegel in ihm erzeugt habe. Der kühlen Schilderung des leibnizischen Systems, die oben abgedruckt ist, merkt man es allerdings kaum an, daß sie dem Jüngling Substrat religiöser Gefühle war. Über die Zeit, in der diese Privatvorlesung gehalten wurde, berichtet uns Nicolai in seiner Gedächtnisschrift auf Engel (S. 9), daß sie in die Jahre 1785 und 1786 fiel, was wohl im Sinne zweier akademischer Semester oder Schulhalbjahre zu verstehen ist.

Engel muß nach allem, was wir wissen, ein vortrefflicher Lehrer gewesen sein: Nicolai rühmt ihm nicht nur reiches und vielseitiges Wissen, sondern auch große Kunst des Vortrags nach. Daß er ein Pädagog im idealen Sinne des Wortes war,

ein Lehrer, der nicht nur ein Vermittler toten Wissenskapitals, sondern ein begeisterter und begeisternder Anreger zur lebendigen Übung geistiger Kräfte war, der auf das Individuum zu wirken verstand, zeigt uns die schwärmerische Liebe seines begabtesten Zöglings zu ihm. Seit 1776 war Engel Professor am Joachimstalschen Gymnasium, wo er in Logik, Ethik, Geschichte der Philosophie und deutscher Grammatik Unterricht gab sowie ausgewählte Stücke aus deutschen Dichtern erklärte. 1779 hatte ihn Zedlitz in die von Friedrich dem Großen angeregte Schulkonferenz berufen, die über Änderung der Lehrpläne zu beraten hatte. Als Probe seiner Anschauungen und seiner Praxis hat er 1780 seinen „Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln" (Schriften 9, 1) erscheinen lassen, der Zedlitz gewidmet ist. Aus ihm kann man eine klare Vorstellung gewinnen, wie er unterrichtet hat, und zugleich begreifen, was begabte Schüler zu ihm zog und bei ihm festhielt. Auch seine 1783 erschienene Poetik (Schriften 11) ist aus seinem Schulunterricht und dessen Bedürfnissen herausgewachsen. Einer ähnlichen Methode, wie sie seine Vernunftlehre uns darstellt, wird er sich auch in der Privatvorlesung bedient haben, soweit deren individueller Zweck und Charakter das zuließ. Was uns in Humboldts Manuskript vorliegt, sind nicht in der Lehrstunde abgefaßte Nachschriften, eigentliche Kollegienhefte, sondern freie, zu Hause angefertigte Ausarbeitungen (vgl. S. 440), philosophische Aufsätze, in denen der gesamte systematische Aufbau der Materie an Hand des Lehrbuchs und nach der Erinnerung aus den Lehrstunden dargelegt werden mußte. Diese Methode der Reproduktion setzt ein Maß von geistiger Arbeit und gedanklicher Beherrschung des Stoffes voraus, wie es nur ein so außergewöhnlich begabter und scharfsinniger Kopf wie Humboldt zu leisten imstande war. Hier ist die Schärfe der dialektischen Kraft zuerst geschliffen worden, die die Bewunderung der Zeitgenossen wurde (vgl. besonders Gentz, Briefe an Garve S. 65. 90).

Engel hat seinem Unterricht die damals landläufigsten Handbücher zugrunde gelegt, wie sie auch im akademischen Betriebe allgemein als Fundamente der Vorlesungen in Gebrauch waren: sie boten gewissermaßen das Gerippe, das der lebendige Vortrag nach bestem Vermögen mit Fleisch und Farbe zu umkleiden hatte, eine Methode, die nur bei dem wirklichen Pädagogen gute Früchte trägt, bei der der geistlose Pedant notwendig Fiasko macht. Seiner Logik legte er des alten Reimarus, des wolfenbütteler Fragmentisten, „Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in dem Erkenntnis der Wahrheit, aus zwoen ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet" (zuerst Hamburg und Kiel 1756) zugrunde. Kuno Fischer hat ihn den klarsten Kopf seiner philosophischen Richtung genannt: kein besserer Führer konnte für die logische Schulung gewählt werden. In der theoretischen Logik legte Engel besonderen Nachdruck auf die Lehre von den Begriffen, die nach allen Richtungen hin sehr genau besprochen ist und auch in seiner eigenen platonischen Vernunftlehre den Angelpunkt bildet, während er über die Lehre von den Urteilen und Schlüssen wesentlich rascher hinweggegangen zu sein scheint und im wesentlichen die Sätze von Reimarus kurz behandelt haben dürfte, da hier fast gar keine Aufzeichnungen Humboldts vorliegen. Ebenso schnell wurde der gesamte praktische Teil der Logik absolviert: hier finden sich überhaupt nur zu dem Kapitel von den Quellen der Erkenntnis einige Bemerkungen.

Schwieriger lag die Sache bei der Metaphysik, zumal sich Engel hier selbst sehr unsicher fühlte. Wir haben einen interessanten Brief von ihm an Campe vom 20. Juli 1786, worin er diesem auf die Bitte um ein metaphysisches Schulbuch eine abschlägliche Antwort erteilt (Leyser, Joachim Heinrich Campe 2, 125): hier erklärt er mit Recht die Metaphysik für ein akademisches, kein Schulfach und bekennt sich für seine Person unfähig, eine simple, in ein leichtverständliches Gewand gekleidete Darstellung eines als richtig erkannten, schwierigen metaphysischen Systems zu liefern, zumal die neuerliche Erschütterung der Grundprinzipien dieser Wissenschaft ein jahrelanges Durchdenken ihrer Probleme notwendig mache. Er spielt damit, ohne ihn mit Namen zu nennen, auf Kants Revolution der philosophischen Anschauungen an. Dieser inneren Unsicherheit im Unterricht Raum zu geben ging natürlich nicht an: so entschloß sich Engel, das bis dahin allgemein geltende leibnizische System darzustellen, mit dem er am vertrautesten war, und legte dabei den ziemlich farb- und geistlosen metaphysischen Teil von Feders, des Göttinger Philosophen, „Logik und Metaphysik nebst der philosophischen Geschichte im Grundrisse" (zuerst Göttingen und Gotha 1769) zugrunde. Dies geschah in viel freierer Weise als bei Reimarus' Logik: Engel hält sich hier auf weite Strecken in seiner Reproduktion von Leibnizens Ideensystem unabhängiger von dem Handbuche und hat eine Reihe einzelner Paragraphen sowie ganze Kapitel, z. B. den größten Teil der Kosmologie und fast die ganze natürliche Theologie übergangen, andres wie die Lehre von den Naturgesetzen und vom Optimismus selbständig eingefügt. Von der Moralphilosophie ist nur der Anfang erhalten, der keinerlei Vermutungen wegen eines zugrunde liegenden Leitfadens erlaubt.

Trotz des engen Anschlusses an Leibniz und sein System hat Engel eine ganze Reihe jüngerer Einzeluntersuchungen berücksichtigt und zur Ergänzung oder Berichtigung der allgemeinen Grundlage herangezogen. Von den großen Systembildnern nach Descartes steht Spinoza, der auch hier mit dem Beinamen des Atheisten gebrandmarkt wird, ohne Spur einer Wirkung beiseite. Auch Kants wird nur vorübergehend bei der Lehre von der Idealität des Raumes gedacht, ohne daß seine Kritik Einfluß gewonnen hätte; Humboldt hat hier noch keine Anregung zu ernsterem Kantstudium empfangen können (über sein Verhältnis zu Kant handelt jetzt abschließend Spranger in den Kantstudien 13, 57). Neben den wichtigeren Vertretern des französischen und englischen Denkens der Aufklärungsepoche, neben Bonnet, Buffon, Maupertuis, neben Home, Hume, Locke erscheinen begreiflicherweise besonders zahlreiche Vertreter aus der Schar der berliner und überhaupt norddeutschen Aufklärer, die teilweise zu Engels Freundeskreise gehörten, Männer wie Cochius, Eberhard, Lambert, Mendelssohn, Merian, Plattner, Sulzer, an deren Studien im einzelnen angeknüpft wird. Zweimal wird auch Herders Forschungen zustimmend gedacht.

Es war ein weiter Weg von der rein logisch-dialektischen Geistesrichtung und der Schwärmerei für Leibnizens Monadologie zu der überzeugten Anhängerschaft des Weisen von Königsberg, von der Anschauung, daß der Vers eine schöne Verteilung von Vokalen und Konsonanten sei, daß die Poesie durch Täuschung unterrichten wolle, zu der kongenialen Freundschaft mit Schiller und Goethe. Daß er so rasch durchmessen werden konnte, bleibt bewundernswert.

3. Aus Kleins Vorträgen über Naturrecht.

a. Über Zwangs- und Gewissenspflichten.[1])

ad pag: 211. 212. Mir scheint es doch, als thäte der Verfasser Pufendorfen in dieser Stelle Unrecht. Um ihn zu widerlegen, will er zeigen, dass auch ein Staat, in dem nicht alle Zwangspflichten beobachtet werden, bestehen könne, und führt zum Beweise dieses Sazes das Beispiel von Lacedämon an. Aber diess Beispiel ist sehr unglüklich gewählt, dünkt mich. Denn die Erlaubniss zu stehlen fand in Lacedämon 2. Einschränkungen. 1. Das Stehlen war nur den Kindern erlaubt. 2. Sie wurden gestraft,

---

Handschrift (753 halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) mit Randbemerkungen Kleins in der Privatbibliothek des Königs von Sachsen in Dresden. Sie befand sich im Besitze Kunths, des Erziehers der Brüder Humboldt, und scheint nach dessen Tode in verschiedene Hände gelangt zu sein. Es liegt ihr folgender Brief Alexander von Humboldts an den Lederwarenfabrikanten Eduard Bromenzer in Berlin bei (ungenau gedruckt bei Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 28 Anm.):

„Das Buch, ganz von der Hand meines Bruders geschrieben, enthält die Aufsäze, welche derselbe, nach jeder Privat Vorlesung des Kammergerichtsrath Klein, über das Naturrecht selbst ausgearbeitet. Die meist lobenden, bisweilen widerlegenden Nebenbemerkungen sind von der Hand des Kammergerichtsraths Klein. Ich muß wünschen, daß dieses Manuscript, das nie zum Druck bestimmt war, in die Hände von Personen komme, die den philosophisch-juristischen Werth einer solchen jugendlichen Arbeit Wilhelm von Humboldts zu schätzen wissen.

Berlin, im Februar 1854."

Von den drei oben ausgehobenen Stücken, die trotz ihres geringen Umfangs als Proben der Behandlungsart hier genügen müssen, ist das erste dem Abschnitt A (S. 41), das zweite dem Abschnitt S (S. 3), das dritte dem Abschnitt U (S. 4. 8. 44) entnommen.

[1]) *Diese Bemerkungen beziehen sich auf Höpfners Abhandlung „Warum sind die Menschenpflichten entweder vollkommene oder unvollkommene und welche Pflichten gehören zu der ersten, welche zu der letzten Gattung?" (Naturrecht S. 209).*

wenn man sie ertapte. Ich übergehe noch, wie wenig Reiz in dem dürftigen Lacedämon zu stehlen vorhanden sein konnte, und alle Vorkehrungen, die Lykurgus wider Geiz, und Geldgier gemacht hatte.

Sonst bin ich völlig Pufendorfs Meinung, dass ein Staat, in dem die völlige Nicht-Erfüllung irgend einer Zwangspflicht erlaubt wäre, unmöglich würde bestehen können. Eine Gesellschaft, wo es ohne Einschränkung erlaubt wäre, zu stehlen, könnte wohl unmöglich von Dauer sein. Jeder würde immerfort genöthigt sein, sich gegen angreifende Räuber zu wehren, keiner seines Eigenthums auch nur einen Augenblik sicher sein. Daher würde ewiger Streit, und Krieg, endlich völlige Anarchie und Verachtung der Geseze der Gesellschaft, und zulezt gänzliche Zerstörung derselben erfolgen.

Demohngeachtet will ich nicht streiten, dass Pufendorfs Grundsaz darin mangelhaft ist, weil es Schwierigkeiten machen wird immer zu bestimmen, die Erfüllung welcher Pflichten zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendig, und die Erfüllung welcher nur nüzlich ist.

ad pag: 213. 214. Wolf unterscheidet, glaub' ich, dadurch die Zwangspflichten von den Gewissenspflichten, dass ich von jenen gewiss weiss, dass sie der andre mir zu leisten verbunden ist; ein Umstand, der bei den Gewissenspflichten nicht Statt findet. Und dieser Unterschied scheint mir richtig.

Ich kann nicht wissen, ob irgend ein Mensch verpflichtet sei, mir irgend eine Gewissenspflicht zu leisten. Denn ein jeder hat das Recht seinen Zustand selbst zu beurtheilen, seine Kräfte nach eigner Willkühr anzuwenden, solange diese Anwendung nur nicht meine eigene Thätigkeit hindert.

Aber eben darum, weil auch mir die Anwendung meiner Kräfte völlig freisteht, weil auch mich niemand daran zu hindern das Recht hat, weiss ich, dass jeder mir alle Zwangspflichten zu leisten verbunden ist.

Die Kollision der Zwangspflichten kommt, däucht mich, hier nicht in Anschlag, sie ist nur selten, und macht eine Ausnahme von der Regel. Doch kann ich hierüber noch nicht urtheilen, weil wir noch nicht so weit im NaturRecht gekommen sind.

Auch die Definition einer Zwangspflicht, als einer solchen, deren Gegenstand bestimmt ist, scheint mir nicht unrichtig zu

sein. Zwar wendet der Verfasser ein, dass bei der Pflicht, nicht zu stehlen z. B., der Gegenstand unbestimmt sei. Aber ich denke, er ist es nicht. Ich soll niemanden bestehlen. Also sind alle Menschen der Gegenstand meiner Pflicht. Was kann bestimmter sein?

Hingegen bei der Pflicht, Nothleidenden beizustehn, bin ich weder verbunden allen, noch irgend einem gewissen einzelnen zu helfen; der Gegenstand ist also völlig unbestimmt.

Ich kann hier noch hinzusezen — was eigentlich Moses Mendelssohns Grundsaz zur Unterscheidung der vollkommenen und unvollkommenen Pflichten ist[1]) — dass, bei der Zwangspflicht, nicht allein der, dem sie geleistet werden muss, sondern auch alle übrigen Umstände bestimmt sind, da hingegen, bei der Gewissenspflicht, alles unbestimmt ist.

Bei der Pflicht, Schulden zu bezahlen, ist nicht allein der Gläubiger eine bestimmte Person, sondern auch alles übrige, die zu bezahlende Summe, der Tag, an dem bezahlt werden soll, u. s. f. ist festgesezt.

Aber bei der Pflicht, Allmosen zu geben, ist nicht allein der, welcher das Allmosen empfangen soll, nicht bestimmt, sondern auch nichts von allen übrigen Umständen, weder die Summe, die ich geben, noch die Art, wie ich sie geben soll, noch irgend sonst etwas.

ad pag: 214—217. Soviel ich aus der von dem Verfasser angeführten Stelle — die ich aber in dem vor mir liegenden Exemplare des übersezten Ferguson vergebens suche[2]) — urtheilen kann, definirt Garve die Zwangspflichten als solche, deren Nichterfüllung ein grösseres Uebel hervorbringen würde, als durch Gewaltthätigkeit, und Strafe entsteht. Ich bin aber mit dem Verfasser einig, dass diese Definition nicht ganz richtig scheint.

Garve, dünkt mich, sieht nur auf die Folgen, welche die Nichterfüllung gewisser Pflichten hat, und sucht nach der Wichtigkeit dieser Folgen zu entscheiden, ob die Pflicht erzwungen werden kann, oder nicht.

Aber ich glaube, man muss auf die Natur des Menschen

---

[1]) *Vgl. oben S. 462 Anm. 2.*

[2]) *Auch ich habe die Stelle, die sich im Ferguson nicht findet, bei Garve nicht ermitteln können.*

sehen, und sich bemühn, aus dieser zu beurtheilen, zu welchen Pflichten der Mensch ohne Ausnahme verbunden ist, und zu welchen anderen nicht.

Nimmt man nun die Untersuchung auf diesem Wege vor; so findet man nur Ein allgemeines Recht eines jeden Menschen, das nehmlich: seine Glükseligkeit so sehr zu erhöhen, als es möglich ist. Da aber dieses Recht allen und jeden Menschen zusteht, so kann auch, vermöge desselben, keiner mehr mit Recht von dem andern fordern, und mit Gewalt von ihm erzwingen, als dass er ihn in der Anwendung seiner Kräfte nicht störe. Denn wollte er mehr thun, wollte er den andern zwingen, auch seine eigenen Kräfte für ihn anzuwenden, so würd' er ihn dadurch in der Anwendung seiner Kräfte stören, und also Unrecht thun.

So finden wir daher auf diesem Wege, dass jemand nur gezwungen werden kann, nichts wider den andern, nicht aber, auch etwas für ihn zu thun; da hingegen, nach dem Garvischen Grundsaz, auch das leztere Zwangspflicht ist. Denn in vielen Fällen entspringet daraus, dass ich etwas für einen andren nicht thue, ein grösseres Uebel, als daraus entstehen würde, wenn man mich dafür strafte, es nicht gethan zu haben. So entsteht z. B. ein grösseres Uebel daraus, wenn ich einen ins Wasser gefallenen, den ich retten könnte, nicht rette; als wenn ich dafür gestraft würde, ihn nicht gerettet zu haben.

ad pag: 217. 218. Wenn Sulzer[1]) die Zwangspflichten als solche definirt, die unumstöslich gewiss, und allgemein bekannt sind, so versteht er darunter gewiss keine andre, als solche, die liquid sind, von denen jedermann einsieht, dass ich sie zu leisten schuldig bin. Und in Ansehung dessen, was der Verfasser hierwider einwendet, verweis' ich auf das, was ich *pag*. 43. 44.[2]) gesagt habe.

Dagegen dass Sulzer behauptet, unvollkommene Pflichten könne der Mensch nur sich selbst auflegen, sagt der Verfasser: „Sind sie nicht von einer höheren Hand jedem Menschen aufgelegt, der sie zu leisten im Stande ist?“ Unter dieser höheren Hand kann er, glaub' ich, nichts anders meinen, als Gott, und

---

[1]) *„Versuch einen festen Grundsatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts zu unterscheiden“ Vermischte philosophische Schriften S. 389.*

[2]) *Vgl. oben S. 470.*

dawider zu streiten, dass uns die unvollkommenen Pflichten nicht von Gott aufgelegt wären, ist Sulzern wohl nie eingefallen. Sulzer will, dünkt mich, nur sagen, dass sie uns nicht von andern aufgelegt werden können. Und sollte er hierin nicht Recht haben? Steht nicht einem jeden Menschen die Beurtheilung seines Zustandes, und die Anwendung seiner Kräfte völlig frei, solange er sie nicht zum Nachtheile andrer verwendet; und kann also wohl irgend jemand befugt sein, ihn zu zwingen, sie gerade auf diese, oder auf jene Art anzuwenden?

Auch in dem lezten Punkt dieses Paragraphen kann ich nicht mit dem Verfasser einig sein, dass Sulzer Unrecht haben sollte, zu sagen: „unvollkommene Pflichten wären keinen Gesezen unterworfen." Es giebt zwei Arten von Gesezen: natürliche, und von Menschen gegebene.

Die natürlichen Geseze legen den Menschen keine unvollkommenen Pflichten auf; sie gebieten nur die Glükseligkeit andrer nicht zu stören, nicht aber, sie auch zu befördern. Diess hab' ich schon *pag.* 46. 47.[1]) weitläuftiger zu beweisen gesucht.

Aber auch den von den Menschen angeordneten — den bürgerlichen Gesezen sind die unvollkommenen Pflichten nicht unterworfen. Denn jede Pflicht, die durch ein bürgerliches Gesez aufgelegt wird, ist schon eben deswegen eine vollkommene. Ich will mich bemühen diess weitläuftiger auseinanderzusezen.

Jedes bürgerliche Gesez gründet sich auf einen Vertrag. Die Menschen, als sie zuerst in Gesellschaft traten, verbanden sich untereinander zur Beförderung ihrer Glükseligkeit, sezten eine gewisse Anzahl von Personen aus ihrer Mitte fest, um zu beurtheilen, was sie zur Erreichung dieser Absicht zu thun hätten, und versprachen einander gegenseitig, alles zu leisten, was diese Personen verordnen würden. Eben diesen Vertrag machten, oder bestätigten vielmehr ihre Nachkommen, und wiederum die Nachkommen von diesen, und immer so fort bis auf uns. Daher hat noch jezt, vermöge dieses Kontraktes, jeder das vollkommene Recht, alles das von dem andern zu fordern, und zu erzwingen, was die von der Gesellschaft gegebenen Geseze ihm auflegen; die Dienste, welche ihm der andre, vermöge dieser Geseze, zu leisten schuldig ist, sind gleichsam sein Eigenthum. Versagt ihm also der andre diese Dienste, so greift er sein Eigenthum an. Demnach ist

[1]) *Vgl. oben S. 472.*

die Pflicht, sie zu leisten, eine solche, durch deren Nichterfüllung das Recht des andern gekränkt wird, d. h. eine vollkommene.

Wenn der Ursprung der Gesellschaft, den ich hier annehme, auch vielleicht nicht der wahre ist; so muss man ihn doch zum Grunde legen, wenn man im NaturRecht über die Gültigkeit der Geseze, und über das, was durch sie erzwungen werden darf, oder nicht, urtheilen will. Es kann leicht sein, es scheint mir vielmehr glaublich, dass die meisten Gesellschaften durch das Recht des Mächtigeren entstanden sind. Wollte man aber diess zum Grundsaz annehmen; so würde dem Oberherrn alles zu befehlen und zu verbieten erlaubt sein. Doch von dem Ursprung der Gesellschaft reden wir erst in der Folge.

Ich habe hier nur gesagt, daß jede unvollkommene Pflicht durch das Gesez in eine vollkommene verwandelt werden kann; aber ich muss noch hinzusezen, dass gewisse unvollkommene Pflichten vernünftiger Weise gar kein Gegenstand der Geseze sein können, weil sie zu unbestimmt sind, um von andern beurtheilt werden zu können. Kein Gesez kann mir befehlen, dankbar zu sein. Denn wer, als ich selbst, kann beurtheilen, wofür, und in welchem Masse ich dankbar sein muss, und wofür, und in welchem Masse ich dankbar sein kann.

ad pag: 219—221. Der Grundsaz, wonach der Verfasser die vollkommnen Pflichten von den unvollkommenen unterscheidet, ist folgender: Du darfst mir thun, was ich Dir thue; Du kannst gegen mich unterlassen, was ich gegen Dich unterlasse; nicht mehr, nicht weniger. Andern, sagt er, nichts von den Vollkommenheiten zu entziehen, die sie besizen, ist Zwangspflicht. Warum das? Weil, wenn mir jemand etwas von den Vollkommenheiten, die ich besize, entzieht, ich berechtigt bin, um ihn hievon abzuhalten, ihm wieder etwas von den seinigen zu entziehen, d. h. ihn zu zwingen. Die Vollkommenheiten andrer zu befördern, ist Liebespflicht. Warum? Weil, wenn der andre meine Vollkommenheiten nicht befördern will, ich nicht befugt bin, ihm etwas von seinen Vollkommenheiten zu entziehn, und ihn also zu zwingen, sondern nur auch wiederum, bei vorkommender Gelegenheit, seine Vollkommenheiten nicht zu befördern.

Diess ist das System des Verfassers. Ich hab' es ein wenig weitläuftiger vorgetragen, weil ich gewiss sein wollte, ihn auch recht zu verstehen.

Aber der Grundsaz des Verfassers: Du darfst mir thun, mir unterlassen, was ich Dir thue, Dir unterlasse, scheint mir völlig unrichtig zu sein. Wer giebt mir das Recht, wer auf aller Welt kann es mir geben, meinen Nachbar zu bestehlen, weil er mich bestohlen hat; ihm nach dem Leben zu trachten, weil er mir darnach getrachtet; ihn, wenn er ins Wasser fällt, und ich ihn retten kann, ertrinken zu lassen, weil er mich einmal, da ich ins Wasser fiel, und er mich retten konnte, ertrinken lassen wollen? Wer, sag' ich, kann mir so ein Recht geben, und was könnte ein solches Recht für einen Zwek haben? Gewiss keinen andern, als das Uebel in der Welt zu verdoppeln.

Aber, wird man mir einwenden, steht mir nicht das Recht zu, wenn mich jemand bestohlen hat, ihm, was er mir gestohlen, wieder abzunehmen, und noch etwas von dem seinigen dazu, damit er es nicht wieder wage, mich zu bestehlen; steht mir nicht das Recht zu, wenn mir jemand ein Obdach versagte, da ich, vor einem Ungewitter, in seine Hütte flüchtete, es ihm wiederum zu versagen, wenn er, in ähnlichen Umständen, auch einmal in die meinige flüchten will, nur um ihn zu lehren, ein andermal gefälliger gegen mich zu sein? Und ist diess Recht, den andern durch Zufügung eines Uebels, oder durch Verweigerung eines Dienstes abzuhalten, auch mir kein Uebel zuzufügen, auch mir keinen Dienst zu verweigern, mit jenem obigen: Du darfst mir thun, was ich Dir thue, nicht einerlei?

Den ersten Theil des Einwandes geb' ich zu, dass wir ein solches Recht haben, als dort angegeben ist; den zweiten aber läugn' ich, dass diess Recht mit dem oben angeführten des Verfassers einerlei sei. Beide Rechte können zuweilen einerlei Folgen haben, aber sie selbst sind unendlich verschieden. Das erste erlaubt mir, dem andern eben so viel Böses zuzufügen, als er mir zugefügt hat; das zweite, ihm nur so viel Böses zuzufügen, als hinreichend ist, ihn abzuhalten, dass er künftig mir keines mehr zufügt. Nun können zwar beide Rechte manchmal einerlei Folgen haben. Z. B. wenn mich jemand tödten wollte, dürft' ich ihn, vermöge des ersten Rechts, wieder tödten; und eben diess dürft' ich vielleicht auch nach dem zweiten, nehmlich alsdann, wenn ich mein eigenes Leben vor ihm auf keine andre Art in Sicherheit stellen könnte. Wenn jemand, den ich um Speise bäte, mir diese Speise versagte, so dürft' ich, nach dem ersten Recht, sie ihm, in gleichem Falle, wieder versagen; und eben diess dürft' ich vielleicht

auch vermöge des zweiten, wenn nehmlich gerade diess das wirksamste Mittel wäre, ihn für ein andermal gefälliger zu machen.

In den meisten Fällen aber sind ihre Folgen eben so verschieden, als sie selbst. Z. B. jedesmal, da mir jemand etwas von meinen Vollkommenheiten entziehet, bin ich, nach dem ersten Rechte, befugt, ihm wieder etwas von den seinigen zu entziehen; nach dem zweiten hingegen bin ich das nicht immer. Denn es giebt Fälle, wo ich den andern, auch durch die blosse Verweigerung einer Gefälligkeit, hinreichend abhalten kann, mir künftighin nicht wieder Unrecht zu thun. Wenn ich jemanden, der mich einmal, da ich in Lebensgefahr war, nicht retten wollte, ins Wasser fallen sehe, und im Stande bin ihn zu retten, darf ich ihn, nach dem ersten Rechte, ertrinken lassen; nach dem zweiten hingegen nicht. Denn dieses erlaubt die Verweigerung gewisser Dienste nur, um den andern dadurch gefälliger, und dienstfertiger zu machen. Dieser Zwek aber fiele bei dem angenommenen Fall gänzlich weg; denn rettete ich ihn nicht, so würd' er ertrinken, und also fernerhin weder Gelegenheit haben, mir Dienste zu erweisen, noch zu verweigern.

Also sind die beiden Arten der Rechte, von denen wir hier reden, gänzlich von einander verschieden; und wenn sie bisweilen einerlei Folgen haben, so ist diess nur zufällig.

Demnach ist, wenn das hier geführte Raisonnement richtig ist, der Grundsaz des Verfassers, und seine Anwendung davon auf den Unterschied der Zwangs- und Gewissenspflichten falsch.[1])

b. Über die Ehe.

Die Ehe ist eine Verbindung unter Personen beiderlei Geschlechts. Die Personen, die in diese Verbindung treten, geniessen mit und durch einander alle die Freuden, alle die Vortheile, die ihnen die Einrichtung ihrer Natur und ihre spezielle Lage zu geniessen erlaubt. Sie fühlen beide eine Menge von Bedürfnissen, die aus dem Unterschiede ihrer Geschlechter entspringen, und diese Bedürfnisse suchen sie mit einander zu befriedigen. Da nun diess der Nuzen ist, den die Ehe gewährt, so muss eben diess auch ihr Zwek sein — die möglichste Befriedigung der Geschlechts-

---

[1]) *In einem Briefe Kleins an Humboldt heißt es mit Bezug auf diesen ganzen Abschnitt: „Was Sie sonst über die angehängte Abhandlung des Verfassers sagen, hat mir ausnehmend gefallen."*

bedürfnisse. Daher ist derselbe nun weder die Fortpflanzung des Geschlechtes allein, noch die gegenseitige Beihülfe, noch was man irgend sonst etwa annehmen könnte. Die Ehe erstrekt sich auf alle Geschlechtsbedürfnisse ohne Ausnahme, alle ohne Ausnahme sollen durch sie befriedigt werden. Wenn aber auch die Möglichkeit, eines oder das andre zu befriedigen, mangeln sollte, so ist die Ehe darum nicht weniger gültig; denn nur die möglichste Befriedigung ist ihr Zwek. Aus eben dem Grunde aber, weil es die möglichste ist, ist auch die Verbindlichkeit vorhanden, alle die zu befriedigen, die sie zu befriedigen im Stande ist. Zugleich nun ist diese Bestimmung weit würdiger, weit edler, als irgend eine andre; denn sie sieht nicht bloss auf die Bedürfnisse des Körpers, sondern auch auf die Bedürfnisse des Geistes und Herzens. Denn auch Bedürfnisse des Geistes und Herzens giebt es, die aus dem Unterschiede beider Geschlechter entspringen. Der ernstere, rauhere Mann fühlt das Bedürfniss, mit dem biegsameren, sanfteren weiblichen Geschlechte umzugehen. Er fühlt das Bedürfniss, von der Last ernsthafter, anstrengender Geschäfte in dem leichteren, unterhaltenderen Umgange mit dem andern Geschlechte auszuruhen. Jeder Mensch sehnt sich, nach einem ihm natürlichen Triebe, seine Empfindungen und seine Wünsche andern mitzutheilen, und es ist ihm angenehm, wenn der Andre daran einen wahren, lebhaften Antheil nimmt. Wenn er sie nun seinem Freunde entdekt, so wird dieser zwar an den wichtigeren, grösseren Theil nehmen, aber nicht, was er doch nicht weniger wünscht, an den kleineren unwichtigeren, die mehr durch den, der sie hat, als durch sich selbst interessiren. Zu einer solchen Theilnehmung ist die blosse Freundschaft zu ernst, zu kalt. Nur die Liebe ist dazu fähig, nur die Liebe nimmt an jeder, auch der unwichtigsten Begebenheit Antheil, sobald sie nur den geliebten Gegenstand angeht. Also auch hierin, und hierin vorzüglich fühlt der Mann das Bedürfniss, sich mit einer Person des andern Geschlechts zu verbinden. Alle diese Bedürfnisse nun, die aus dem Unterschiede beider Geschlechter entspringen, soll die Ehe befriedigen, und zwar in dem höchsten möglichen Grade befriedigen.[1])

---

[1]) *„Sie haben über die Ehe nicht nur gut raisonnirt, sondern auch mit einer Wärme und einem Edelmuth gesprochen, wozu ich Ihrer künftigen Gemahlin im Voraus Glück wünsche.“ Klein.*

c. Über den Staat.

In der Definition des Verfassers vom Staat sind einige Merkmale nicht völlig richtig angegeben. Einmal ist ein Staat nicht immer eine ungleiche Gesellschaft: auch die Demokratie im allerstrengsten Verstande, wo alle völlig gleicher Rechte geniessen, ist ein Staat. Zweitens ist es keine wesentliche Eigenschaft eines Staates, dass er aus mehreren Familien bestehe: die Mitglieder desselben können auch einzelne, durch kein Familienverhältniss verbundne Personen sein, und es kommt so wenig darauf, als auf ihre Anzahl, auf ihre Menge an. Endlich aber ist es nicht richtig, dass der Staat bloss für die äusserliche Glükseligkeit sorgen soll. Warum will man den Zwek desselben so einschränken? Ist die innere Glükseligkeit etwa weniger wichtig, als die äussere? Ist es weniger wichtig, dass die Bürger tugendhaft und daher ruhig und zufrieden sind, als dass sie im Wohlstande leben, dass ihr Eigenthum gesichert ist u. s. f.? Warum sagt man folglich nicht lieber: Glükseligkeit überhaupt ist der Endzwek des Staats, Glükseligkeit jeder Art, äussere sowohl als innere? Das versteht sich von selbst, dass Glükseligkeit nur insofern Endzwek des Staats sein kann, insofern der Staat im Stande ist, sie zu erreichen, und da die Mittel, durch welche der Staat zu seinen Zwekken gelangt, Zwangsmittel sind, nur insofern, insofern Glükseligkeit durch Zwangsmittel erreicht werden kann. Aber, wird man mir einwenden, wann man diese Einschränkung hinzufügt, so ist es eben so gut, gleich ohne dieselbe den Endzwek des Staats nur in die äusserliche Glükseligkeit zu sezen; denn die innerliche ist ohne freie Ausübung der Kräfte unmöglich, und also durch Zwangsmittel unerreichbar. Eigentlich und unmittelbar ist es zwar allerdings wahr, dass die innerliche Glükseligkeit durch Zwangsmittel nicht befördert werden kann, aber mittelbar ist es möglich. Der Staat kann Anstalten, Einrichtungen machen, durch welche auch der moralische Charakter der Bürger gewinnt. Von dieser Art sind z. E. Schulen und Erziehungsanstalten überhaupt, von dieser Art sind die Einrichtungen, die er auch zur Belehrung der Erwachsenen durch den Gottesdienst macht, von dieser Art sind endlich und ganz vorzüglich die Geseze, die er giebt, und die Strafen, die er zuerkennt. Wenn er z. E. den Luxus verbietet, so bringt zwar diess Verbot Anfangs nur die Folge hervor, dass der Trieb, den die Bürger zum Luxus haben, sich nicht mehr in

Handlungen äussert, nicht aber, dass dieser Trieb selbst aufhört. Allein jeder Trieb, wenn er nicht befriedigt werden kann, wächst zwar Anfangs desto mehr, wird desto stärker; kann er aber immerfort nicht befriedigt werden, so nimmt er endlich ab und wird schwächer, bis er zulezt gänzlich verschwindet. Hat also nur das Verbot des Luxus eine Zeitlang gedauert, so wird auch der Trieb zum Luxus schwächer werden; die Leute werden anfangen einzusehen, dass der Luxus sie nur in Unglük und Elend stürzt, dass sie ohne denselben weit glüklicher und zufriedener leben, und so werden sie bald freiwillig thun, was sie vorher gezwungen zu thun sich weigerten. Dadurch hätte doch aber ihr moralischer Charakter, ihre innere Glükseligkeit augenscheinlich gewonnen. Und wie viel kann der Staat nicht durch Strafen hierauf wirken! Werden nicht in sehr vielen Fällen nicht allein der Verbrecher, sondern auch die durch die Strafe gebessert, die nur Zuschauer derselben sind? Also auch die innerliche Glükseligkeit kann der Staat befördern, und zwar durch Zwangsmittel befördern, nur nicht unmittelbar und auf der Stelle, sondern mittelbar und nach und nach. Diess wären, meiner Meinung nach, die Mängel der Definition des Verfassers. Eine richtigere scheint mir folgende zu sein: der Staat ist eine Gesellschaft mehrerer Personen, die sich zu Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit mit einander vereinigt haben; denn so ausgedrükt scheint mir der Begriff nicht allein vollständig, sondern auch präzis zu sein.

Noch muss ich bei Gelegenheit dieses Paragraphen einer berühmten Streitfrage erwähnen, der nehmlich, ob der Zwek des Staats bloss die Sicherheit, oder ausser derselben noch das Wohl der Bürger sein müsse. Für beide Partheien haben sich Anhänger gefunden, und für die erste haben sich vorzüglich die erklärt, die der bürgerlichen Freiheit günstig sind. Wenn man genau erwägt, worin eigentlich die Sicherheit und das Wohl eines Staates besteht, und durch welche Mittel beides befördert werden muss, so sieht man ohne Mühe, dass das eine nur sehr schwer von dem andern getrennt werden kann, und dass fast immer, wenn das eine befördert wird, auch zugleich das andre gewinnt. Es dient zur inneren Sicherheit eines Staats, dass die Verbrecher bestraft werden; eben dadurch aber wird der Wohlstand der Bürger erhöht; denn erst dann, wenn das Eigenthum eines jeden gesichert ist, kann er recht daran denken, es zu vermehren und zu vergrössern. Es dient ferner zur äusserlichen Sicherheit, wann der Staat mächtig

und seinen Feinden furchtbar ist, wann seine Bürger reich und vermögend sind; eben darin aber besteht auch sein Wohlstand. Und eben so wird man es überall finden: was die Sicherheit der Bürger befördert, befördert auch ihr Wohl, und eben so umgekehrt; beides ist unzertrennlich von einander. Wäre dem aber auch nicht also, gäb' es auch Mittel, die Sicherheit der Bürger zu befördern, ohne dass dadurch ihr Wohlstand gewänne, oder umgekehrt; so würde man dennoch die Sicherheit nicht füglich als den einzigen Zwek des Staats ansehen können. Zwar haben diejenigen, welche diess behauptet, eine sehr edle Absicht gehabt: indem sie den Zwek des Staates einschränkten, wollten sie seinem Rechte, die Freiheit der Bürger zu schmälern, engere Gränzen sezen; indess die Freiheit der Bürger gewinnt auch dann, und vorzüglich dann, wann man das Wohl des Staats mit zu den Endzwekken desselben zählt; denn das Wohl der Bürger liegt vorzüglich in ihrer moralischen Vollkommenheit, und wenn diese gleich auch durch Zwangsmittel erhöht werden kann, so ist es doch nur mittelbarer Weise möglich. Das Verbot des Luxus ist es nicht eigentlich, das die Neigung zu Aufwand und Pracht unterdrükt, sondern die in den Seelen der Menschen entstehende bessere Ueberzeugung, die aber freilich durch das Verbot befördert wird. Ja es lassen sich Fälle denken, wo, wenn der Staat nur die Sicherheit der Bürger allein zur Absicht hätte, die Freiheit derselben noch mehr eingeschränkt werden müsste, als wenn ihr Wohlstand mit ein Theil seines Endzwekkes ist. Es würde z. E. offenbar für die Sicherheit in grossen Städten sehr vortheilhaft sein, wenn es keinem erlaubt wäre, sobald es dunkel wäre, sein Haus zu verlassen. Hätte nun die Obrigkeit nur die Sicherheit zu ihrem Augenmerke genommen, so würde sie, ohne darauf zu sehen, wie sehr die Freiheit der Bürger dadurch geschmälert werden würde, diese Einrichtung treffen müssen; da es ihr aber zugleich um das Wohl derselben zu thun ist, da es ihr nicht genug ist, dass sie nicht stehlen können, da sie es auch so weit bringen will, dass sie es nicht wollen mögen, so legt sie ihrer Freiheit nicht solche Fesseln an, sondern sorgt lieber auf eine andre, weniger drükkende Art für ihre Sicherheit.

. . . .

Schon die Moral macht es mir als Menschen zur Pflicht, dass ich immer das Beste von dem Andern präsumiren muss, dass ich, so lange die Entscheidung noch zweifelhaft ist, immer glauben

muss, er habe pflichtmässig, nicht pflichtwidrig gehandelt. Noch mehr aber bin ich dazu im Staate gegen den Regenten verbunden: einmal weil der Regent bei der genaueren Kenntniss, die er von dem Staat und seinen Verhältnissen hat, viel besser, als ich, zu beurtheilen im Stande ist, was seinen Pflichten gemäss, und was zum Besten der Bürger erforderlich ist, und weil ich also schon aus diesem Grunde mein Urtheil dem seinigen unterwerfen muss; zweitens aber, weil es für die innere Ruhe des Staats höchst gefährlich ist, selbst Verdacht in die Einsichten und die Denkungsart des Regenten zu sezen, und noch mehr ihn bei Andern zu erregen. Jeder Bürger ist schon an sich eifersüchtig genug auf seine Rechte, und glaubt immer, dass ihm von dem Regenten zu viel geschehe. Wer also diese Ideen unterhält und bestärkt, kann leicht Gelegenheit zu Empörung und Aufruhr geben.

Der Kammergerichtsrat Ernst Ferdinand Klein, ein Verwandter Nicolais und eine der markantesten Persönlichkeiten unter den berliner Gelehrten der Aufklärungszeit, später Professor in Halle, hat sich besonders durch seine Mitarbeit an dem von Carmer und Svarez ins Leben gerufenen Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs verdient gemacht, aus dem dann durch Revision das allgemeine preußische Landrecht hervorgegangen ist. Ihn hatte Engel ausersehen, dem jungen Humboldt zur speziellen Vorbereitung auf seine spätere juristische Laufbahn eine Privatvorlesung über das Naturrecht zu halten, und, wie Klein selbst berichtet (Lowe, Bildnisse jetztlebender berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien 6, 59), ihm diesen Teil des Unterrichts übertragen. Die Zeit, wann diese Vorträge gehalten worden sind, gibt Klein nicht an: doch ergibt sich aus Briefen von ihm an Humboldt, die dem Manuskript beiliegen, daß sie im März 1785 begonnen und im Februar 1786 beendet wurden, also neben den philosophischen Kursen Engels hergegangen sind. Auch hier haben wir es wie bei den philosophischen Aufsätzen nicht mit Kollegheften, sondern mit privaten häuslichen Ausarbeitungen zu tun, was auch durch den oben abgedruckten Brief Alexander von Humboldts ausdrücklich bezeugt wird.

Klein hat den damals verbreitetsten Leitfaden seinen Erörterungen zugrunde gelegt, Höpfners, des aus Goethes Jugendgeschichte bekannten Gießener Professors, „Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und der Völker“ (zuerst Gießen 1780), an dessen einzelne Paragraphen sich Humboldts Ausführungen anschließen. Von den angehängten vier Exkursen ist nur der erste berücksichtigt (vgl. oben Abschnitt a). Randbemerkungen Kleins finden sich sehr wenige und fast nur lobende, mehrfach sogar enthusiastische; die zum Abschnitt S ist oben schon wiedergegeben. In einem Briefe Kleins vom 7. April 1785 heißt es: „Ich freue mich sehr in Ew. Hochwohlgeboren Aufsätzen nicht nur Beweise, daß Sie das Gehörte wohl durchdacht, sondern auch so viele Spuren eines eigenen unge-

leiteten Nachdenkens zu finden .... Es hat mir sehr gefallen, daß Sie bei den meisten Fällen Beispiele angeführt haben.“ Zu den Abschnitten B und C finden sich die meisten Bemerkungen: die Darstellung der Kollisionslehre findet Klein „ganz unverbesserlich“, meint jedoch, man dürfe dem Unsterblichkeitsglauben nicht so große Wichtigkeit beimessen, da der Materialist sein Leben oft zu hoch, der Unsterblichkeitsgläubige, wie die Inquisition beweise, das der andern Menschen oft zu niedrig schätze; die Bemerkungen zu § 39—44 sind ihm „eines geübten Denkers würdig“ und haben ihm „ganz ausnehmend gefallen; ich möchte gern mehr sagen, wenn ich nicht Ihre Bescheidenheit zu beleidigen fürchtete.“ Im Abschnitt D heißt es zu § 47: „Die bei diesem Paragraphen gemachten Anmerkungen beweisen ein reifes Nachdenken und haben mir ganz vorzüglich gefallen.“ Beim Abschnitt Q fühlt sich der Lehrer zu der dramatischen Randglosse bewogen: „Ei, ei, wenn Sie mir wenig oder nichts zu erinnern oder beizufügen übrig lassen, wodurch soll ich Ihnen denn beweisen, daß ich Ihre Aufsätze mit verweilendem Vergnügen gelesen habe?“

Trotz dieser begeisterten Urteile, die durchaus verdient sind, da die Aufsätze von einer ganz erstaunlichen Klarheit und Schärfe des Nachdenkens beredtes Zeugnis ablegen, mußte schon des Umfangs wegen von einem vollständigen Abdruck Abstand genommen werden. An Wichtigkeit für die Erkenntnis von Humboldts geistiger Entwicklung stehen sie durchaus nicht hinter den philosophischen Ausarbeitungen zurück. Warum ich als Proben die oben abgedruckten Abschnitte gewählt habe, wird jeder sofort einsehen: gern hätte ich noch mehr Proben, z. B. die hübschen Erörterungen über die Sklaverei (Abschnitt F), über das Geld (Abschnitt L), über den Eid (Abschnitt N) gegeben, aber es wäre dann schwer eine Grenze zu finden gewesen. Der folgende genaue Auszug des gesamten Inhalts mag dafür entschädigen.

A. (61 Seiten, zu Höpfner § 1—29: V o r b e r e i t u n g s s ä t z e.) — (§ 1—5.) Die Definition der Handlung ist zu weit, die des Faktums willkürlich: jene setzt ein vernünftiges Wesen als wirkende Ursache voraus, diese nimmt auf eine solche keine Rücksicht; Caesars Ermordung durch Brutus ist ein Faktum und zugleich eine Handlung des Brutus. Der Grund einer Handlung liegt entweder in den dunkeln oder in den nicht dunkeln Ideen des Geistes. Der erste Fall umfaßt drei Unterarten: die dunkeln Vorstellungen sind aus ursprünglich nicht dunkeln entstanden (angewöhnte Handlungen), man hat sich selbst in den Zustand dunkler Ideen versetzt (Trunk, Leidenschaften: verschuldet-unwillkürliche Handlungen), es handelt sich um Folgen unsrer Empfindungsgesetze (Zurückfahren im Schreck, Schamrotwerden). Die actiones ad libertatem relatae *sind so gut strafbar als die freien. Wichtig ist der Unterschied von Zwang und Gewalt: diese ist vorhanden, wenn eine Kraft gehemmt und ihre Wirkung zerstört, jener, wenn man durch Androhung einer Gewalttätigkeit zu einer Handlung genötigt wird. Ist der Gegenstand der Drohung nicht Gewalttätigkeit, so liegt kein Zwang, sondern eine einfache Drohung vor; daher darf der Richter den Begriff des Zwanges nicht zu weit ausdehnen. Aus Zwang und Gewalt entspringt nie moralisches Gute, was aus freier Entschließung der Seele nach den innerlichen Gründen der Handlung geschehen muß; diese aber wird dadurch aufgehoben oder eingeschränkt. — (§ 7.) Moralisch notwendig ist alles, dessen Unterlassung den Gesetzen eines vernünftigen Begehrungsvermögens widersprechen würde. Verbindlichkeit ist mora-*

lische Notwendigkeit, dem Rechte, Pflicht moralische Notwendigkeit, dem Fuge eines andern nachzugeben. Der Einwurf, daß der Begriff eines Oberen in der Definition fehle, ist falsch: man braucht nicht immer auf Gott als erste Ursache zu rekurrieren und auch ohne die Erkenntnis eines Gottes gibt es Verbindlichkeiten. — (§ 8.) Die Definition des Gesetzes ist zu eng, da sie Permissivgesetze ausschließt. Ein Gesetz ist ein Satz, woraus zu erkennen ist, warum ein gewisses Prädikat unter einerlei Umständen immer einem gewissen Subjekte zukomme. Es gibt nur leges pactitiae, *denn auch der Gehorsam der Untertanen gegen den Fürsten beruht auf Vertrag. Bei den positiven Gesetzen entspringt die Verbindlichkeit aus dem Gesetz; bei den natürlichen ist die Verknüpfung beider Begriffe gleichgültig. — (§ 11.) Permissivgesetze enthalten keinen Widerspruch, denn sie drücken indirekt die Verbindlichkeit aus, den, zu dessen Bestem das Gesetz gegeben ist, nicht in der Ausübung der Erlaubnis zu stören, die ihm erteilt ist. — (§ 12.) Indifferente Handlungen gibt es nur im juristischen, nicht im moralischen Sinne, da jede Handlung Bezug auf die Glückseligkeit, nicht jede aber auf gesetzliche Verbindlichkeit hat. Eine kleinste Bewegung der Hand ist ethisch nicht indifferent, aber Undankbarkeit gegen den größten Wohltäter ist es juristisch. — (§ 15.) Die Definitionen von Strafe und Belohnung sind zu weit: nur diejenigen Folgen einer Handlung, die absichtlich von Gott oder Menschen an sie geknüpft sind, um einen Beweggrund abzugeben, sie zu unterlassen oder weiter auszuüben, fallen unter jene Begriffe. Ein Beinbruch oder das Finden eines Geldbeutels sind Folgen eines Ausgangs, aber weder Strafe noch Belohnung desselben. Der innere Zusammenhang der Handlungen muß hier entscheiden. — (§ 16—18.) Bei der Imputation ist zu unterscheiden die tatsächliche Zueignung einer Handlung, die Zurechnung derselben und die ihrer Folgen; die erste kümmert sich nicht um den moralischen Wert oder Unwert der Handlung. Die Zurechnung der Folgen erfordert besondere Vorsicht und Scharfsinn: wenn ein durch den Bankerott eines andern bankerott gewordener Kaufmann zum Raubmörder wird, so kann dies dem ersteren nicht mehr zugerechnet werden. Nur unmittelbare und vorauszusehende Folgen können imputiert werden, nicht solche, die des Miteinflusses andrer bedürfen.* Dolus *und* culpa *entspringen beide aus böser Willensäußerung, jener unmittelbar aus einer jetzigen, diese mittelbar aus einer ehemaligen. Man unterscheidet* dolus ex intentione directa *und* indirecta, *bei jenem wieder* immediatus *und* mediatus: *Beispiele der Mord aus Rache, zum Zweck der Beraubung, im Duell. Die Schätzung ganzer Gattungen von Handlungen gehört für den Gesetzgeber, die individueller Handlungen für den Richter; jener betrachtet Motive und Folgen im allgemeinen ohne Rücksicht auf die individuellen Verschiedenheiten der Charaktere und Lagen, setzt Strafen und Motive in das richtige Verhältnis und bestimmt die Strafe jeder einzelnen Gattung. Von den vier Beweggründen der Handlungen Verführung, Vernunft, Bosheit und Trägheit gehen nur die beiden letzten den Gesetzgeber an. Der Grad der Strafe richtet sich nach dem Grade der Bosheit oder der Trägheit des Verbrechers: hier muß der Richter die abstrakte Vorschrift des Gesetzgebers individuell modifizieren. Die Größe der Strafe richtet sich nach der Menge und Stärke der Vernunftgründe, welche den Verbrecher antreiben konnten die Handlung zu unterlassen. Die* culpa *entspringt aus dem Mangel oder Nichtgebrauch gewisser Kräfte: in beiden Fällen liegt* dolus *zugrunde. Die* culpa *ist* levissima, levis *oder* lata; *die*

letztere ist für den Richter meist gleich dolus indirectus. *Die* culpa *wird* in abstracto *oder* in concreto *betrachtet; die Gesetze beschäftigen sich nur mit ersterer. Für Belohnungen kommen nur beabsichtigte, nicht zufällige gute Folgen in Betracht. — (§ 20.) Das Naturrecht kann objektiv als Wissenschaft, subjektiv als Kenntnis dieser Wissenschaft definiert werden. Angeborenes und wissenschaftliches Naturrecht unterscheiden sich wie natürliche und wissenschaftliche Logik: jene beruhen auf dunkler, diese auf deutlicher Erkenntnis. Die dunkle Erkenntnis heißt angeboren, weil sie selbstverständlich ist und ohne lange Überlegung eingesehen wird; doch gibt es Fälle, über die die natürliche Empfindung verschieden urteilt, z. B. die unrechtmäßigen Grade beim Heiraten. Die Vorzüge des wissenschaftlichen Naturrechts vor dem angeborenen liegen klar zutage; daß nur das letztere gelten solle, ist irrig. — (§ 21.) Jeder Mensch hat das Recht, seine Glückseligkeit möglichst zu erhöhen, und die entsprechende Pflicht, die der andern nicht zu stören. Diese moralischen Verhältnisse der Menschen untereinander setzen die Gesetze für jede besondere Gattung von Fällen fest. Da diese Pflichten in der Natur des Menschen begründet sind, so gibt es wirklich ein Naturrecht, was einzelne Philosophen wohl nur deshalb geleugnet haben, weil sie nur die Gesetze zum Naturrecht zählen wollten, die überall und zu allen Zeiten von allen für richtig gehalten worden sind, deren es freilich nur sehr wenige gibt. — (§ 23.) Zum Naturrecht gehören alle Gesetze, die sich aus der Natur des Menschen erkennen lassen, sowohl die des individuellen als des gesellschaftlichen Lebens, soweit das letztere nicht auf besonderen Einrichtungen beruht, die aus jener nicht erkannt werden können. — (§ 24.) Der erste Grundsatz ist zu allgemein und gehört mehr der praktischen Philosophie als dem Naturrecht. Das Prinzip des Naturrechts ist: man handle beständig dem Grundsatze gemäß: jeder hat ein gleiches und ungezweifeltes Recht, sich glücklich zu machen* (neminem laede). *Es gilt für das Naturrecht im strengeren Sinne, nicht aber für die Lehre vom Fug. Das* principium essendi *im Naturrecht ist Gott, das* principium fiendi *gleichfalls Gott, das* principium cognoscendi per quod *die Vernunft; als* principium cognoscendi ex quo *ist eine allgemeine Formel aufzustellen unmöglich. — (§ 25.) Die Pflicht, andre glücklich zu machen, gehört nicht ins Naturrecht, dessen Prinzip nur die Störung der Glückseligkeit andrer verbietet. — (§ 26.) Eine vollkommene Pflicht, ist eine solche, zu deren Begründung es genug ist, den Menschen als Menschen zu betrachten, eine unvollkommene eine solche, zu deren Begründung diese Betrachtung nicht zureicht. Der Selbstmord ist naturrechtlich zulässig, wenn der Selbstmörder bei vollem Verstande ist und keinerlei Rechte andrer durch seinen Tod verletzt, wie z. B. ein Vater unmündiger Kinder oder ein Kontrahent vor erfülltem Kontrakt. (Hier folgt der oben abgedruckte Abschnitt a.) — (§ 28.) Innere Pflicht heißt auch eine solche, zu der man die Verbindlichkeit aus ihrer Beschaffenheit allein ersehen kann, äussere eine solche, wo dies nicht möglich ist. Bei der letzteren ist zu unterscheiden, ob die Person, der man verpflichtet ist, ein Zwangsrecht in Händen hat oder nicht: Beispiele die Pflicht, niemand zu morden, Abgaben zu zahlen, die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen. — (§ 29.) Derselbe Begriffsunterschied gilt für das innere und äußere Recht in Rücksicht auf seine Befugnis: Beispiele das Recht, sein Eigentum zu verteidigen, Abgaben aufzulegen, gegen Abgaben Vorstellungen zu machen.*

B. (14 Seiten, zu Höpfner § 30—36: Fortsetzung.) — (§ 30.) Eine Kollision

der Pflichten ist nur für unsern eingeschränkten Verstand, für Gott niemals vorhanden, da bei ihm für alle denkbaren Fälle, auch die der scheinbaren Kollision, die jeweilig einzige Pflicht feststeht. Bei Kollisionen ist der stärker verbindenden Pflicht zu folgen, welches diejenige ist, die unmittelbarer aus dem Prinzip des Naturrechts, dem allgemeinen Gesetz der Glückseligkeit, folgt; man soll z. B. eher stehlen als Hungers sterben. Die absolute Pflicht der Erhaltung des eigenen Lebens besteht nur für denjenigen, der kein Leben nach dem Tode glaubt, da für ihn das Dasein das höchste Gut sein muss, nicht aber für den, der an eine Fortdauer der Seele glaubt. Derselbe Unterschied gilt für den Fall, daß die Erhaltung des individuellen Lebens mit der des Lebens andrer in Kollision gerät. Es ist unmöglich, daß mir evident sei, was zum Besten eines andern gereicht. — (§ 32.) Das Prinzip des jus naturale cogens *ist schon oben als eigentliches Prinzip des Naturrechts gewonnen worden; nur Zwangspflichten gehören in das Naturrecht. — (§ 34.) Das Naturrecht hat drei Arten von Objekten: einzelne noch nicht in Gesellschaften vereinigte Menschen, einzelne in einerlei Gesellschaft wohnende Menschen, ganze Gesellschaften in ihrem gegenseitigen Verhältnis. — (§ 36.) Der Naturzustand des Menschen als absoluter Zustand ist nur eine Abstraktion der Philosophen, die nie existiert hat noch existieren kann, da ein solcher Mensch völlig untätig sein müßte. Hobbes' Behauptung, daß im außergesellschaftlichen Zustande kein Recht existiere, ist unrichtig, da alles gesellschaftliche Recht auf dem Vertrage beruht und dieser der Entstehung der Gesellschaft vorhergeht, also seine Gültigkeit ein Recht eines Menschen gegen den andern voraussetzt.*

C. (35 Seiten, zu Höpfner § 37—44: Von den angeborenen Rechten der Menschheit.) — (§ 37.) Die Definition vom Seinen ist falsch. Es gibt drei Arten des Seinen: eine Sache ist entweder jemandes Eigen abhängig von dem Rechte andrer oder unabhängig (Selbsteigen, Eigentum im strengsten Sinne) oder ihm nur anvertraut; Beispiel Pachtung und Nießbrauch eines Gutes. Ein Lehngut, das unveräußerlich ist, mit dem man also nicht nach Gefallen verfahren darf, fiele so nicht unter den Begriff des Eigentums. — (§ 38.) Im gesellschaftlichen Recht gilt der gleiche Grundsatz und der Staat bestraft Verbrechen gegen das angeborene Seine nur in Rücksicht auf die gesellschaftlichen Pflichten des Einzelnen, nicht in Rücksicht auf seine eigene Glückseligkeit, wie denn überhaupt durch den gesellschaftlichen Vertrag vieles unerlaubt wird, was im natürlichen Zustande völlig rechtmäßig war. Der Staat kann unmöglich zur Absicht haben, den Einzelnen zur Beförderung seiner eigenen Glückseligkeit zu zwingen; er kann nur sorgen, daß die Rechte eines jeden von den andern ungekränkt bleiben. — (§ 39.) Die Richtigkeit des Satzes von der Freiheit hängt vom Begriff des ursprünglichen Standes der Menschen ab. Versteht man diesen als absoluten Zustand, so ist der Satz richtig, bezieht sich aber auf etwas, das nur eine Fiktion der Philosophen ist. Für einen hypothetischen, aber außergesellschaftlichen Zustand ist der Satz unrichtig, da hier schon die individuelle Freiheit Einzelner schmälernde Verbindungen oder Verträge stattfinden. — (§ 40.) Der Satz von der Gleichheit war vor dem von der Freiheit abzuhandeln: beide hängen aufs innigste zusammen, aber die Freiheit folgt erst aus der Gleichheit der Rechte ebenso wie die Befugnis über das angeborene Seine, die man nicht aus der Freiheit ableiten kann. Je nach dem Begriffe des ursprünglichen Standes der Menschen

ist auch dieser Satz bald richtig, bald unrichtig. Nach Abzug der durch Verträge hervorgebrachten Ungleichheiten unter den Menschen bleiben diejenigen, die die Natur selbst in leiblicher oder geistiger Hinsicht gemacht hat: gibt es nun hier ein Recht des Stärkeren über den Schwächeren? Alle Menschen haben in gleicher Weise das Recht auf ihre Glückseligkeit und die Pflicht, ihre darauf gerichteten Bestrebungen gegenseitig nicht zu stören, also auch nicht sie durch Zwang zu beeinflussen; daher gibt es kein Recht des Stärkeren über den Schwächeren: eher könnte dieser von jenem als dem Bevorzugteren Hilfe und Unterstützung fordern. Trotz der durch das Recht des Stärkeren oft scheinbar hervorgerufenen Förderung des Schwächeren kann doch, was die Ethik ausführlicher zu beweisen hat, Zwang nie Glückseligkeit hervorbringen, die nur in der Äußerung eigener Kräfte und Tätigkeit besteht. — (§ 41.) Man muß das Recht, zu fordern, daß die Wahrheit nicht verhehlt werde, von dem, zu fordern, daß sie nicht entstellt werde, unterscheiden. Jenes kann jemand nur dann fordern, wenn er bei dem andern die Absicht ihm zu schaden weiß oder mutmaßt, da er im entgegengesetzten Falle die Beförderung seiner Glückseligkeit fordern würde; dieses dagegen ist unter allen Umständen verbindlich, außer wenn zu erwarten steht, daß die entdeckte Wahrheit zum Schaden des Entdeckers oder andrer verwandt werden soll. Beispiel: Jemand auf Befragen den rechten Weg zu weisen ist man nur verpflichtet, wenn er auf einem falschen in Lebensgefahr kommen würde; wenn er es auf jemandes Leben abgesehen hat, ist man verpflichtet ihm einen falschen anzugeben. — (§ 42.) Der gute oder böse Ruf hängt nicht von dem Einzelnen und seinen moralischen Eigenschaften allein, sondern zugleich von seinen Mitmenschen ab, deren Urteil mit dem wirklichen Werte des Einzelnen gar nicht immer übereinstimmt: da er also nicht Eigentum des Einzelnen ist, so besteht im ursprünglichen außergesellschaftlichen Stande keinerlei Verbindlichkeit in Bezug auf ihn. Im hypothetischen Stande ist gemeine und bürgerliche Ehre zu unterscheiden, je nachdem alle moralischen Eigenschaften oder nur diejenigen, von denen bürgerliche Vorzüge abhängen, beurteilt werden: jene darf jederzeit, wenn nicht positive Gesetze entgegenstehen, angegriffen werden; diese dagegen muß unangetastet bleiben oder darf doch nur durch wahre Behauptungen, die an sich schon den Verlust jener bürgerlichen Vorzüge bedingen, angegriffen werden. — (§ 43.) Der sonstige juristische Begriff von Sache oder Ding, worunter auch der Mensch fallen würde, ist hier mit Recht modifiziert. Da Vergnügen und Nutzen selten zu trennen sind, ist der Zweifel, ob man die Dinge zum Vergnügen gebrauchen dürfe, nichtig. Es gibt drei Arten der Gütergemeinschaft: communio negativa (primaeva, *wenn alle ein gleiches Recht auf gewisse Güter haben),* positiva stricte sic dicta *(wenn mehrere ein Gut so gemeinschaftlich besitzen, daß jedem ein bestimmter Teil desselben gehört),* mixta *(wenn der gemeinschaftliche Besitz jedem erlaubt, nach Gutdünken davon zu nehmen).*

D. (26 Seiten, zu Höpfner § 45—50: Vom Eigentume, dessen Erwerbe, Wirkungen und Gattungen.) — (§ 45.) Die Definition des Eigentums ist schon bei Gelegenheit der Definition des Seinen als fehlerhaft erwiesen. Es bezieht sich außerdem nicht nur auf körperliche Sachen, wie z. B. das Jagdrecht zeigt, das ein Eigentum genannt werden kann. — (§ 46.) Das römische Recht unterscheidet modus acquirendi originarius (occupatio) *und* derivativus (traditio); *die Handlungen, welche gesetzlich die letztere zur Folge haben können, heißen*

tituli. *Der* titulus *also ist kein Gesetz, sondern eine Handlung, die jemand gesetzlich zum Eigentümer einer Sache macht, gilt nur von der* traditio, *nicht von der* occupatio, *und muß allemal der* traditio *vorhergehen. Ins Naturrecht übertragen ist* modus acquirendi *der Grund, durch den man die physische,* titulus *der, durch den man die moralische Möglichkeit erlangt, Eigentümer einer Sache zu werden. Es ist also* titulus *wiederum kein Gesetz, sondern eine Handlung, aber er gilt auch von der* occupatio, *nicht nur von der* traditio, *und braucht nicht immer dem* modus acquirendi *vorherzugehen. — (§ 47.) Die Darlegung über den Erwerb eines Eigentums stimmt zu den Ausführungen Wolffs, nach denen in vielen Fällen die bloße Willenserklärung genügen würde, um ein Eigentumsrecht zu begründen. Diese genügt aber nicht, vielmehr wird ein wahres Eigentum erst dadurch begründet, daß man mit der betreffenden Sache nach Willkür verfahren und jeden andern von ihrem Besitz ausschließen kann. Das letztere ist nur möglich entweder dadurch, daß man die Sache so mit einer Wirkung seiner Kräfte verbindet, daß sie deshalb unverletzlich ist, was selten angeht, oder dadurch, daß man sie sich durch Verträge sichert. — (§ 48.) So kann der Vertrag bei der Ableitung des Eigentums doch nicht ganz entbehrt werden. — (§ 49.) Feders Grundsatz, daß man etwas schon vorher Eigenes mit der zu okkupierenden Sache verbinden müsse, der sich mit den obigen Ausführungen deckt, ist in vielen Fällen unzulänglich, wo eine solche Verbindung mit der Wirkung der eigenen Kräfte unmöglich ist; man kann z. B. ein Feld nicht zu gleicher Zeit überall beackern noch es zwischen der Ernte und einer neuen Beackerung mit der Wirkung seiner Kräfte verbinden. Gleichzeitige Okkupation durch zwei Personen hebt im außergesellschaftlichen Zustande das Recht für beide völlig auf. — (§ 50.) Besser wird der Besitz als der aus der Besitznehmung entspringende Zustand definiert, da z. B. beim Kauf auf Spekulation die Absicht zu behalten nicht besteht, obwohl Besitz vorliegt. Man unterscheidet* possessor naturalis *und* civilis: *dieser hat die Absicht die Sache zu behalten, jener nicht. Körperlicher Besitz ist da vorhanden, wo jemand selbst und unmittelbar verwaltet; die Gegenwart der Sache ist nicht erforderlich. Endlich ist wahrer und analogischer Besitz zu unterscheiden; Beispiel der Besitz eines Gutes und des damit verbundenen Jagdrechts.*

E. (47 Seiten, zu Höpfner § 51—55: Fortsetzung.) — (§ 51.) Bei dem Unterschied zwischen redlichem und unredlichem Besitzer kommt es nur auf die Meinung an, die der Besitzer von der Rechtmäßigkeit seines Besitzes hat, nicht darauf, ob diese Meinung dem wirklichen Tatbestand entspricht oder ob die den Besitzer leitenden Gründe Wahrscheinlichkeit haben; die letztere Erwägung muß allerdings den Richter leiten, der die Meinungen des Besitzers nicht kennen kann. Der redliche Besitzer wird zum unredlichen, sobald er den Glauben an die Rechtmäßigkeit seines Besitzes verliert, dagegen entstandene Zweifel nicht heben kann; für den Richter gilt hier die gleiche Modifikation. Im Vergleich mit dieser naturrechtlichen Auffassung ist die des römischen Rechts (litis contestatio *und deren Anfang) verwickelter. — (§ 53.) Im Eigentumsrecht sind zwei Rechte enthalten, der Nießbrauch und die Proprietät (das Recht, andre von dem Besitz auszuschließen): der Besitzer beider hat das volle* dominium; *der Besitzer je eines Rechts heißt im ersten Falle* usufructuarius, *im zweiten* proprietarius. *Aus diesen beiden Rechten folgen alle weiteren: das Recht, über die Substanz zu disponieren, das Recht, die Sache zu besitzen, das mit der Proprietät ganz identische Recht*

zu vindizieren. Eine entwendete Sache, die in die Hände eines redlichen Besitzers gekommen ist, muß zwar unter allen Umständen dem Eigentümer zurückgegeben, von diesem aber dem nunmehrigen Besitzer eine Entschädigung bezahlt werden: während das römische Recht von diesem Anspruch auf Entschädigung nichts wissen will, erkennen die altdeutschen Gesetze keinen Anspruch des Eigentümers auf die entwendete Sache mehr an. — (§ 54.) Der Definition und Einteilung der accessiones mangelt es an philosophischer Genauigkeit. Das Eigentumsrecht auf den Zuwachs folgt nicht aus dem Recht des Nießbrauchs: so könnte z. B. das Recht auf durch einen Fluß angeschwemmtes Ackerland nicht aus dem Eigentum des Ackers, sondern nur aus dem des Flusses abgeleitet werden. Man unterscheidet accessio naturalis und industrialis, je nachdem der Zuwachs durch die Natur oder durch Menschen mit dem Eigentum verbunden ist. Natürliche Akzessionen, die durch die Gewalt des Wassers oder durch Erdbeben entstehen, sind wegen ihrer Seltenheit oder Unbeträchtlichkeit von geringer praktischer Bedeutung. Ein angeschwemmtes Erdstück gehört dem Besitzer des Ackers, an den es angespült ist, als res derelicta, wenn seine Zugehörigkeit zu einem andern Acker nicht deutlich kenntlich ist, in welchem Fall der Eigentümer dieses Ackers das Recht auf dasselbe behält; die Auffassung des römischen Rechts, das das Eigentum aus dem Wurzelschlagen der in dem angeschwemmten Erdstück enthaltenen Pflanzen ableitet, ist irrig. Schwierigere Fälle müssen durch Verträge der Beteiligten geordnet werden; Beispiel ein vor einer Wiesenweide angespültes Stück Ackerland, das das Tränken des Viehs im Flusse verhindert. Ein verlassenes Flußbett gehört weder dem, dessen Grundstück es ein Zuwachs ist, noch dem Besitzer des Flusses, sondern dem, der durch den veränderten Lauf des Flusses verloren hat. Der künstliche Zuwachs bringt entweder eine trennbare (Diamant in fremdem Gold, Tressen auf fremdem Kleid) oder eine untrennbare (bemaltes Pergament, zusammengeschmelztes Silber) Verbindung hervor. Der Grundsatz des römischen Rechts: accessorium sequitur principale ist nicht in das Naturrecht übertragbar, zumal er in seiner praktischen Anwendung auf eine Menge schwieriger Subtilitäten und Distinktionen führt, die meist in dem schwer zu definierenden Begriff des principale ihren Grund haben. Bei einer untrennbaren Verbindung ist die Sache ohne Rücksicht auf die bona oder mala fides des Vereinigers stets dem zuzusprechen, der das daran besitzt, was am schwersten noch einmal wieder zu erhalten ist, während der andre durch eine Entschädigung abzufinden ist; eine Entscheidung, die auch auf den Fall paßt, daß jemand einer fremden Materie eine neue Form gegeben hat.

F. (25 Seiten, zu Höpfner § 56—59: Fortsetzung.) — (§ 56.) Einschränkungen des Eigentumsrechts können nur durch Verträge entstehen. Der Unterschied zwischen dem Haben und Ausüben der Eigentumsrechte ist keine bloße Wortdistinktion, da die Hemmung der Ausübung eines Rechtes nicht seinem Verluste gleichsteht. Verträge mit Oberherren, die den Verlust eines Rechtes in sich schließen, können dem Despotismus Vorschub leisten: „und wovor müßte man sich sorgfältiger in acht nehmen als vor Sätzen, die dem Despotismus auch nur von weitem Nahrung geben?" Auch Servitute sind nur durch Verträge zu begründen, die entweder gewisse bestimmte Dienste oder eine allgemeine Dienstbereitschaft (Leibeigenschaft, Sklaverei) festsetzen. Angenommen, was schwer zu erweisen sein wird, daß die Leibeigenschaft wirklich auf einem Vertrage beruht,

so muß dieser doch als ungültig angesehen werden, weil der Leibeigene damit sich seiner Grundpflicht als Mensch, seine eigene Glückseligkeit selbsttätig zu befördern, begibt und in diesem Vertrage auf der einen Seite nur Verlust, auf der andern nur Gewinn sein würde, was der Begriff des Vertrags nicht zuläßt; also wäre dieser Vertrag entweder durch Zwang oder aus beschränkter Einsicht auf der einen Seite zustande gekommen. Noch weniger können noch ungeborene Kinder von vornherein zu Leibeigenen erklärt werden. Trotzdem darf bei Aufhebung der Leibeigenschaft nur langsam und vorsichtig vorgegangen werden, da die mit einem Male gewährte absolute Freiheit zu Mißbräuchen verleiten kann; ein Fürst soll zunächst nur die Leibeigenschaft auf seinen eigenen Domänen aufheben, die übrigen Güterbesitzer aber dem von ihm gegebenen Beispiel aus freier Entschließung folgen lassen. Die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks läßt sich aus dem Eigentumsrecht nicht ableiten und überhaupt aus dem strengen Rechte nicht dartun, da man die Nichtübertragung des Vervielfältigungsrechts beim Kauf eines Buches höchstens als auf stillschweigender Übereinkunft beruhend betrachten könnte; doch lehrt der Fug, daß sich niemand zum Schaden des Ganzen bereichern darf, was beim Nachdruck der Fall ist, da Schriftsteller, Verleger und Publikum in gleicher Weise dadurch benachteiligt werden. Für ausländische Bücher ist der Nachdruck nicht nur nicht unerlaubt, sondern im Gegenteil nützlich, da diese sonst wegen ihrer teuren Preise in Deutschland kaum erheblichen Absatz finden würden. — (§ 57.) Beim Lehnswesen sind beide Eigentümer, der dominus directus *und der* dominus utilis, *im Besitz der Proprietät, aber nur der letztere im Besitz des Nießbrauchs. — (§ 59.) Auf eine erworbene Sache hat man vor der Bezahlung und Besitznahme nur ein persönliches, erst nach derselben ein dingliches Recht.*

G. (20 Seiten, zu Höpfner § 60—70: Von den Verträgen.) — (§ 60.) Eine Willenserklärung wird erst, wenn sie mit der vorhergegangenen Willenserklärung eines andern übereinstimmt, eine Einwilligung. — (§ 62.) Eine einfache Willensäußerung wird erst dadurch zum Versprechen, daß ein andrer die feste Erwartung der Erfüllung äußert, es sei denn, daß sie durch den sprachlichen Ausdruck bereits bestimmter als Versprechen gekennzeichnet wird. — (§ 63.) Von einem versteckten Versprechen kann bei sogleich vollzogener Leistung nicht gesprochen werden; man definiert daher den Vertrag besser als eine Handlung zwischen zwei Personen, von denen der eine etwas leistet oder zu leisten verspricht, das der andre entweder bloß und ohne Bedingungen oder unter bestimmten Bedingungen, gleichfalls wiederum etwas zu leisten, annimmt. Obwohl der Sprachgebrauch das Wort Kontrakt auch von solchen Verträgen verwendet, die sich nicht auf Gegenstände des Kommerzes beziehen, z. B. von Dienstverhältnissen, so ist doch der Unterschied von pactum *und Kontrakt im Naturrecht ohne praktischen Nutzen. Wenn Hobbes* pacta *diejenigen Verträge nennt, durch welche etwas in der Folge, Kontrakte dagegen diejenigen, durch welche etwas sogleich geleistet wird, so hat er damit einen wichtigen Unterschied durch Bezeichnungen festgelegt, die man adoptieren könnte, auch ohne seine Theorie von der Unverbindlichkeit der* pacta *zu billigen. — (§ 64.) Mendelssohns Auffassung, daß der Zweck der Verträge sei, unvollkommene Pflichten in vollkommene zu verwandeln, ist durchaus richtig; denn wo schon vollkommene Verbindlichkeit besteht, wird kein Vertrag geschlossen. — (§ 68.) Bei der stillschweigenden Einwilligung ist*

die genaue Beobachtung aller Nebenumstände erforderlich, welche auf die wahre Absicht der als Einwilligung aufgefaßten Handlung Licht zu werfen imstande sind; ein Schuldschein z. B. kann auch zurückgegeben werden, um ihn verändert zurückzuerhalten, nachdem Verhandlungen über eine solche Veränderung vorausgegangen sind. Auch die vermutete Einwilligung kann zuweilen als gewiß gelten; Beispiel die Rückerstattung der Kosten, die die Rettung eines Naturalienkabinetts bei Feuersgefahr verursacht hat. Daß das Stillschweigen eine Einwilligung bedeute, ist wahrscheinlich, wenn es sich um Versehen oder Verbrechen, viel weniger wahrscheinlich, wenn es sich um getane Vorschläge oder einzugehende Bedingungen handelt, besonders bei Leuten, die der Rede nicht mächtig sind. Dem strengen Rechte ist es gemäß, jemand auch für eine wegen des mit Grund vermuteten Konsenses eines andern getane Handlung zu belangen, wenn dieser sie für sich nicht zuträglich findet. — (§ 69.) Ein Vertrag, dessen Gegenstand unbestimmt ist, ist ungültig. — (§ 70.) Pollizitationen und Gelübde gehören, da sie sich nicht oder nur indirekt auf andre beziehen, nicht in das Naturrecht.

H. (58 Seiten, zu Höpfner § 71—79: Fortsetzung.) — (§ 71.) Der Widerruf eines Versprechens, ehe es der Promissar erfährt, darf nicht so mißverstanden werden, daß die Benachrichtigung des abwesenden Promissars von dem geschehenen Widerruf unterlassen werden könnte; Beispiel der mündliche, vor Zeugen geschehene Widerruf einer brieflich einem Abwesenden versprochenen Schenkung vor Ankunft dieses Briefes bei dem letzteren. Bei bloß wohltätigen Verträgen ist der Versprechende nicht berechtigt, vor Kenntnis der Akzeptation des Promissars zu widerrufen, da er die Annahme vermuten kann, wenn er nicht den Empfang der Akzeptation sich ausdrücklich ausbedungen hat; bei lästigen Verträgen erlischt erst nach empfangener Akzeptation das Recht des Widerrufs, wieder abgesehen von besonderen ausdrücklichen Abmachungen. Vor Ablauf einer ausgemachten Bedenkzeit ist man nicht zum Widerruf berechtigt. Die Einwilligung des Versprechenden in die Akzeptation des Promissars ist nur bei den Verträgen notwendig, bei denen vor dem Empfang der Akzeptation Widerruf erlaubt ist. — (§ 72.) Beispiel für den dritten Fall: Ein einem Vater für seinen studierenden Sohn versprochenes Stipendium ist man zu zahlen entbunden, sobald der Vater etwa wegen Verschwendung des Sohnes die weitere Zahlung verbittet, ohne Rücksicht auf den Sohn nehmen zu müssen. Der vierte Fall hat etwa dann statt, wenn, um Verluste zu vermeiden, eine schleunige Akzeptation erforderlich ist, was überhaupt nur bei wohltätigen Verträgen vorkommen wird. — (§ 74.) Der Irrtum bei einem Vertrage kann entweder den Gegenstand desselben betreffen oder solche Umstände, welche entscheidende Beweggründe zur Schließung gewesen sind, oder solche Umstände, welche dies nicht gewesen sind. Der letzte Fall ist für den Vertrag bedeutungslos; Beispiel ein Ersatzkauf für ertrunkene Pferde, die sich dann als verbrannt herausstellen. In den beiden ersten Fällen ist der Vertrag gültig, wenn der Irrtum durch den Irrenden selbst aus Unachtsamkeit entsteht, ungültig, wenn er durch den andern entsteht, also Betrug von dessen Seite vorliegt; Beispiele der Kauf einer lahmen und einer mit der Viehseuche behafteten Kuh, ein Pferdekauf auf die falsche Nachricht vom Verlust der eigenen. Für die Fälle der zweiten Gattung ist besondere Vorsicht in der Beurteilung nötig, da eine Unwahrheit nach dem Naturrecht nicht schlechthin, sondern erst bei erwiesener böser Absicht unerlaubt ist. Je nachdem der Irrtum

den Vertrag ganz oder teilweise betrifft, wird dieser entsprechend ganz oder teilweise ungültig. — (§ 76.) Bei Verträgen super re aliena *hängt die Schadensersatzpflicht von der Art des geschlossenen Vertrags ab, ob dieser ein ganz unbedingtes oder ein irgendwie bedingtes Versprechen enthält, welcher letztere Fall der häufigere sein wird; andre Erwägungen sind hierfür nicht von Bedeutung. — (§ 77.) Ein Betrug braucht nicht immer eine* actio commissiva *zu sein; vielmehr fällt darunter auch jede Verhehlung der wahren Beschaffenheit des Vertragsobjekts, soweit sie nicht sinnfällig ist. — (§ 78.) Die Lehre von den erzwungenen Verträgen hat große zivile und politische Bedeutung. Die früher gegebene Definition von Gewalt und Zwang vorausgesetzt, macht Gewalt im engsten Sinne jeden Vertrag ungültig wegen Mangels der Einwilligung auf der einen Seite; bleibt jedoch, wie es beim Zwang gewöhnlich der Fall ist, noch die freie Entschließung einer wenn auch auf zwei Übel eingeschränkten Wahl, so wird der Vertrag dadurch nicht ungültig. Läuft das angedrohte Übel gegen die naturrechtlichen Pflichten, die der Bedrohende dem Bedrohten gegenüber zu beobachten hat, so ist der Vertrag ungültig und unverbindlich; Beispiel eine unter Androhung der Ermordung abgezwungene Unterschrift eines Wechsels. Diese Bestimmungen leiden auch auf das Völkerrecht Anwendung: der Friedensschluß stellt den besiegten Teil vor die Alternative, entweder die ihm vorgeschriebenen Bedingungen des Siegers anzunehmen oder den Krieg fortsetzen zu müssen; bei einem gerechten Kriege, wenn der besiegte Teil der angreifende gewesen ist, ist demnach der Friedensschluß gültig und nicht erzwungen, bei einem ungerechten Kriege, wenn jener nicht der angreifende gewesen ist, erzwungen und ungültig. Vielleicht sollte man aber lieber im Völkerrecht alle Verträge für gültig erklären.[1])*

---

[1]) *Diesem Abschnitt liegt ein Blatt von Humboldts Hand bei, das den Titel führt: „Über die erzwungenen Verträge von Mendelssohn". Es ist eine Abschrift von Mendelssohns undatiertem Brief an Klein, der in seinen Gesammelten Schriften 5, 616 gedruckt ist, eingeleitet durch folgende dort fehlende, wohl von Klein formulierte Sätze (ungenau gedruckt bei Kayserling, Moses Mendelssohn [1] S. 568): „1. Der Krieg ist ein Zustand, in welchem die Menschen ihre streitige Rechte nicht die Vernunft, sondern die Gewalt entscheiden lassen. 2. Der Sieg gibt dem Sieger die Rechte des beleidigten Teils. 3. Der Sieger kann also Entschädigung verlangen, Ersatz für Schaden und Gefahr. 4. Ihm allein kommt es zu, die Grenzen der Schadloshaltung zu bestimmen, denn ihm allein sind die Kollisionsfälle bekannt. 5. Indes ist er innerlich verbunden, die wahren Grenzen nicht zu überschreiten. 6. Und wenn er dieses tut, so beleidiget er wiederum von seiner Seite, wiewohl nur innerlich. 7. Wenn aber offenbar und über alle Zweifel hinweg ist, daß er die Grenzen überschritten und sich mehr einräumen lassen, als ihm Schaden und Gefahr verursacht worden, wenn kein Kollisionsfall zu erdenken, der seine Schätzung der Beleidigung rechtfertigen könnte, so hat der Besiegte ein vollkommenes Recht, den Überschuß zu reklamieren. 8. Es gibt also Fälle, wo erzwungene Traktaten aufhören verbindlich zu sein und aufgehoben werden können." Die Abweichungen der Abschrift von der Vorlage des Drucks sind unerheblich; an der S. 618 durch Konjektur verbesserten Stelle findet sich hier die gewiß richtige Lesart „die der Zweifel angeht".*

J. (19 Seiten, zu Höpfner § 80—86: Fortsetzung.*) — (§ 80.) Da es bei den meisten Handlungen sehr auf die Art der Ausführung ankommt, so sollte es erlaubt sein, statt versprochener Handlungen auch eine Entschädigung geben zu dürfen, zumal auch Zwangsmittel zur Leistung der Handlung häufig nicht zur Verfügung stehen. Die* traditio *des römischen Rechts bringt an sich nicht ein Eigentumsrecht hervor, was vielmehr der Vertrag tut; sie ist daher nur dann erforderlich, wenn die Sache noch nicht in den Händen dessen ist, der sie an sich gebracht hat. Unter Eviktion versteht man die Zurückforderung einer durch Vertrag von einem redlichen oder unredlichen Besitzer erworbenen Sache durch den wahren Eigentümer. Die Eviktion ist nicht vom wahren Eigentümer, sondern von dem zu leisten, von dem die Sache zuletzt erstanden ist; dieser hat die Entschädigung zu zahlen, sobald er unredlicher Besitzer ist. — (§ 81.) Die verschiedenen Arten der Bestimmungen eines Vertrags haben nur im positiven Recht, nicht im Naturrecht Bedeutung, da dieses keine Gerichte kennt. — (§ 82.) Bedingung bei Verträgen ist ein den Kontrahenten noch nicht bekannter Umstand, von dessen Erfüllung oder Nichterfüllung die Gültigkeit der Verträge abhängt. Dieser kann auch der Vergangenheit angehören; Beispiel eine versprochene Schenkung im Fall eines gemachten Lotteriegewinns. — (§ 83.) Moralisch unmögliche Bedingungen machen einen Vertrag ungültig, die physische Möglichkeit oder Unmöglichkeit will wohl erwogen und möglichst aus dem Sinne dessen, den den Vertrag machte, entschieden sein. Beispiele Vermögenszessionen an einen gemeinen Soldaten, falls er in den Mond steigt, falls er General wird; eine vor der Erfindung der Luftbälle ausgesetzte Belohnung für den, der durch die Luft fliegt.*

K. (22 Seiten, zu Höpfner § 87—90: Fortsetzung.*) — (§ 87.) Zum Begriff der Schenkung sind wesentlich die Abwesenheit jeder Verpflichtung und jeder Vergeltung, weil es sich sonst um Steuer oder Kauf handeln würde. Gegenstand einer Schenkung ist eine Sache, ein Recht oder ein Dienst, obwohl der Sprachgebrauch den letzten Fall nicht als Schenkung bezeichnet. Die unvollkommene Verbindlichkeit ergibt die* donatio remuneratoria *zum Unterschied von der* donatio simplex. *Eine Mittelstufe zwischen vollkommener und unvollkommener Verbindlichkeit nehmen z. B. Trinkgelder und Patengelder ein, die* munera *des positiven Rechts, die von den* donationes *zu unterscheiden im Naturrecht wenig Bedeutung hat. Die Akzeptation ist auch bei Schenkungsverträgen notwendig, nicht aber die Benachrichtigung des Promissars über dieselbe, da es sich meist um wohltätige Verträge handeln und die Akzeptation als selbstverständlich angesehen werden wird. Kinder und Blödsinnige können nicht akzeptieren: während das römische Recht hier Akzeptation durch einen andern gestattet, muß vielmehr bei Kindern das Geschenk von den Eltern bis zum akzeptationsfähigen Alter aufbewahrt werden. Ob Testamente im engeren Sinne naturrechtlich gültig sind, ist meist verneint worden; sie sind es indessen, wenn man sie als Verträge auffaßt, in denen im Fall der Akzeptation des Promissars eine Leistung versprochen wird. — (§ 88.) Die Definitionen von* precarium *und* commodatum *sind unrichtig: jenes kann zu jeder Zeit zurückgefordert werden, da der Leihvertrag keine besonderen Bedingungen festsetzt, dieses erst, wenn die Bedingungen des Leihvertrags erfüllt sind. Bei Verlust oder Beschädigung einer geliehenen Sache hat nicht der Eigentümer, sondern der Leiher den Schaden zu tragen, zumal eine entgegengesetzte*

Bestimmung zu Unterschleifen Veranlassung geben würde. Ordentliche Kosten fallen dem Leiher, außerordentliche dem Eigentümer zu; Beispiel Sattelreparaturen oder Anschaffung eines neuen Sattels bei einem geliehenen Pferde. — (§ 89.) Nicht der depositarius, *sondern der Eigentümer muß den Schaden tragen, der ohne Verschulden des ersteren dem* depositum *widerfährt. — (§ 90.) Wert ist die Quantität des Nutzens einer Sache und daher immer relativ, Preis die Quantität ihres inneren Gehalts.*

L. (53 Seiten, zu Höpfner § 91—97: Fortsetzung.) — (§ 91.) Das Geld ist eine Ware, deren man sich als Tauschmittel gegen alle übrigen Waren bedient, und darum der Maßstab des Wertes aller Dinge. Es bietet dem philosophischen Nachdenken einen reichhaltigen Stoff, dessen genauere Bearbeitung allerdings in die Finanzwissenschaft gehört. Der Einfluß des Geldes auf die menschliche Glückseligkeit ist entgegen der Auffassung z. B. der Dichter heilsam gewesen. In den Zeiten des Warentauschhandels lagen Handwerke und Gewerbe darnieder wegen der Schwierigkeit, rasch und genügend Absatz zu finden, und die Hauptbeschäftigung war Ackerbau und Viehzucht; infolge dieser Verhältnisse entstand die Sklaverei, indem die Ärmeren am ehesten im Dienste der Reicheren ihren Unterhalt finden konnten; eigentlicher Handel war in dieser Zeit wegen der Gefahren für die Warenvorräte auf den Lagern und beim Transport nicht vorhanden und der Metallreichtum der Länder blieb ungenutzt. Allen diesen Übelständen gegenüber hat sich die Einführung des Geldes heilsam erwiesen und trotz einiger schädlicher doch unendliche wohltätige Folgen gehabt. Das Geld ist nun nicht bloß ein Maßstab des Wertes aller Dinge, ein imaginäres, das selbst keinen Wert hätte, denn sein Metallwert ist ein solcher Wert, der auch anders verwendet werden könnte. Es würde sonst jedem Landesherren freistehen, papierenes oder ledernes Geld einzuführen; dies würde aber jeden auswärtigen Handel unmöglich machen, da seine Annahme verweigert werden würde. Um möglichst viel Geld im Lande zu behalten, empfiehlt es sich, das Geld um etwas weniges zu hoch auszuprägen, wobei aber der wahre und der konventionelle Wert immer im Verhältnis bleiben müssen, während ein zu ungleiches Verhältnis beider Werte wiederum den auswärtigen Handel aufheben und zum Staatsbankerott führen würde. Der Wohlstand eines Landes beruht nicht bloß auf der Menge des Geldes, sondern viel mehr auf einer möglichst gleichmäßigen Verteilung und richtigen Zirkulation desselben; bei zu großer Zirkulation, die, wie englische Beispiele zeigen, zu Luxus und Teuerung führt, muß der Regent durch Anlegung eines Schatzes Gegenmaßregeln treffen. Das Wort Zirkulation ist aber nicht im engsten Wortsinne zu nehmen, weil sonst Zwangswechselbänke zu seiner Erreichung genügen würden: das Geld zirkuliert, wenn der Kredit sicher gegründet ist, wenn in einem Lande viel Arbeit verfertigt und verbraucht wird. Hierauf muß also der Landesherr sein Augenmerk richten, wenn er den Wohlstand des Landes erhöhen will. — (§ 92.) Während nach dem Naturrecht jedem Verkäufer die Preisbestimmung freisteht, dieselbe mag noch so ungeheuerlich sein, besteht im positiven Recht doch für die gewöhnlicheren Waren ein konventioneller Wert oder auch eine feste Taxe, die die Übervorteilung der Ärmeren bei den notwendigsten Bedürfnissen verhindert. Die Festsetzung der laesio ultra dimidium *als Ungültigkeitsgrund aller Kaufkontrakte ist unbillig, da der dadurch etwa entstehende Schaden gering ist gegenüber der Einschränkung des Preisbestimmungs-*

rechts der Verkäufer. — (§ 93.) Ein unter suspensiven Bedingungen eingegangener Kauf gewährt alle Eigentumsrechte, ausgenommen die Disposition über die Sache; man kann z. B. ein in Amerika abwesendes Schiff, das man unter der Bedingung gekauft hat, daß der Kapitän davon benachrichtigt werden und auf diese Nachricht Antwort geben soll, unter der gleichen Bedingung wieder weiter verkaufen. Das gleiche bedingte Eigentumsrecht hat man auf in genere *gekaufte Sachen vor Bestimmung des Individuums. Bei diesen Kaufverträgen* in genere *kommen sehr schwer zu entscheidende Fälle vor. — (§ 94.) Das römische Recht unterscheidet* locatio et conductio rei, operarum, operis; *nur die ersten beiden Kontrakte sind Mietskontrakte nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der letzte eigentlich ein Kaufkontrakt. Der Satz, daß Kauf Miete bricht, ist weder absolut richtig noch absolut unrichtig: wenn der Käufer nicht weiß, daß die gekaufte Sache vermietet ist, gilt der Satz, im andern Falle nicht; doch ist dies nicht immer leicht zu beurteilen. Remiß darf nur dann gefordert werden, wenn der Mieter nicht alle zu seiner Benutzung ausgemachten Stücke erhalten hat, nicht aber, wenn er sie nicht so hoch benutzt, als der Anschlag lautet, da dieser immer nur ungefähr bestimmt wird; eine Ausnahme bilden unvorhergesehene Umstände, z. B. bei Pachtkontrakten Durchzug von Armeen, Feuersbrünste, Brandschatzungen, Heuschrecken, Hagelschlag. — (§ 95.) Für die* laesio ultra dimidium *erheben sich beim Tausch dieselben Bedenken wie beim Kauf. — (§ 96.) Der Empfänger eines Darlehens wird erst von der* traditio *an völliger Eigentümer, vorher ist er nur Besitzer derjenigen Eigentumsrechte, die nicht von der Disposition über die Sache abhängen. Der Einfluß einer Münzveränderung auf ein Gelddarlehen hängt davon ab, ob die Münzsorten im Kontrakte angegeben sind oder nicht. Nach dem Naturrecht ist die Höhe des Zinsfußes beliebig, nach dem positiven Recht das Überschreiten eines festgesetzten Maximums verboten, um dem Wucher zu steuern; die Billigkeit und Wirksamkeit dieses Mittels ist zu bezweifeln und die Überwachung etwaiger Unterschleife bei Gestattung beliebig hoher Zinsen eher zu empfehlen. — (§ 97.) Auch ein Bote ist ein Bevollmächtigter, doch darf nur der letztere selbst überlegen und handeln. Der Mäkler darf keinen Handel abschließen. Handelt der Bevollmächtigte der geheimen Vollmacht gemäß und der offenen zuwider, so muß sich der Verkäufer an den Bevollmächtigten, dieser aber an seinen Prinzipal halten.*

M. (10 Seiten, zu Höpfner § 98—102: Von der Bestärkung der Verträge.) — (§ 98.) Jus principale *ist dasjenige Recht, wovon in einem vorliegenden Falle eigentlich die Rede ist,* jus subsidiarium *dasjenige, was nur zur Unterstützung des ersteren gebraucht wird. — (§ 99.) Das Hauptrecht bei einer Sicherheitsstellung darf im Gegenteil kein völlig gültiges sein; Beispiel Sicherheitsstellung einer einem Minorennen vorgeschossenen Summe durch einen Volljährigen. — (§ 101.) Es gibt Bürgschaften, bei denen dasselbe, was der Schuldner zu leisten hatte, und solche, bei denen etwas andres zu leisten versprochen wird. Der Satz, daß es einerlei sei, ob der Schuldner oder der Bürge die Verbindlichkeit erfüllt, gilt nur für die erste Klasse. In Anwendung auf Leib- und Lebensstrafen sind nur Bürgschaften der ersten Klasse unvernünftig. — (§ 102.) Die Frage, welche Rechte ein Pfandkontrakt gegen einen dritten Besitzer wirke, geht nur auf Hypotheken und ist auch hier nur wichtig, wo es keine Hypothekenbücher gibt, die eine leichte Übersicht ermöglichen. Durch ein verlorenes Pfand geht nur das*

Mittel, die Rechte des Gläubigers gegen den Schuldner sicherzustellen, nicht aber das Recht selbst verloren. Ob beim antichretischen Vertrag die Rechnungsablegung über die Nutznießung notwendig ist, kommt auf den Wortlaut des Vertrags an.

N. (29 Seiten, zu Höpfner § 103—110: Fortsetzung. Von der Erbfolge. Von der Verjährung.) — (§ 103.) Eid im weiteren Sinne ist jede Versicherung, in der man etwas Teures und Schätzbares zum Pfande setzt oder gewisse willkürliche Strafen zu leiden sich verpflichtet, im engeren Sinne jede Versicherung, bei der ich die Gottheit zum Zeugen anrufe und sie zum Strafvollzieher erbitte. Der Glaube an Gott ist zum Eide nicht unbedingt notwendig: obwohl ein philosophisch genaues Nachdenken eine persönliche Vorsehung als Urheberin der Strafen annehmen muß, kann der gewöhnliche Mensch auch an ein blindes Schicksal oder eine ihm nicht bekannte Verkettung von Umständen denken. Da aber zweifellos die Religionsbegriffe des Schwörenden und seine Ansicht von der Wichtigkeit des Eides im genauen Verhältnis zueinander stehen, so ergibt sich als für die Gesellschaft vorteilhaft, daß der Aberglaube in diesem Stücke zu unterhalten ist. Damit wird nicht die verbreitete Ansicht absolut gutgeheißen, daß die Wahrheit nur für die Großen und Mächtigen, die Binde des Irrtums und Aberglaubens aber für die Augen des Pöbels sei. Der gemeine Mann, dessen Meinungssystem man nicht mehr umkehren kann, würde durch eine Aufklärung über die alten Vorurteile nur jeglichen sittlichen Halt verlieren und ein Sklave seiner Begierden werden; umgekehrt müßte der Jugend die Bedeutung des vom Staate einmal eingeführten Eides als einer Erinnerung an den Inbegriff der Pflichten, die Bestimmung des Menschen und die ehrwürdigsten Wahrheiten der Religion vorgeführt werden, um würdigere Begriffe von ihm zu erzeugen. Ferner müßte der Eid feierlicher, seltener und seine Formeln weniger unvernünftig und unsinnig werden, z. B. an Stelle des Verzichts auf Gottes Beistand und Barmherzigkeit etwa die Erinnerung an die göttliche Strafgerechtigkeit treten. — (§ 104.) Je nachdem schon vor dem Eide eine vollkommene Verbindlichkeit bestand oder nicht, verstärkt er sie oder bringt eine neue hervor; der Unterschied des promissorischen und assertorischen Eides ist hierbei gleichgültig. Zu einer unerlaubten Handlung kann der Eid so wenig wie ein Vertrag verpflichten. Für den erzwungenen Eid gelten die früheren Auseinandersetzungen über den erzwungenen Vertrag. — (§ 105.) Schon das Recht auf einen Teil des Vermögens eines Verstorbenen macht jemand zum Erben; doch muß der Teil bestimmt sein, weil im Falle des Vermächtnisses einer gewissen Summe, die nicht als Vermögensteil bezeichnet ist, der Betreffende nur legatarius *ist, welcher Unterschied z. B. bei Verringerung des Vermögens zwischen Testament und Todesfall wichtig wird. — (§ 106.) Die* donatio mortis causa, *die eine Abart der Verträge bildet, ist nach dem Naturrecht völlig gültig. — (§ 107.) Die Einwürfe gegen die naturrechtliche Gültigkeit der Testamente sind nichtig: sie unterscheiden sich von den übrigen gültigen Verträgen nur dadurch, daß die Akzeptation nicht wie sonst nach errichtetem Vertrage, sondern erst nach dem Tode des Promittenten geschieht, und daß der Promittent das Recht des Widerrufs behält. — (§ 108.) Nach dem Naturrecht findet keine Intestaterbfolge statt, da das Eigentum durch den Tod des Eigentümers wieder* res nullius *wird; doch gibt es schon im Naturstande eine Art Intestaterbfolge innerhalb näherer Verwandt-*

schaftsgrade, welche auf der Idee des Miteigentums beruht. — (§ 110.) Die eigentliche Verjährung ist eine Art, Rechte zu erwerben, und findet im Naturrecht keine Stelle, die unvordenkliche eine Art, Rechte zu beweisen.

O. (37 Seiten, zu Höpfner § 111—123: Vom Untergange der erworbenen Rechte.) — (§ 111.) Die Kompensation gehört nicht zu den Arten der ohne eine zu dem Ende unternommene Handlung untergehenden Rechte. — (§ 112.) Treulosigkeit kann aus Unvermögen oder aus mangelndem Willen, den Vertrag zu halten, entstehen; beides enthebt auch den andern Kontrahenten seiner Verbindlichkeit. Wird nicht der ganze Vertrag, sondern nur eine einzelne Bedingung gebrochen, so wird der Vertrag nach dem Naturrecht im Gegensatz zu der Auffassung des römischen Rechts ungültig, da niemand über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der gebrochenen Bedingung entscheiden kann. Treulosigkeit in einem Vertrage berechtigt im gesellschaftlichen Zustande nicht dazu, von einem zweiten gleichfalls zurückzutreten, weil nicht wie im Naturstande dem Einzelnen das Strafrecht zusteht. — (§ 113.) Auf das Vermögen eines ohne Testament und ohne Intestaterben Gestorbenen haben seine Gläubiger mehr Anrecht als andre. Der Erbe ist nicht verpflichtet, alle Schulden des Erblassers selbst über dessen hinterlassenes Vermögen hinaus zu bezahlen, wenn er sich nicht ausdrücklich zur Übernahme aller Verbindlichkeiten bereit erklärt hat, was allerdings nach den positiven Gesetzen erforderlich ist. — (§ 115.) Eine Veränderung der Umstände hat auf einen schon erfüllten Vertrag keinen Einfluß mehr; bei noch nicht erfüllten Verträgen hat man das Recht, zurückzutreten oder soviel weniger zu leisten, je nachdem der Gegenstand ganz oder teilweise unbrauchbar, der andre Kontrahent ganz oder teilweise unfähig wird, sein Versprechen zu leisten. — (§ 116.) Eine besondere Theorie der Konfusion scheint unnötig. — (§ 117.) Auch ein Teil einer Schuld kann kompensiert werden. Die Kompensation ipso jure *ist nur zulässig, wenn beide Summen an einem Orte fällig sind, und selbst dann können beim Mangel einer Erklärung Verlegenheiten entstehen. — (§ 118.) Im Unterschiede von* solutio *gilt das Wort Zahlung nur von der Leistung pekuniärer Verbindlichkeiten. Die Kontroverse über den Ort der Zahlung sollte nach Billigkeit entschieden werden, da eine absolute Entscheidung notwendig unbillig sein würde. — (§ 119.) Die Erlassung einer Schuld ist im Grunde eine Schenkung, doch geht sie aus andern Motiven hervor und kann in beliebiger Höhe ohne gerichtliche Hilfe geschehen. Die Zurückgabe nur einer von zwei Verschreibungen über dieselbe Schuld gilt im Wechselverkehr als Tilgung der Schuld. Der Schwur bildet für diese Fragen kein Hindernis, da er sich auf die Idee der Verbindlichkeit, nicht auf ihre Form bezieht. — (§ 120—123.) Eine Novation findet nur dann statt, wenn der Grund der Verbindlichkeit oder die Personen des Vertrages geändert werden; wird das Objekt des Vertrages verändert, so tritt ein neuer Vertrag ein; wird die Form verändert, so ändert sich überhaupt nichts Wesentliches, da das Naturrecht keine Formen kennt. Assignation ist dann vorhanden, wenn jemand Schuldner eines und Gläubiger eines andern ist und seinen Gläubiger an seinen Schuldner anweist; hier wird also der Vertrag nur zwischen dem Gläubiger und dem alten Schuldner geschlossen, während bei der Delegation alle drei dabei beteiligt sind. Die Zession unterscheidet sich von der Delegation ähnlich wie die Assignation, indem hier ein Vertrag zwischen dem Gläubiger und dem Dritten vorliegt.*

P. (21 Seiten, zu Höpfner § 124—129: Von dem Recht bei entstandenen Streitigkeiten.) — (§ 124.) Vor Anwendung von Gewalt muß der Rechtsbeweis nur dann geführt werden, wenn nachher noch Zeit sein wird, sein Recht auszuüben. Der Grundsatz affirmantis est probare *besteht zu Recht. Natürlicher und künstlicher Beweis können sich sehr nahe stehen. Dokumente sind Zeugen; der Eid ist nur formell eine eigene Art Beweismittel. Es kommt weniger auf die Zahl als auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen an; Beispiel der Bericht über eine wunderbare Begebenheit von einem aufgeklärten Manne und von einer ganzen Menge Pöbels. — (§ 125.) Dem Schiedsrichter kann das Exekutionsrecht vertragsmäßig zustehen. — (§ 127.) Gegen vergangene Beleidigungen darf nur dann Gewalt gebraucht werden, wenn die Absicht, damit von künftigen Beleidigungen abzuschrecken, vorhanden ist. In der Beurteilung der Gewalttätigkeiten gehen Naturrecht und Moral vielfach auseinander, indem jenes nur das Recht vor Augen hat, diese aber auch die innere moralische Vollkommenheit und die unvollkommenen Verbindlichkeiten: so wird das Naturrecht z. B. Gewalttätigkeiten gegen einen früheren Wohltäter, der jemand beleidigt, erlauben, die Moral aber verbieten oder doch einschränken. Man muß von gelinderen Mitteln zu schärferen fortschreiten und erst zuletzt Gewalt anwenden; ein feindseliges Gemüt, das sich nicht äußert, berechtigt noch nicht zur Anwendung von Gewalt gegen dasselbe. — (§ 128.) Das Recht des Beleidigten ist nur der Theorie nach unendlich, in einzelnen Fällen aber allemal durch die Umstände genau bestimmt, insofern jedesmal die wirksamen Mittel gegen den Beleidiger zu ergreifen sind. Die Entscheidungen der Moral und des Fugs stimmen hierin nicht mit den naturrechtlichen überein, indem jene mehr das Verhältnis von Vergehen und Schaden ins Auge fassen und beider Nutzen oder Schaden für das Ganze erwägen. — (§ 129.) Krieg im engeren Sinne findet unter einzelnen Menschen nur im Naturstande, jetzt nur unter Völkern statt; im weiteren Sinne fallen auch Duelle, Rencontres, Empörungen, Rebellionen unter den Begriff.* Bellum judiciale, *der gerichtliche Zweikampf, ist nicht mehr üblich. Naturrechtlich muß jeder Strafkrieg zugleich ein Sicherheitskrieg sein. Feierlichkeiten sind naturrechtlich beim Kriege bedeutungslos. Die Scheidung zwischen Offensiv- und Defensivkrieg ist unnütz, da häufig der angreifende Teil gerade der zuerst beleidigte ist, wie z. B. bei den jetzigen Streitigkeiten des Kaisers mit Holland.*[1])

Q. (27 Seiten, zu Höpfner § 130—136: Fortsetzung.) — (§ 130.) Die rechtfertigende Ursache eines Krieges geht seinen Zweck, die anratende die Mittel dazu an; jene ist der Gerechtigkeit, diese der Klugheit und Politik gemäß; beide können einander ausschließen. Verweigerte Liebespflichten dürfen erzwungen werden, wenn ein Notrecht eintritt; im Kriege darf der Durchzug durch ein neutrales Land erzwungen, aber deswegen kein Strafkrieg geführt werden. — (§ 131.) Der Zweck der Abschreckung von Beleidigungen kann sich auch auf andre als den Beleidiger beziehen. Man unterscheidet noch damnum immediatum *und* mediatum. *Naturrechtlich hat jeder Mensch ein Strafrecht gegen seinen Be-*

---

[1]) *Josef II. hatte 1784 den Barrierentraktat aufgehoben, die Grenzfestungen schleifen lassen und die Freigebung der Schelde verlangt; da die niederländische Armee nicht kriegstüchtig war, mußte sich Holland am 8. November 1785 zu den Zugeständnissen des Vertrags von Fontainebleau bequemen.*

leidiger, um ihn von künftigen Beleidigungen abzuhalten; Zweck der Strafe ist Besserung, die aber nur im Falle der Beleidigung angestrebt werden darf; dasselbe gilt vom Strafkrieg. — (§ 132.) Bei der Notwehr gelten dieselben Erwägungen über das Verhältnis der beiden Übel und derselbe Widerstreit zwischen Naturrecht auf der einen, Moral und Fug auf der andern Seite wie bei Beleidigungen. Die Selbstverteidigung ist entweder nur eine Pflicht gegen mich selbst oder auch eine gegen andre: im ersteren Falle ist sie naturrechtlich nur erlaubt, im letzteren geboten. Verbalinjurien sind wie Beleidigungen anzusehen. Dem Landesherren und den Eltern gegenüber darf Notwehr nur dann eintreten, wenn die zugefügten Übel den Staatsgesetzen nicht gemäß oder naturrechtlich unerlaubt sind; die Moral wird anders entscheiden. Gegen Betrunkene und Rasende ist Notwehr erlaubt, Strafrecht jedoch nur den ersteren gegenüber vorhanden. Eine allgemeine Verbindlichkeit zur Flucht vor Anwendung der Notwehr besteht nicht; es kommt darauf an, ob die Flucht ein wirksames Mittel ist oder nicht. — (§ 133.) Die Kriegserklärung hat als eine Formel im Naturrecht keine Stelle. — (§ 134.) Der Gebrauch des Giftes im Kriege ist zwar naturrechtlich erlaubt, aber doch in Rücksicht auf die damit verbundene Gefahr für Nichtfeinde, die Heimlichkeit der Beibringung und den von seiten der Bösewichter zu befürchtenden Mißbrauch möglichst zu meiden. Eroberungen sind auch ohne Abtretung im Friedensschluß rechtmäßig. Heilige Sachen verfallen wie alles feindliche Eigentum der Eroberung.

R. (19 Seiten, zu Höpfner § 137—151: Von den Gesellschaften überhaupt.) — (§ 137.) Der Zweck einer Gesellschaft kann auch ein vorübergehender sein. Im engeren Sinne Gesellschaften sollte man nur diejenigen Verbindungen nennen, denen ein ausdrücklicher oder stillschweigender Vertrag zugrunde liegt; daß man auch Verbindungen, denen in Wirklichkeit kein Vertrag zugrunde liegt, z. B. den modernen Staat mit dem Namen Gesellschaft belegt, ist von nachteiligen Folgen. Für Verbindungen wie den Staat oder das Verhältnis der Eltern und Kinder wäre besser der Terminus gesellige Beziehungen zu verwenden. — (§ 139.) Nur die Gesellschaft im engeren Sinne setzt einen Vertrag voraus. Gesetzliche Gesellschaften gibt es nur innerhalb des Staats, weil nur dieser Gesetze kennt. Die Verbindlichkeit erzwungener Gesellschaften hängt von der Gültigkeit der ihnen zugrunde liegenden Verträge ab. Zwischen Sieger und Besiegtem kann nie eine Gesellschaft, nur Oberherrschaft bestehen, die keiner Einwilligung bedarf. — (§ 140.) Um Mißverständnisse zu verhüten, ist in dem Grundsatz „Befördere das Wohl der Gesellschaft" Wohl durch Zweck zu ersetzen; z. B. könnten die Mitglieder einer zu gelehrten Arbeiten zusammengetretenen Gesellschaft glauben, sie müßten sich um ihre gegenseitige Glückseligkeit bekümmern. Man muß den Zweck einer Gesellschaft auch zu seinem eigenen Schaden befördern oder den Vertrag nicht eingehen. Die letztere Verbindlichkeit gilt auch für die geselligen Beziehungen, denn man muß z. B. für die vom Staate genossenen Vorteile auch die von diesem auferlegten Dienste leisten, da man sich beim Eintritt in ihn stillschweigend dazu verbunden hat. — (§ 143.) Eine Verbindung zwischen Oberherren und Sklaven ist keine Gesellschaft, da bei ihr nur die Zwecke des Herren in Anschlag kommen. Ein Sklave ist derjenige, der alle ihm als Menschen zustehenden Rechte einem andern überträgt und dessen Willen folgen muß, ohne die Beförderung seines Besten von ihm fordern zu dürfen. — (§ 144.) Ein Gesetz ist ein Satz, aus dem sich erkennen läßt, warum ein gewisses Prädikat immer

mit einem gewissen Subjekte verbunden sei; die Willenserklärungen einer Gesellschaft sind also nur in bezug auf künftige Fälle Gesetze, sonst Entschlüsse. — (§ 145.) Die Inhaber eines votum consultativum *sind keine Mitglieder der Gesellschaft, sondern nur Werkzeuge, deren sich die Inhaber eines* votum decisivum, *die Mitglieder, bedienen. Im natürlichen Gesellschaftsrecht kann die Majorität nicht entscheidend sein, da für die Gegner keine Verbindlichkeit besteht ihr nachzugeben; gleichwohl ist innerhalb des Staats die Entscheidung der Majorität zur Erhaltung der Gesellschaften eingeführt worden, kann also nicht bei Veränderungen der Konstitution derselben in Anwendung kommen. Bei Stimmengleichheit bleibt die betreffende Sache, wenn möglich, in dem Zustande, in dem sie ist* (calculus Minervae).[1] *— (§ 149.) Die Mitglieder einer Gesellschaft behalten ihre Rechte und Verbindlichkeiten, soweit es sich nicht um die Zwecke der Gesellschaft handelt; der Gebrauch, die Gesellschaft als eine moralische Person zusammenzufassen, kann zu falschen Folgerungen verleiten; nur in Rücksicht auf ihre Zwecke darf sie Beleidigungen rächen und für Vergehen haften. — (§ 150.) Für die Auflösung von Gesellschaften gelten dieselben Grundsätze wie für die Auflösung von Verträgen. Bei den geselligen Beziehungen genügt der Wille zum Austritt.*

S. (33 Seiten, zu Höpfner § 152—159: Von der Ehe.) — (§ 152.) Die gemeinhin angegebenen Zwecke der Ehe, Kindererzeugung, gegenseitige Beihilfe und Befriedigung des Geschlechtstriebes, können weder einzeln noch alle drei zusammen als notwendig angesehen werden. Die in die Ehe tretenden Personen genießen mit- und durcheinander alle die Freuden, alle die Vorteile, die ihnen die Einrichtung der Natur und ihre spezielle Lage zu genießen erlaubt, fühlen beide eine Menge von körperlichen und geistigen Bedürfnissen, die aus dem Unterschiede ihrer Geschlechter entspringen, und suchen diese miteinander zu befriedigen; diese Befriedigung ist also der Zweck der Ehe. (Vgl. den oben abgedruckten Abschnitt b.) Ein Verlöbnis wird im Naturstande kaum vorkommen. — (§ 153.) Der Pellikat hört gleich nach der Befriedigung des Geschlechtstriebes auf und findet nur zwischen Unverehelichten statt. Im Naturstande gibt es nur Ehe, kein Konkubinat, da es keine bürgerlichen Vorzüge gibt, die die Frau vor der Konkubine voraushaben könnte. — (§ 154.) Das Eheverlöbnis ist ein Vertrag, für den die sonst für Verträge geltenden Bestimmungen ebenfalls gelten; da aber der Zweck der Ehe durch Zwang unerreichbar ist, so ist dieser Vertrag leichter lösbar und der zurücktretende Teil muß Abstandsgelder je nach den Umständen zahlen; nur im Falle der Schwangerschaft kann keine Lösung eintreten, vielmehr muß dann die Ehe vollzogen und wenigstens bis zur Rettung der Ehre der Frau fortgesetzt werden. In monogamischen Staaten ist das Versprechen, sich mit keiner zweiten verloben zu wollen, unnötig. Verlust der Keuschheit kann die Ehe nicht ungültig machen, wenn nicht ihr Vorhandensein ausdrücklich ausbedungen ist. — (§ 155.) Polyandrie ist sehr selten, da sie nur in Amazonenstaaten vorkommen kann. Die Beurteilung der Polygamie im engeren Sinne ist verschieden vom Standpunkte des Rechts und von dem der Gesetzgebung aus: das Recht erlaubt die Ehe mit mehreren Weibern, sofern nur jede einzelne völlig befriedigt werden kann und ihre Einwilligung zu den übrigen Verbindungen ge-

---

[1] *Die Bemerkungen zu § 146—148 fehlen hier, da sie mehr in die Lehre vom Staat gehören, und sind erst unten im Abschnitt V nachgeholt.*

geben hat; der Gesetzgeber muß die Polygamie untersagen, obwohl sie, wenigstens in einer platonischen Republik, wo die Weiber nicht zum Gegenstande des Luxus werden würden, die Bevölkerung des Staats wesentlich vermehren würde, da sie, abgesehen von andern schädlichen Folgen (Wollust, Weichlichkeit, Serails, Eunuchen), die Glückseligkeit der Ehe gänzlich zerstört, Gelegenheit zu endlosen Streitigkeiten gibt und eine gedeihliche Kindererziehung unmöglich macht. — (§ 156.) Rechtlich ist gegen temporäre Ehen nichts einzuwenden, der Gesetzgeber dagegen muß sie verbieten, da die Zwecke der Ehe nur, wenn sie lebenslänglich ist, recht erfüllt werden können. — (§ 157.) Soviel die Moral auch gegen die Ehen zwischen Verwandten einwenden mag, die durchaus nicht bei allen Völkern instinktiv vermieden worden sind, so sind sie doch rechtlich unanfechtbar. Der Gesetzgeber wird sie, wenigstens zwischen nächsten Verwandten, als einer gesunden Blutmischung hinderlich, zu leicht zu wollüstigen Ausschweifungen verführend, die Moralität durch Verletzung der Ehrfurcht schädigend verbieten. — (§ 158.) Was die Frage der Oberherrschaft in der Ehe angeht, so sollen die Geschäfte außerhalb des Hauses und überhaupt die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der größeren Stärke und Festigkeit des Mannes, die Angelegenheiten des Hauses dagegen der größeren Geschicklichkeit der Frau anheimfallen und jedes Wille in seiner Sphäre den Ausschlag geben. — (§ 159.) Für die Ehescheidung gelten dieselben Bestimmungen wie für die Auflösung von Verträgen.

T. (35 Seiten, zu Höpfner § 160—165: Von der Gesellschaft der Eltern und Kinder.) — (§ 160.) Alle geselligen Beziehungen sind nach dem römischen Recht Quasikontrakte, die überall da angenommen werden, wo jemand auf rechtmäßige Weise, aber ohne zugrunde liegenden Vertrag die Geschäfte eines andern besorgt; es wird dann stillschweigende Einwilligung vorausgesetzt. Diese Auffassung hat Bedenken: Kinder sind überhaupt nicht fähig Verträge einzugehen; zuweilen liegt offenbare Nichteinwilligung vor wie z. B. bei der Weigerung eines geizigen Hausbesitzers zur Reparatur seines Mietshauses, die der Mieter selbständig ausführen lassen und dann einklagen kann. Zum Quasikontrakt gehört vor allem die mit Grund vermutete Einwilligung jemandes, daß ein andrer sein Bestes besorgt, und die Unmöglichkeit, mehr als diese von ihm zu erlangen; für den ersten erwächst daraus die Pflicht der Schadloshaltung. Die Verbindung zwischen Eltern und Kindern ist nicht wohl vom Begriff des Quasikontrakts aus zu beurteilen. Aus den ersten Grundsätzen des Naturrechts ergibt sich die Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erhalten und zu erziehen, bis sie für sich selbständig handeln können, da die Kinder ohne die elterliche Hilfe und Erziehung unglücklich, für ein späteres glückliches Leben untauglich und für die Glückseligkeit der andern Menschen gefährlich werden würden; die Eltern haben daher das Recht, von den Kindern Gehorsam zu beanspruchen, weil sie sonst ihre Aufgabe nicht erfüllen könnten. Die Kinder dagegen haben die Pflicht der Schadloshaltung der Eltern durch Hilfe und Unterstützung, obgleich sie gesetzlich nicht genauer bestimmbar ist. Nur bei offenbaren Pflichtverletzungen haben Dritte das Recht, in die Erziehung einzugreifen. Zu allem diesem bedarf es also der Heranziehung des Quasikontrakts nicht; aber auch alle andern angeführten Gründe für das Recht der Eltern (Alimentation, göttlicher Wille, Generation, Stärke der Eltern) sind leicht widerlegt. Das größere Recht des Vaters oder der Mutter hängt von der größeren Fähigkeit oder Geschicklichkeit

im speziellen Falle ab. Die Einwilligung der Eltern zur Heirat der Kinder ist nur so lange erforderlich, als diese noch unter elterlicher Gewalt stehen: bei der Verschiedenheit der Auffassungen von Generationen in einer so sehr individuellen Angelegenheit können doch bei den Eltern trotz ihres verständigeren Alters leicht Vorurteile obwalten. — (§ 161.) Die Pflicht der Ernährung kann früher aufhören als die der Erziehung. Von standesmäßiger Erziehung kann im Naturrecht, da dieses keine Stände kennt, nicht die Rede sein. Ein Anrecht auf das Vermögen der Eltern nach deren Tode haben die Kinder nicht. — (§ 162.) Die Gehorsamspflicht der Kinder ist unbedingt, außer wenn Befehle, die offenbar zum eigenen Schaden gereichen, gegeben werden. — (§ 163.) Wann Ernährung und Erziehung aufzuhören haben, kann nicht allgemein, sondern nur für jeden Einzelfall bestimmt werden; die Bestimmung des Zeitpunkts der Emanzipation liegt den Eltern ob, doch muß der Staat ein Emanzipationsalter festzusetzen das Recht haben. — (§ 164.) Nur im Falle die Eltern nicht imstande sind, ihre Pflichten gegen die Kinder zu erfüllen, können sie sie einem Dritten übertragen, natürlich ohne Einwilligung der Kinder. — (§ 165.) Ein derartiger Fall ist die Vormundschaft.

U. (101 Seiten, zu Höpfner § 166—192: Von der Gesellschaft zwischen Herren und Bedienten. Von den Staaten und ihren Rechten überhaupt.) — (§ 166.) Der Bediente veräußert nur einen Teil seiner Freiheit und seiner Rechte, der Sklave unterwirft sich gänzlich dem Willen des Herren und begibt sich aller Rechte, die ihm als Menschen zustehen. — (§ 169.) Naturrechtlich muß der Herr auch das Recht über Leben und Tod des Sklaven haben, wenn auch der Staat aus Fug die Ausübung dieses Rechts verbieten kann. — (§ 170.) Der Bediente braucht das Beste der Familie nur insoweit zu befördern, als sein Vertrag es verlangt; zu weiterem verpflichtet ihn zwar die Moral, aber nicht das Naturrecht. — (§ 171.) Die Definition des Staats hat Mängel: die Gesellschaft braucht nicht eine ungleiche zu sein; auch einzelne Personen können Mitglieder des Staats sein; nicht nur die äußere, sondern auch die innere Glückseligkeit kann der Staat durch seine Zwangsmittel, Gesetze und Strafen, befördern, nur nicht unmittelbar und auf der Stelle, sondern mittelbar und nach und nach. Der Staat ist eine Gesellschaft mehrerer Personen, die sich zu Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit miteinander vereinigt haben. Da das Wohl des Staates von der Sicherheit unzertrennlich ist und beide in fortwährender Wechselwirkung stehen, so gehört auch jenes Wohl zu den Zwecken des Staats. (Vgl. den oben abgedruckten Abschnitt c.) Unter Staat versteht man die vereinigte Gesellschaft, unter Volk die einzelnen Mitglieder derselben; Volk heißen die Angehörigen eines Staates, Nation alle die, welche einerlei Abstammung, Sprache und Sitten haben. Die Streitfrage, ob die Staaten einem Vertrage oder dem Rechte des Stärkeren ihren Ursprung verdanken, ist rein spekulativ und ohne praktische Folgen für die Beurteilung der jetzigen bürgerlichen Verhältnisse, zumal keine beider Auffassungen die heute im Staate bestehenden Verbindlichkeiten sanktionieren kann; man kann daher auch ruhig, ohne dem Despotismus das Wort zu reden, die zweite jener Ansichten für wahrscheinlich erklären. Es ist falsch, alle Folgerungen aus dem abstrakten Begriff des Staats auf die jetzigen Staaten anzuwenden: so würde z. B. bei Annahme eines Vertrags der Austritt aus dem Staate nur unter rechtskräftigen Gründen gestattet sein dürfen. Der Staat ist keine Gesellschaft, sondern eine gesellige Beziehung. — (§ 172.) Das allge-

meine Staatsrecht muß nicht vom Begriff des Staats, sondern von der jetzigen Beschaffenheit der Staaten ausgehen. — (§ 173.) Das öffentliche Staatsrecht lehrt die Rechte und Verbindlichkeiten der Bürger gegen den Staat als Staat, das Privatstaatsrecht die der Bürger gegeneinander; daß das letztere sich vom außergesellschaftlichen Recht nicht unterscheide, ist unrichtig, da z. B. Strafgerechtigkeit der Einzelnen und Selbstrache hier erlaubt, dort verboten sind. Die Politik ist die Wissenschaft dessen, was erfordert wird, um den äußerlichen Zustand der Gesellschaft zu erhalten und zu verbessern; denselben Sinn hat die Privatpolitik für den einzelnen Menschen. Die Statistik ist gar keine philosophische, sondern eine historische Wissenschaft. — (§ 174.) Die fehlerhaften Regierungsformen sind nicht eigentlich Regierungsformen, sondern nur Ausartungen solcher. Anarchie ist überall da, wo eine ehemals existierende Oberherrschaft untergegangen ist. — (§ 175.) Der Vereinigungsvertrag enthält nur den Entschluß, eine Gesellschaft eingehen zu wollen, der gesellschaftliche Kontrakt nur die Verpflichtung, sich Zwangsgesetzen zu unterwerfen, das Staatsgrundgesetz erst den Inhalt derselben; alle drei Verträge bilden also eigentlich einen einzigen. Diese ganze Lehre ist aber entbehrlich, da man sie zur Ableitung der Rechte und Pflichten jetziger Staaten nicht nötig hat. Mehrere zu ihrer Verteidigung in Gesellschaft tretende Familien bilden keinen Staat, sondern ein Schutzbündnis, da sie es nur auf Sicherheit gegen auswärtige Feinde absehen. — (§ 177.) Die reelle Majestät ist der Inbegriff der dem Volke zustehenden Rechte. Eine höchste, aber dabei eingeschränkte Gewalt ist z. B. die des Königs in England. Bei der abhängigen Oberherrschaft ist der Regent in allem dem Willem eines andern Staats unterworfen; Beispiel die von den Römern unterworfenen Könige. Auch in der Monarchie behält das Volk die reelle Majestät. — (§ 178.) Majestätsrechte sind unveräußerlich und von der Oberherrschaft unzertrennlich, fiskalische Rechte veräußerlich; jene erfordern besondere Fähigkeiten des Verstandes und Rechtschaffenheit der Gesinnungen, diese nicht; Beispiele das Auflegen der Steuern und ihre Eintreibung. Nicht jede Teilung der Majestätsrechte ist ratsam, nützlich aber eine Trennung der gesetzgebenden und exekutiven Gewalt in der Weise, daß jene vom Volke oder einem Ausschuß desselben, diese vom Regenten verwaltet wird. — (§ 179.) Eine unumschränkte Oberherrschaft ist keine rechtmäßige mehr, sondern Tyrannei. Jede Oberherrschaft ist mindestens durch den Zweck eingeschränkt, den sie zu erreichen strebt. — (§ 180.) Der Oberherr ist in allen auswärtigen Angelegenheiten Repräsentant des Volkes, in den inneren dagegen nur sein Verwalter; er kann nie die reelle und persönliche Majestät in sich vereinigen, d. h. Despot sein. — (§ 183.) Politische Freiheit ist die Unabhängigkeit eines Volkes von einem andern oder der Einfluß, den das Volk auf die Regierung des Staats hat, bürgerliche Freiheit die Unabhängigkbit der Bürger in allen die Regierung des Staats nicht betreffenden Stücken; jene pflegt in der Republik, diese in der Monarchie größer zu sein. — (§ 184.) Der Regent darf nur über Staatseigentum disponieren, über Privateigentum nur dann, wenn ein Notrecht eintritt; Beispiel im Kriege das Niederreißen eines Hauses, das dem Feinde einen Angriffspunkt bieten könnte. Man muß stets bei dem Regenten die besten Absichten präsumieren, weil er eine genauere Kenntnis der Staatsverhältnisse hat und um die so wie so gegen ihn vorhandene Eifersucht nicht zu vermehren. (Vgl. den Schluß des oben abgedruckten Abschnitts c.) — (§ 185.) Da bei den

jetzigen Staaten meist kein Grundvertrag vorhanden ist, so beruht das Recht der Gesetzgebung und die Verbindlichkeit des Gehorsams gegen die Gesetze auf einem Quasikontrakte, der den Genuß gewisser Vorteile gegen die Ertragung gewisser dabei unumgänglicher Nachteile sichert. Vorteile und Nachteile müssen in gehörigem Verhältnis stehen. Kein Gesetz darf gebieten, wozu im Naturstande nicht einmal eine unvollkommene Verbindlichkeit vorhanden war, z. B. dem Landesherren seine Frau abzutreten, lasterhaft zu sein oder überhaupt zum Vorteile andrer so zu handeln, daß für den Handelnden selbst daraus nur Nachteil entstehen würde; ferner darf der Staat wohl fordern, das Leben für das Wohl der Mitbürger hinzugeben, aber diese Forderung nur allgemein tun und nie an einen einzelnen, namentlich bestimmten Bürger richten. Im letzteren Falle hat der Unsterblichkeitsglaube wesentlichen Einfluß auf das System unsrer Pflichten und Rechte: nur bei Annahme dieses Glaubens besteht jenes Recht des Staats, da andernfalls dem Bürger ein reiner Nachteil auferlegt werden würde. Die natürliche Freiheit kann der Staat mit Fug und mit Recht einschränken. Gewohnheiten im Staate beruhen auf stillschweigenden Verträgen; der Regent sollte, da sie den Gegenstand vieler Streitigkeiten bilden können, ihre gesetzliche Kraft aufheben und statt der vorteilhaften eigentliche Gesetze einführen. Die Ewigkeit der Gesetze ist eine unvernünftige Klausel. Die authentische Erklärung der Gesetze steht dem Regenten, die Doktrinalerklärung jedem Bürger zu; für vergangene Handlungen gilt diese, für zukünftige jene. Ein Privilegium geht auf mehrere Fälle, eine Dispensation auf einen einzelnen speziellen Fall; Beispiele der einem verdienten Bürger gewährte Erlaß der Abgaben, der Erlaß des Zolles für einen einwandernden Fremden. Beide dürfen als den nicht davon Betroffenen schädlich nur sehr behutsam und selten gewährt werden, entweder im Gesetze selbst oder wenn die Benachteiligten ihre Einwilligung dazu geben oder wenn wichtigere Vorteile dadurch gewonnen werden. Privilegien nur der letzteren Art sind unwiderruflich. — (§ 186.) Die Strafen müssen in den Gesetzen ausdrücklich festgesetzt sein, die Belohnungen können willkürlich vom Regenten bestimmt werden. — (§ 187. 188.) Die Strafe soll ein warnendes Beispiel für andre abgeben; dadurch wirkt sie mittelbar auf die Erhaltung des Staats. Die Unmöglichmachung künftiger Verbrechen ist kein Zweck der Strafe, da dieses Recht auch ohne das Strafrecht vorhanden ist. — (§ 189.) Zum Verbrechen reizen an Bosheit, Trägheit und äußere Umstände; auf die letzteren als zu individuelle Antriebe kann der Gesetzgeber keine Rücksicht nehmen. Die Größe der Strafe muß sich nach der Größe der Bosheit oder Trägheit des Verbrechers richten; da diese schwer zu beurteilen ist, so muß der Gesetzgeber die Strafen nach der Natur der bösen Folgen bestimmen, die in des Verbrechers Absicht lagen, und diese kann er im allgemeinen mit denen identifizieren, die wirklich eingetreten sind. Die Erwägung, daß der Grad der Moralität und die Schädlichkeit des Verbrechens nicht immer in gleichem Verhältnis stehen, bildet keinen erheblichen Einwand, da doch die meisten Bürger diejenigen Verbrechen für die größten halten werden, auf die die härtesten Strafen gesetzt sind, und die Absicht des Staates nur mittelbar auf die moralische Besserung der Verbrecher geht. Die Lücken, die der Gesetzgeber wegen seiner Rücksicht auf eine allgemeine Gattung von Fällen noch lassen mußte, wird der Richter für den individuellen Einzelfall ausfüllen und die Gesetze dementsprechend modifizieren; der erstere darf nicht, der letztere muß auf den

Grad der Imputabilität der Handlung sehen; jener darf Strafen erhöhen, dieser nicht. — (§ 190.) Die Todesstrafe ist naturrechtlich zulässig, da im Staate damit nur die eigene Sicherheit mit Gefahr des Lebens andrer befördert wird; auch die Ableitung des staatlichen Strafrechts aus einem angenommenen Grundvertrage kann daran nichts ändern, da jeder wohl nur die andern, nicht sich selbst durch die angedrohte Todesstrafe zu binden glaubte und die Gefahr des eigenen Lebens hier am allermeisten von dem eigenen Entschlusse abhängt. Die Frage der Notwendigkeit der Todesstrafe kann nicht allgemein beantwortet werden, da der Grad der Wirkung einer Strafe zu vielen nationellen und individuellen Schwankungen unterliegt; sie ganz abzuschaffen scheint nicht gut möglich und dürfte jedenfalls nur mit größter Behutsamkeit versucht werden. — (§ 191.) Die Anwendung der Folter ist unerlaubt, da sie, ganz abgesehen von ihrer Grausamkeit, kein zur Untersuchung der Wahrheit dienliches Mittel ist; höchstens als Strafe für allzu hartnäckiges Stillschweigen könnte man sie gelten lassen. — (§ 192.) Bei der Bestrafung der Duelle hat sich der Staat vor zu großer Strenge zu hüten: ihre Ursachen lassen sich oft vor Gericht gar nicht zum Austrag bringen und vielleicht ist es eine nützliche Schutzwehr gegen den Despotismus, wenn wenigstens die Genugtuung der beleidigten Ehre dem Bürger verbleibt und nicht ebenfalls in den Händen des Staats ist. Selbsthilfe ist auch dann erlaubt, wenn der Beleidiger ein Unbekannter ist.

V. (61 Seiten, zu Höpfner § 193—238: Fortsetzung. Von den einzelnen Regierungsformen. Völkerrecht.) — (§ 193.) Der Staat darf Handlungen bestätigen, d. h. wegen ihrer Wichtigkeit mit gewissen Zeremonien verbinden, annullieren dagegen nur dann, wenn sie gesetzwidrig sind, außer wenn ein Notrecht eintritt. — (§ 194.) Dem Regenten ist das Recht, über die Gerechtigkeit oder Notwendigkeit eines Krieges zu bestimmen, übertragen worden, daher müssen die Bürger außer in einem ungezweifelt ungerechten Kriege ihr Urteil dem seinigen unterwerfen. — (§ 195.) Es gibt vom Staate und von der Gemeinde eingerichtete Kirchen; in jenen hat der Regent, in diesen die Gemeinde die Art des öffentlichen Gottesdienstes zu bestimmen. Bestimmungen andrer Art, z. B. über den Anteil der Einzelnen am Gottesdienst oder über die Verbindlichkeit des Glaubens, hat keiner von beiden das Recht zu erlassen. Die obige Unterscheidung ermöglicht eine klare Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche. — (§ 196.) Die Einkünfte der Kammergüter müssen zum Besten des Staats, die der Tafelgüter zum Besten der herrschenden Familie verwendet werden; die letzteren dürfen, soweit sie Familiengüter sind, auch veräußert werden, soweit sie es nicht sind, nur dann, wenn das Volk, das sie zu ihrem Zwecke assigniert hat, einwilligt. — (§ 197.) Wenn nicht bestimmte Verträge vorliegen, so kann jeder Beamte seinen Abschied nehmen oder erhalten, wenn sein oder des Staates Wohl dies erfordert. — (§ 198.) Unter Polizei im weiteren Sinne begreift man alle Staatsgeschäfte, die nicht zur Justiz oder zu den auswärtigen Angelegenheiten gehören, also auch Gesetzgebung und Finanzwesen, unter Polizei im engeren Sinne weder diese Angelegenheiten noch die Aufsicht über Kirchen, Schulen und Universitäten, sondern allein die Sorge für die Reinlichkeit, äußere Ordnung und Bequemlichkeit im Staate. — (§ 199.) Die unzweifelbare Gewalt des Staats über Güter, Leben und Freiheit der Bürger ist kein Eigentumsrecht, läßt sich vielmehr nur aus dem Fug herleiten und wird desto größer, je dringender der Fug

ist. Man unterscheidet innere und äußere Staatsraison; Beispiele Hinrichtung eines Verbrechers, der eine gelindere Strafe verwirkt hatte, Abberufung eines Gesandten, um eine einem fremden Hofe zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen. — [(§ 146.) Der Anteil des Oberherren an der Gesetzgebung richtet sich nach der Staatsverfassung; bei der Vereinigung der gesetzgebenden und exekutiven Gewalt in den Monarchien wird sein Recht, Gesetze zu geben, nur durch den Zweck, das Beste der Bürger zu befördern, eingeschränkt. — (§ 147.) Wenn kein Vertrag vorliegt, so kann der Regent jederzeit abdanken, wenn nicht die momentane Lage des Staats sein Bleiben erfordert, und abgedankt werden, wenn er der Regentenwürde unwürdig oder unfähig geworden ist. Das Zuwiderhandeln gegen die Gesetze in einzelnen Fällen ermächtigt noch nicht zur Absetzung. — (§ 148.) Selbst bei unumschränkter Oberherrschaft ist der Untertan doch niemals ein rechtloser Sklave.][1] *— (§ 200.) Gewalt gegen den Oberherren ist im Falle einer Beleidigung seinerseits an sich erlaubt, aber in Rücksicht auf den Schaden, der für die andern Bürger aus inneren Unruhen entstehen kann, nur im Falle eines Notrechts geboten, wenn die Beleidigung so groß ist, daß sie jenen Nachteil überwiegt. — (§ 201.) Sind keine Fundamentalverträge vorhanden, so sind die Rechte des Monarchen nach den Grundsätzen des Quasikontrakts zu beurteilen. Der Monarch ist selbstverständlich den von ihm gegebenen Gesetzen so gut als jeder andre unterworfen, doch fehlt es an Mitteln, ihn dazu zu zwingen. Patrimonialreiche sind keine Staaten, da die Untertanen dann Sklaven des Monarchen sind; man nennt auch solche Staaten Patrimonialreiche, wo der Monarch selbst seinen Nachfolger bestimmt. — (§ 202.) Die Gewalt der Stände ist in verschiedenen Staaten sehr verschiedenartig und daher nicht allgemein abzuhandeln. — (§ 204.) Die Besonderheiten der Privatrechte und -pflichten der Fürsten entstehen dadurch, daß zu jedem andern Verhältnis noch immer das des Monarchen und Untertanen hinzukommt. — (§ 208.) Beim Streite mehrerer Kronprätendenten muß das Volk dem den Vorzug geben, auf dessen Seite das Recht ist, wenn dieser nicht des Throns unwürdig ist. — (§ 214.) Vereinigte Staaten schließen ein Bündnis für immer und halten gemeinschaftliche Versammlungen ab; begeben sich mehrere Staaten unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt, so ist dies entweder ein Monarch (Großbritannien) oder ein Senat von Deputierten (Vereinigte Niederlande); die den andern bei der Vereinigung unterworfenen Länder heißen einverleibte (Krossen in der Mark Brandenburg). — (§ 215.) Die Definition des Volks ist mangelhaft: Volk ist jede Gesellschaft, die sich in einen Staat begibt, um für ihre Glückseligkeit gemeinschaftlich Sorge zu tragen; sie braucht weder groß noch frei noch ewig zu sein. Das positive Völkerrecht behandelt die für jeden einzelnen Staat verschiedenen Verhältnisse zu andern Völkern, die durch Verträge und Observanzen entstanden sind. — (§ 216.) Ein Volk darf ein Meer nur dann okkupieren, wenn es alle andern von dessen Besitz auszuschließen imstande ist, was selten vorkommen wird. — (§ 218.) Völkerservitut entsteht auch durch Verjährung. — (§ 219.) Sponsionen sind Versprechungen und Bündnisse Nichtbevollmächtigter im Namen des Volks. Ein gefangener König ist kein Repräsentant des Volks und daher keine Verträge zu schließen berechtigt. — (§ 223.) Der Gesandte ist ein Bevollmächtigter und demgemäß in seinen Rechten und*

---

[1] *Vgl. oben S. 499 Anm. 1.*

Pflichten zu beurteilen. — (§ 226.) Gesandte müssen in allen den Fällen angenommen werden, wo ihre Nichtannahme eine andre Zwangspflicht verletzen würde. — (§ 230.) Repressalien sind nichts andres als eine besondere Gattung der Strafe; ihr Maß richtet sich nach dem Maß des zugefügten Übels. Retorsion findet dann statt, wenn ein Volk sich eines seiner Rechte zum Nachteil eines andern bedient und dieses Gleiches mit Gleichem vergilt; Beispiel ein Ausfuhrverbot gewisser Waren, das durch ein gleiches erwidert wird. — (§ 231.) Nach den früheren Grundsätzen vom Kriege wird ein solcher durch die wachsende Macht eines Nachbarvolkes nicht gerechtfertigt, da künftige Beleidigungen deshalb zu fürchten ein übereilter Schluß wäre; doch gestattet der Fug hiervon Ausnahmen. Ebenso verhält es sich mit dem Austreten aus dem Gleichgewicht. — (§ 234.) Das neutrale Volk darf gegen keines der Kriegführenden feindselige Gesinnungen äußern, darf aber unter Umständen sehr wohl dem einen verweigern, was es dem andern zugesteht. Ein Volk darf das Land eines andern, das sich vor dem Kriege verpflichtet hatte, dem Feinde des ersteren Hilfstruppen zu senden, und dies auch getan hat, wie ein feindliches Land behandeln, ohne jedoch beim Friedensschluß Forderungen an dieses Volk stellen zu dürfen. — (§ 235.) Kriegsverträge auch mit offenbar ungerechten Feinden sind zu halten, wenn sie nicht erzwungen sind. — (§ 238.) Die Amnestie ist nach dem allgemeinen Völkerrecht nicht notwendig. — (§ 233.) Man darf die Untertanen des Feindes nicht zum Aufruhr reizen, weil nach den Grundbegriffen des Rechts es nie erlaubt sein kann, moralische Übel zur Erlangung physischer Güter anzurichten, sie seien auch noch so wertvoll.

Unter Recht verstehen wir im ganzen Naturrecht nicht die moralische Möglichkeit, unter allen Umständen so oder so zu handeln, sondern die, zu entscheiden, wie man handeln will. Nach dem äußeren Recht z. B. ist man unter allen Umständen berechtigt, die Bitte eines Bettlers zu verweigern; ob man aber nach dem inneren Recht berechtigt ist, ihm nichts zu geben, entscheidet nicht das Naturrecht, sondern die Moral.

---

4. Aus Dohms nationalökonomischen Vorträgen.

. . . .

§. 41.[1]) Sobald sich die Menschen mehr ausbreiteten, und im C. gesellschaftlichen Leben mehr Bedürfnisse kennen lernten, musste nothwendig auch Handel entstehn; man musste darauf denken, sich für diejenigen Produkte, woran man Ueberfluss hatte, andre zu verschaffen, woran es mangelte. Dieser Handel war anfangs Tauschhandel — mit Waaren gegen Waaren. Aber weil es so schwer war, immer einen Käufer zu finden, dem es gerade an dem mangelte, wovon der Verkäufer zu viel hatte; weil ferner Transport und Aufbewahren der Güter, sobald sie allein in Waaren bestanden, soviel Gefahr und Unbequemlichkeit mit sich führte: so fiel man bald darauf, Ein einziges Produkt an die Stelle aller übrigen zu sezen, so dass man, vermittelst desselben, alle übrige erhalten könnte. Diess Produkt musste, wenn die Fehler des Tauschhandels verbessert werden sollten, 1. selten, nicht allzu leicht zu erhalten, 2. wenigstens einigermassen brauchbar, 3. dauerhaft, 4. leicht zu transportiren, und 5. in jede, noch so kleine Quantität theilbar sein. Alle diese Eigenschaften fand man nun in den edleren Metallen, im Golde und Silber, und so entstand das Geld. In den ältesten Zeiten, wo man sich am meisten auf Viehzucht legte, hatte schon das Vieh die Stelle des Geldes vertreten, wie man aus der Etymologie von *pecunia, peculium* u. s. w.

Handschrift (92 halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) mit Randbemerkungen Dohms im Archiv in Tegel.

[1]) *Auf welches Handbuch sich diese Paragraphenzahlen beziehen, habe ich nicht ermitteln können; vielleicht liegt auch nur Dohms eigener handschriftlicher Entwurf zugrunde.*

und aus einigen Stellen alter Dichter, z. E. des Homer, sieht, wo sehr oft der Werth von Waffen, und kostbaren Gefässen nach einer Anzahl von Rindern bestimmt ist. Zuerst (und in China ist es noch bis jezt so) wurde das Geld abgewogen, welches aber eben so betrüglich als unbequem war. Beispiele davon finden sich in allen alten Schriftstellern; auch stammen die Ausdrükke Pfund Sterling und *livres* von dieser Gewohnheit her. In der Folge erfand man Münzen, d. i. kleinere Stükke Goldes oder Silbers, denen der Staat durch ein gewisses Gepräge einen allgemein geltenden Werth gegeben hat.[1]) Mehreres vom Gelde wird noch unten vorkommen.

Es giebt verschiedene Arten des Handels: 1. Handel mit rohen Produkten; er ist nicht vortheilhaft, wenn die Produkte im Lande selbst verarbeitet werden, und also mehr Menschen ernähren könnten. Portugall und Spanien handeln fast bloss auf diese Art. 2. mit Manufaktur- und Fabrikwaaren, worin es England am weitesten gebracht hat; dieser Handel ist schon vortheilhaft, wenn auch fremde, noch mehr aber, wenn einheimische Produkte verarbeitet werden. 3. *Commerce d'économie,* mittelbarer, oder Zwischenhandel; wenn ein Volk, ohne selbst Produkte, und Manufakturen zu haben, Waaren eines Volks einem anderen zuführt. Dieser Art des Kommerzes hat Holland fast gänzlich seinen Reichthum zu danken. 4. Koloniehandel, bei dem es vorzüglich darauf ankommt, dass das Mutterland ausschliessungsweise sowohl mit den Produkten der Kolonien handelt, als sie mit den seinigen versorgt.

Dann theilt man den Handel noch in Aktiv- und Passivhandel in doppeltem Verstande. Einmal nennt man den Handel eines Landes mit dem andren aktiv, wenn es in demselben gewinnt; und passiv, wenn es darin verliert: und in einer andren richtigeren Bedeutung heisst er aktiv, wenn ein Volk mit eigenen Schiffen dem andren seine Produkte zuführt, und die eingetauschten von ihm wieder abholt; passiv, wenn es diess nicht thut. Beide Bedeutungen kommen zwar oft mit einander überein, aber doch nicht immer. Der Handel zwischen England und Russland z. B. ist von Seiten Englands in der ersteren Bedeutung völlig passiv, weil es jährlich auf 800000. Pfund gegen Russland verliert, in der lezteren Bedeutung aber völlig aktiv.

---

[1]) *„Der Staat giebt nicht der Münze den Werth, sondern er bezeugt und guarantirt ihn nur.“ Dohm.*

Wenn ein Land im Handel mit einem andren gewinnt, so sagt man: es hat die Balance des Handels für sich; wider sich aber, wenn es im Handel verliert. Die Regeln, welche ein Volk beobachten muss, um die Balance auf seine Seite zu bringen, machen die Handelspolitik aus. Die vorzüglichsten Grundsäze dieser Theorie sind ohngefehr folgende: 1. diejenigen rohen Produkte, welche das Land selbst hervorbringt, müssen auch im Lande selbst verarbeitet werden — sofern sie nehmlich der Verarbeitung fähig sind. Es muss also Manufakturen und Fabriken geben. Fabrik heisst eigentlich alles, wobei Feuer und Hammer gebraucht wird. Jedoch verwechselt man auch oft beide Ausdrükke. 2. diejenigen Produkte, die keiner Verarbeitung fähig sind, müssen roh ausgeführt werden, insoweit diess nehmlich das eigne Bedürfniss des Landes erlaubt; und dafür muss man 3. fremde rohe Produkte eintauschen, um sie hernach verarbeitet wieder auszuführen. Solche Produkte pflegen alsdann einen sogenannten Rükzoll zu erlegen, d. i. ein Zoll, der, wenn sie verarbeitet wieder ausgeführt werden, zurükgezahlt wird. Die Einfuhr schon verarbeiteter fremder Produkte aber muss, soviel es möglich ist, verhindert werden.

Man sieht aus dem bisher Gesagten, dass ein Staat desto reicher sein wird, je grösser die Anzahl der eigentlich hervorbringenden, erwerbenden Bürger ist. Zu diesen gehören nehmlich: 1. die Producenten, die, welche die natürlichen Produkte erzeugen. 2. die Handwerker und Künstler, welche die rohen Produkte verarbeiten, und von denen die ersteren für die Bedürfnisse, die lezteren mehr für das Vergnügen der Menschen sorgen. 3. die, welche die rohen und verarbeiteten Produkte vertauschen — Kaufleute, die im Grossen, und auch mit auswärtigen Ländern handeln; Krämer, die ihre Waaren im Lande selbst kaufen und[1]) absezen. Diesen drei Klassen der Bürger kann man diejenigen entgegensezen, die nicht eigentlich etwas hervorbringen, die Bedienten des Staats, und die Rentenierer. Rentenierer sind an sich dem Staate nicht nüzlich; sondern nur insofern als sie durch ihr auf Zins verliehenes Vermögen den eigentlich erwerbenden Bürgern Unterstüzung und Vorschuss verschaffen, und insofern die Hofnung, einst von seinen Renten leben zu können, ein Antrieb zur Arbeitsamkeit ist. Um die Möglichkeit, bloss von Renten zu leben, zu erschweren, sind niedrige Zinsen in einem Lande vortheilhaft.

---

[1]) *„im Kleinen“ Dohm.*

Dieselben aber durch Verordnungen festzusezen, ist unnüz. Denn diejenigen, welche durch Wucher gewinnen wollen, finden, ohngeachtet der Verbote, noch immer Gelegenheit genug dazu; und übrigens bestimmen sich die Zinsen von selbst. Sie sind nehmlich niedrig, wenn es viel; hoch, wenn es wenig Geld im Lande giebt. Doch kann auch noch ausserdem Mangel der Sicherheit sie erhöhn, wie in der Türkei, wo sie auf 20. Procent stehn. Auch durch den Aufwand, den reiche Rentenierer machen, können sie dem Staat manchmal nüzlich sein. Denn sowie Nationalluxus — wenn die Ausgaben des Staats seine Einkünfte übersteigen — allemal schädlich ist; so kann Privatluxus oft dienlich sein, weil das Geld dadurch in grösseren Umlauf kommt, und Handwerker und Künstler dadurch in Arbeit gesezt werden; und weil es dem Staat grösstentheils einerlei ist, in welchen Händen sich das Vermögen befindet.

Ausser der Befolgung der oben angegebenen Regeln kann ein Staat noch mancherlei andre Veranstaltungen treffen, um den Handel zu befördern.

1. In Rücksicht auf sein Verhältniss mit andren Staaten kann er Handlungsverträge schliessen, worin gewöhnlich eine der beiden schliessenden Partheien Vortheile vor der andren erhält, und alsdann die begünstigte heisst.[1]) Ferner kann der Staat in den Ländern, mit welchen er den vorzüglichsten Handel treibt, Konsuln ernennen, d. i. eine Art von Gesandten, die aber, zum Unterschiede von den eigentlichen Gesandten, nur Handlungsgeschäfte betreiben, auch unter der Gerichtsbarkeit der Länder stehen, wo sie angesessen sind.

2. Im Innern des Landes selbst können gleichfalls noch verschiedene Einrichtungen zur Erleichterung des Handels gemacht werden. Dahin gehört:

1. das geprägte Geld — Münze, wovon ich schon im Vorigen geredet habe. Es kommt bei den Münzsorten auf zweierlei an, auf das Schrot, das Gewicht; und das Korn, den Gehalt, das Verhältniss des edleren Metalles zu dem unedleren, das sie enthalten. Denn alle Münzsorten, die englischen allein ausgenommen, haben ausser dem Golde und dem Silber noch einen Zusaz — die goldenen nehmlich von Silber, oder von Kupfer (weisse und rothe

---

[1]) *„Begünstigt heisst eine Nation, welche vor allen andern oder doch den meisten in einem Lande Vortheile erhält."* *Dohm.*

Legirung), die silbernen allein von Kupfer — durch den der Staat sich wegen der Unkosten entschädigt, die ihm das Prägen verursacht, und durch den er dasselbe noch ausserdem zu einer Quelle von Einkünften macht. In England, wo das Geld rein ausgemünzt wird, werden die Prägekosten durch eine eigene Abgabe ersezt. Der Gewinn, welcher durch die Legirung, oder Beschikkung — die der Münzfuss bestimmt — erhalten wird, heisst der Präge- oder Schlageschaz. Cirkulirte das Geld bloss im Lande selbst, ohne auswärts zu gehn, so könnte der Zusaz so stark sein, als er immer wollte; ja man könnte sogar papierenes, oder ledernes Geld einführen: daher kommt es nun auch, dass die kleineren Münzsorten — die sogenannte Scheidemünze — die man im grossen, auswärtigen Handel nicht braucht, einen weit stärkeren Zusaz haben, und haben können, als das Gold, und das sogenannte Grob Courant. Weil aber der Handel vorzüglich auswärts getrieben wird, so hat jedes Land gar sehr auf zwei Stükke zu sehn: 1. dass die Legirung nicht zu stark sei, sondern dass seine Münzsorten mit den besseren Münzsorten anderer Länder noch immer im gehörigen Verhältnisse stehen. 2. dass Schrot und Korn derselben genau der Ueberschrift entspreche, weil sich sonst jedermann vor dem Handel mit so betrüglichen Münzsorten hüten wird. In Rüksicht auf diese beiden Stükke sind nun die Holländischen Münzen allen übrigen vorzuziehn; sowohl die Dukaten, welche noch ausserdem ihre Leichtigkeit empfiehlt, als die Albertusthaler, die vorzüglich an der Ostsee, und die Dukatons, die vorzüglich in der Levante im Kurs sind.

2. Geldzahlungen an entfernte Orte sind mit Gefahr und Beschwerde verknüpft. Wenn also ein Kaufmann an einem fremden Ort zugleich einen Schuldner, und einen Gläubiger hat; so weist er den ersteren an den lezteren an, und diese Anweisung, wenn sie eine gewisse, von den Gesezen vorgeschriebene Form hat, heisst ein Wechsel. Zahlung durch Wechsel ist also ein Tausch gegenseitiger Schulden. Wenn ein Ort ebensoviel von dem andren zu fordern, als an ihn zu bezahlen hat, so sagt man: die Wechsel stehn gleich (Wechselpari); hat er aber mehr zu fordern, so heisst es: die Wechsel stehn für ihn und wider den andren (Wechselkurs). Aus der Menge der Wechsel eines Orts gegen den andren, oder aus dem Wechselkurs, lässt sich der Handel eines Orts mit den andren abnehmen; und diess Mittel ist sichrer, als die Zollbücher, weil durch Schleichhandel so viele Waaren aus- und ein-

gehn, die nicht in dieselben eingetragen werden. Die Wechsel unterscheiden sich von andren Arten der Anweisungen vorzüglich durch die schleunige Rechtshülfe; und ihre Wichtigkeit macht, dass es überall ein besondres Wechselrecht giebt. Die Erfindung der Wechsel schreibt man gewöhnlich den im 12ten und 13ten Jahrhundert aus Frankreich exilirten Juden zu. Aber gegenseitige Schulden gegen einander zu vertauschen, ist gewiss schon eine frühere Erfindung; und nur Form und Name sind neu.

3. Banken. — Mehrere Kaufleute, die an Einem Orte lebten, und häufige Zahlungen an einander zu machen hatten, warfen, diese Zahlungen zu erleichtern, eine gewisse Geldsumme zusammen, und so oft nun etwas zu zahlen war, wurde es nur dem einen zu- und dem andren abgeschrieben. Diese Einrichtung nannten sie Girobank, und den Antheil jedes Interessenten Aktie. Die erste dieser Girobanken war die Venetianische im 12ten Jahrhundert; ihr folgten hernach die Amsterdammer und Hamburger. Um aber auch Abwesende an dieser Anstalt Theil nehmen zu lassen, erfand man in der Folge die Banknoten, d. i. Zettel, Anweisungen auf bestimmte, in der Bank zu hebende Summen, *payables au porteur*. Durch diese wurde nun das in der Bank befindliche Geld fast verdoppelt. Denn erstlich cirkulirte es in den Banknoten; und zweitens konnte die Bank selbst damit einen Handel treiben.[1]) Aber freilich durfte dieser Handel nicht allzu beträchtlich sein; es muss immer soviel Geld in der Zettelbank — denn so nennt man nun diese Art der Banken — zurükbleiben, als nöthig ist, die etwa vorgezeigten Banknoten zu realisiren d. i. in Geld zu verwandeln. Die Banknoten können wiederum verkauft werden, und alsdann wird ein gewisses Aufgeld — Agio — darauf gezahlt.[2]) Das Geld, welches den ersten Fonds einer Bank ausmachte, heisst das Bankogeld; und ob es gleich [3]) nirgends mehr wirklich existirt, so werden doch in den Geschäften der Bank alle Münzsorten auf dieses schwerere Geld reducirt. Die ältesten Zettelbanken sind die Genuesische im 15ten Jahrhundert, und nachher die Englische. Noch können mit den Banken zugleich andre Einrichtungen verbunden sein, die z. B. dass die Bank Gelder auf Zinsen annimmt, und auch selbst wiederum andre ver-

---

[1]) *„Nur bey einem wohlbefestigten Credit der Bank ist diess möglich." Dohm.*

[2]) *„nämlich wenn sie Credit haben, sonst müssen sie Agio geben." Dohm.*

[3]) *„vieleicht" Dohm.*

leiht, welches leztere jedoch [1]) nur auf Metalle und Juwelen geschieht.

Wenn man glaubt, dass Banken eigentlich Handel in einem Lande hervorbringen, so ist diess ein Irrthum; sie sind nur Folgen und Beförderungsmittel desselben. Wo überhaupt noch gar kein Handel ist, wird er auch durch blosse Stiftung von Banken nie entstehn.

4. Der Transport der Waaren, vorzüglich zu Wasser, ist mit vielem Risiko verbunden. Daher lassen die Kaufleute gern ihre Schiffe assekuriren, d. h. sie bezahlen dem, welcher die Assekuranz leistet — und diess ist entweder der Staat, oder eine einzelne Person, oder eine zu diesem Endzwek errichtete Gesellschaft — gewisse Prozente, und bedingen sich dafür, auf den Fall eines Unglüks, Schadenersezung aus. Der Preis der Assekuranz ist nach Beschaffenheit der Länge des Weges, der Unsicherheit des Meers, und der Jahrszeit verschieden. Wegen der Wichtigkeit der Assekuranzen giebt es besondre Assekuranzordnungen.

Das lezte, was ein Staat noch zur Aufnahme des Handels thun muss, ist die Beförderung der Freiheit desselben. In dieser Rüksicht sind also Monopolia — ausschliessende Handelsprivilegia — schädlich. Denn wenn auch die Monopolisten durch die Abgaben, die sie zahlen, die Staatseinkünfte vermehren, und wenn sie auch, weil sie nie Konkurrenz fürchten dürfen, mit geringerer Gefahr grössere Auslagen machen, und also den Handel besser betreiben können; so werden doch die Waaren allemal durch Monopolien vertheuert, und statt dass ein allgemeiner Wohlstand entstehn sollte, werden einige Wenige dadurch bereichert. Wird ein Monopolium einer ganzen Gesellschaft ertheilt; so heisst dieselbe eine Handlungskompagnie im eigentlichsten Verstande; das ihr ertheilte Privilegium eine Oktroi; die Einlage jedes Mitglieds eine Aktie. Die mächtigsten Handlungskompagnien sind die ostindischen in England und Holland. Diese haben sogar Besizungen ausserhalb Europa, die sie durch ihre Bediente verwalten lassen, und die man Faktoreien nennt.[2])

Schliesslich noch etwas von der Geschichte des Handels. Die

[1]) *„gewöhnlich, der Sicherheit wegen“ Dohm.*

[2]) *„Faktoreyen heissen nur HandelsComtoire an Orten, wo man keine eigne Besitzungen hat. Wo eine Compagnie diese hat, regiert sie dieselben, wie ein Souverain, durch Civil- und Militairbediente.“ Dohm.*

erste handeltreibende Nation waren die Phönicier. Ihnen folgten die Griechen, und vorzüglich die Karthager. Schon Alexander hatte den Entwurf, Alexandrien zum Mittelpunkt des ganzen Handels zu machen; und in der That zog sich derselbe grösstentheils dahin. Nach der Zerstörung von Karthago fiengen auch die Römer an, sich auf den Handel zu legen, aber nie mit so glüklichem Erfolg als die Griechen. Auch nach der Theilung des Römischen Reichs blieb die Handlung fast ganz in den Händen des Orients, bis sie erst im 11ten Jahrhundert Venedig und Genua, und im 13ten Jahrhundert die Hansestädte an sich rissen. Die Macht und der Reichthum der lezteren ist bekannt. Venedig und Genua handelten vorzüglich mit asiatischen Waaren, die sie durch das Kaspische Meer nach dem Norden, und durch den Arabischen Meerbusen und das Mittelländische Meer nach dem Süden von Europa brachten. Diesen eben so unbequemen, als wegen der Streifereien der Araber gefährlichen Weg, bei dem ein so weiter Landtransport nöthig war, mussten sie bis ans Ende des 15ten Jahrhunderts nehmen. Als aber da der Weg um Afrika herum durch Vasko de Gama, und schon früher Amerika entdekt wurde; so öfneten sich nun ganz neue Aussichten für den Handel, und Portugall und Spanien, sowie bald darauf vorzüglich England und Holland sezten sich in Besiz desselben, worin sich auch die beiden lezteren Nationen bis jezt vor allen andren behauptet haben.

§. 43. Finanzwesen. — Wenn es bei einem Privatmanne Regel der Oekonomie ist, seine Einkünfte soviel möglich zu erhöhen, und seine Ausgaben nach denselben zu bestimmen; so darf hingegen der Staat nie mehr einnehmen, als nöthig ist, die ordentlichen Ausgaben zu bestreiten, und für ausserordentliche etwas im Vorrath zu haben. Ueber diesen Punkt seine Einkünfte zu erhöhen, würde ungerecht und nachtheilig sein. Ungerecht, weil ihm bei Errichtung der Gesellschaft die Unterthanen nur soviel verwilligten, als zu den nothwendigen Ausgaben erfordert wurde; nachtheilig, weil ein Land blühender ist, wenn das Geld unter den Bürgern cirkulirt, als wenn es ungenuzt in der Schazkammer liegt.

Die Einkünfte eines Staats fliessen aus mehreren Quellen:

1. aus den Domänen oder Krongütern, die man in Wahlreichen von den Chatoullengütern, den Privatbesizungen der Fürsten, unterscheiden muss. Die Verwaltung der Domainen geschieht

entweder durch Administratoren, oder durch Pächter, oder durch Erbpächter. Administration ist weniger vortheilhaft, als Verpachtung, weil das Interesse des Administratoren nicht, wie das des Pächters, mit dem Vortheile des Staates verbunden ist. Die Verpachtung muss nicht auf zu kurze Zeit geschehn; der Pächter muss Zeit haben, von den Verbesserungen, die er vornimmt, noch Früchte zu ziehn: aber auch nicht auf zu lange; der Staat muss die vom Pächter vorgenommenen Verbesserungen durch höhere Verpachtung benuzen können. Die Erbpacht, wo viele kleinere Stükke einzelnen Familien auf Erbzins gegeben werden, hat die meisten Vorzüge. Denn es werden dadurch auf Einmal eine Menge von Familien ernährt, und, da das Interesse derselben am genauesten mit dem Staatsinteresse zusammenhängt, die Güter am meisten verbessert; welches gewiss den Nachtheil überwiegt, dass der Staat nicht mehr durch erhöhte Pacht seine Einkünfte vermehren kann.

2. Aus den Regalien. Regalien nennt man solche Güter, welche entweder wegen der Kosten, die ihre Benuzung macht, oder aus andren Gründen, nicht im Besiz von Privatpersonen sein können; und solche Anstalten, welche zum allgemeinen Besten dienen, und zugleich einträglich sind.

Zu der ersteren Klasse der Regalien gehören:

1. weitläuftige Waldungen, in welchen der Fürst das Jagd- und Forstregal ausübt. Ob diese beide völlig Regalien sind, oder nur gewissermassen, nur z. B. in Rüksicht auf die sogenannte hohe Jagd, und auf gewisse bestimmte Holzarten? hängt von der besondren Verfassung jedes einzelnen Staats ab.

2. grosse Gewässer in Absicht auf das Schiffahrts- und Fischereiregal. Diese, sowie die vorigen Regalien, werden entweder für die Rechnung des Staats[1]) verwaltet, oder verpachtet.

3. alle Bergwerke, d. h. alles, was unter der Erde gefunden wird. Den Bergwerksbau betreibt der Staat entweder selbst, oder er überlässt ihn Privatleuten gegen gewisse Vortheile. Diese Privatleute heissen alsdann Gewerke; die Antheile, welche sie an einem Bergwerke haben, Kuxe. Gewöhnlich hat ein Bergwerk 128. Kuxe. Die Vortheile, welche der Staat erhält, sind: 1. den Zehnten. 2. das Stollenneuntel, oder das Neuntel der Ausbeute, welches der Staat für die Besorgung der Stollen empfängt. 3. das

[1]) *„für die Rechnung des Staats" verbessert aus „durch Administratoren".*

Vorkaufsrecht, oder *ius proponii.* 4. die Zugutmachung der Erze, oder die Scheidung der reinen Metalle von den Schlakken.

Zur lezteren Klasse der Regalien rechnet man:

1. Das Zoll- und Geleitsregal. Die Anlegung, und Verbesserung der Landstrassen, und die Begleitung, welche man zu den Zeiten des Faustrechts vorzüglich den Reisenden zu ihrer Sicherheit zu geben pflegte, sind der Ursprung des Zoll- und Geleitsregales. Man hat in der Folge die Zölle auch auf den Flüssen eingeführt; obgleich der Staat wegen der Flüsse keine Ausgaben zu machen hatte. Diese leztere Art von Zöllen ist besonders in Deutschland ausserordentlich hoch. Auf der Weser giebt es z. E. in einem Strich von etwa 30. Meilen 20. Zölle. Eigentlich gehört das Recht, Zölle anzulegen, in Deutschland allein dem Kaiser zu; er kann es aber an die übrigen Fürsten übertragen. Jedoch ist diese leztere Freiheit jezt eingeschränkt; so dass kein neuer Zoll mehr angelegt werden kann, wenn nicht die Reichsfürsten[1]) *vnanimiter* darin einwilligen. Der beträchtlichste Zoll unter allen ist der dänische Sundzoll, der wohl ½ Million jährlich einbringt.

2. das Postregal. Die ersten Posten haben wir der Universität Paris zu danken, die sie im 15ten Jahrhunderte, anfänglich bloss zum Behuf ihrer eigenen Geschäfte, stiftete. Unter den älteren Völkern hatten nur die Perser eine ähnliche Einrichtung. In Deutschland führte sie zuerst der Herr von Thurn und Taxis ein, als die Vereinigung der Niederlande mit dem Oesterreichischen Hause häufigere Boten von Deutschland in diese Gegenden und wieder zurük nothwendig machte. Er erhielt dafür die Würde eines Reichs-General-Postmeisters, und eines Reichsfürsten.

Der Einfluss, den die Posten durch die von ihnen hervorgebrachte schnelle Kommunikation zwischen den entferntesten Oertern vorzüglich auf die Aufklärung der Menschen, und auf ihre Fortschritte in jeder nüzlichen Kenntniss gehabt haben, ist ganz unleugbar.

3. das Münzregal. Es giebt in Deutschland einen vierfachen Münzfuss: 1. den 18 Gulden Fuss, den Sachsen, Brandenburg und Hannover 1690. zu Leipzig festsezten, und der 1737. auf einem Reichstage als allgemeiner Reichsfuss angenommen wurde; der aber jezt nur noch bei dem Hannöverschen Kassengelde beobachtet wird. Nach demselben werden 18 Gulden aus 1. Mark Silbers

---

[1]) *„Churfürsten und die Stände desselben Kreises“ Dohm.*

(16 Lot) geschlagen. 2. der 20 Gulden Fuss, oder der Konventionsfuss, über den Oesterreich und Baiern 1753. übereinkamen. 3. der 21. Gulden Fuss, der hier gilt, und 4. der 24. Gulden Fuss, der in einigen kleineren Reichsländern um Frankfurt am Main herum üblich ist. Das Verhältniss des Goldes gegen das Silber ist gleichfalls verschieden. In Indien verhalten sich beide Metalle gegen einander, wie 1 zu 8, oder 9, oder 10; in Portugal wie 1 zu 13½; in Spanien und England wie 1 zu 15⅝; im übrigen Europa wie 1 zu 14½. Siehe noch *Leyseri meditationes ad ff.* Sp. 529. *nr.* 1—14.

Die bisher betrachteten Einkünfte des Staats, die Domainen und Regalien, waren in den älteren Zeiten die allein üblichen. Wie aber vor ungefehr zwei Jahrhunderten die ganze Art Krieg zu führen geändert wurde, wie jeder irgend beträchtliche Staat stehende Armeen zu halten genöthigt war, und wie überhaupt mit dem Luxus auch die Bedürfnisse stiegen; so kam eine dritte Art, die Abgaben, hinzu. Wohleingerichtete Abgaben sind im Ganzen genommen einem Lande nicht schädlich, sondern vielmehr nüzlich. Denn es ermuntert den Fleiss der Unterthanen, wenn sie einen Theil des Erworbenen dem Staate abgeben, und also mehr erwerben müssen, als sie zu ihren eigenen Bedürfnissen brauchen. Nur muss dieser Saz nicht zu weit ausgedehnt werden, weil allzuhohe Abgaben die Arbeitsamkeit niederdrükken. Ueberhaupt müssen sie wohleingerichtet sein: 1. gewiss, nicht willkührlich; der Unterthan muss vorherwissen, wieviel er beizutragen hat; 2. nach Verschiedenheit des Vermögens verhältnissmässig vertheilt; der Dürftige muss nicht ebensoviel beitragen, als der Vermögende; 3. nicht mit zu grossen Hebungskosten verknüpft; das durch die Auflagen erhobene Geld muss soviel möglich ganz in die Kasse des Staats kommen. Endlich müssen die Einkünfte des Staats, soviel es immer möglich ist, im Lande selbst verwendet werden, weil sonst dasselbe nach und nach verarmen würde. Wie wenig schädlich Abgaben unter diesen Umständen sind, zeigt der Wohlstand Englands und Hollands, wo die Auflagen am allergrössesten sind.

D.

Die Abgaben selbst sind von verschiedener Art. 1. Abgaben von liegenden Gründen. Diese werden entweder: a. nach dem innern Werthe derselben, oder: b. nach den jährlichen Produkten,

oder c. nach jezigen oder ehemaligen Pachtkontrakten bestimmt. Zur ersteren Art der Bestimmung dienen die Katastra, welche aber, so wie sich die Preise der Dinge beträchtlich verändern, gleichfalls verändert werden müssen. Das erste Märkische Katastrum hat Karl 4. anfertigen lassen; das Englische rührt noch von Wilhelm dem Eroberer her. Produkte werden entweder *in natura,* oder nach einer den Marktpreisen entsprechenden Schäzung, in Gelde geliefert.

Häuser können nur in grossen Städten, wo sie mit Vortheil vermiethet werden können, hohe Abgaben zahlen; in kleinen Städten, und auf dem Lande nicht mehr, als der Boden tragen müsste, den sie dem Landbau entziehn.

2. Abgaben von Personen. Diese werden vertheilt entweder a. nach der Zahl der Unterthanen, und alsdann heissen sie Kopfsteuer; oder b. nach dem Vermögen; oder c. nach der Konsumtion; oder d. nach den Geschäften.

Die Kopfsteuer, die z. E. in Asien, Russland, Hannover eingeführt ist, ist zu ungleich; der Arme muss ebensoviel zahlen, als der Reiche. Sie ist ferner nicht einträglich, da sie eben darum, weil auch der Aermste sie abtragen muss, nur äusserst gering sein kann; und endlich verursacht sie zu grosse Hebungskosten.

Die Auflage auf das Vermögen ist zwar der Billigkeit angemessner; nur ist es sehr schwer, den wahren Vermögenszustand herauszubringen. Diess geschieht in einigen kleineren Staaten, z. B. in Frankfurt am Main, und andren Reichsstädten, durch eigene beschworene Angabe des Unterthanen; in grösseren aber durch ungefähre Schäzung entweder nach dem Erwerbe, oder, welches jedoch ein sehr wenig zuverlässiges Mittel ist, nach dem Range.

Die Konsumtionsauflage, Accise, Licent, ist in gewissen Rüksichten die vorzüglichste. Denn da sie von dem bezahlt wird, was ein jeder Unterthan verzehrt; so hängt es gleichsam von einem jeden ab, sie selbst für sich zu erhöhen, oder zu mindern. Nur muss sie nicht Gegenstände des allgemeinen, unmittelbaren Bedürfnisses, sondern mehr Gegenstände des Luxus mit hohen Abgaben beschweren, weil sie sonst für die Aermeren zu drükkend ist. Aber auch ausserdem hat sie noch mancherlei Nachtheile. Sie schränkt den Genuss und die Handelsfreiheit zu sehr ein; giebt, vorzüglich wenn sie hoch ist, Gelegenheit zum Schleichhandel, und dadurch zu Müssiggang und Unmoralität; und ist

endlich mit so grossen Hebungskosten verknüpft, dass, da bei andren Abgaben die Hebungskosten 1 bis 1½ Prozent betragen, man sie bei der Accise wohl auf 18 bis 20. Prozent rechnen kann. Die erste Accise wurde in Holland eingerichtet.

Das Stempelpapier, und die Justizkosten kann man zu den Abgaben auf Geschäfte der Unterthanen zählen. Die lezteren sind zwar nüzlich, insofern sie den Muthwillen im Prozessiren einschränken; sie müssen aber nicht zu hoch sein, damit auch der Arme sich Recht verschaffen kann. Auflagen auf Kauf und Verkauf, wie es in Spanien giebt, sind dem Handel hinderlich, und daher schädlich.

Man hat vorzüglich zwei Systeme in Ansehung der Abgaben: das Handelssystem, und das physiokratische oder ökonomische, welches leztere aber, einige Aemter in der Markgrafschaft Baden ausgenommen,[1]) noch nirgends realisirt ist.

Dem Handlungssystem zufolge hebt der Staat die Abgaben von allen Unterthanen, auf alle die verschiedenen, vorhin erwähnten Arten, vorzüglich aber durch Konsumtionsauflagen, durch Accise. Da nach diesem System soviel als möglich verhindert wird, dass kein Geld ausser Landes gehe, und da folglich die Einfuhr fremder Produkte entweder ganz verboten, oder doch äusserst erschwert ist; so schränkt dasselbe die Freiheit zu sehr ein, trennt die Nationen von einander, und erfordert ungeheuer grosse Hebungskosten. Ueberdiess würde diess System, wenn es in allen Staaten eingeführt wäre, seine Vortheile gänzlich verlieren.

Das physiokratische System ist ohngefehr folgendes: alle Mitglieder des Staats theilen sich in zwei Klassen, in die produzirende, und in die sterile; zur produzirenden gehören alle die, welche natürliche Produkte hervorbringen, zur sterilen alle die, welche die natürlichen Produkte verarbeiten — Handwerker, Manufakturisten, Fabrikanten — oder welche sonst andre Geschäfte treiben; die sterile Klasse lebt allein von der produzirenden, weil in den natürlichen Produkten allein der wahre Reichthum besteht, und alles übrige nur insofern Werth hat, insofern diese dadurch erhalten werden können; die sterile Klasse aber lebt von dem reinen Ertrag (*produit net*) der produzirenden, nach Abzug der mannigfaltigen Unkosten (*Avances foncieres, instrumentales, et an-*

[1]) *„auch hier nicht von Bestand.“ Dohm.*

nuelles); alle Auflagen, welche die sterile Klasse zahlt, trägt also im Grunde der reine Ertrag der produzirenden, indem der Handwerker z. B. bei jeder neuen Auflage den Preis seiner Arbeit erhöht; wenn daher alle bisherigen Abgaben aller Unterthanen in Eine einzige der produzirenden Klasse vom reinen Ertrage verwandelt würden; so würde 1. der Produzent nicht mehr, als bisher erlegen, weil die sterile, nun von Abgaben befreite Klasse ihm die verarbeiteten Produkte um einen weit geringeren Preis überlassen könnte; und so würden 2. alle die Bedrükkungen, Einschränkungen, und Hebungskosten wegfallen, welche das Handelssystem nothwendig mit sich bringt.

Eine genaue Untersuchung dieses Systems erfordert nicht allein eine weitläuftige Auseinandersezung, sondern auch tiefe Einsichten in die Finanzwissenschaft. Aber wenn man nur bedenkt, dass 1. der arbeitende Theil der sterilen Klasse doch auch den Werth der Produkte erhöht, dass es nicht richtig ist, dass alle Waaren nur soviel werth sind, als die Produkte, welche während ihrer Verfertigung verzehrt werden, weil sonst die Arbeit des ungeschikteren, langsamer arbeitenden Künstlers, oder Handwerkers einen höheren Werth haben müsste, als die des geschikteren, schneller arbeitenden, dass also aller Reichthum nicht bloss in dem reinen Ertrage der sogenannten produzirenden Klasse besteht, und dass folglich schon der Hauptsaz des Systems grosse Einschränkungen leidet; dass 2. auch Fremde, sowohl indem sie Zoll und Accise erlegen, als auch indem sie den nach Maassgabe der Auflagen erhöhten Preis der Waaren bezahlen, einen grossen Theil der Auflagen mittragen helfen, der nach diesem System unbilliger Weise dem Landeigenthümer zur Last fallen würde; und dass 3. die Abgaben, welche jezt nur immer nach und nach, immer in Verhältniss mit der Konsumtion gezahlt werden, nach physiokratischen Grundsäzen auf Einmal, oder doch nur in einigen wenigen anzusezenden Terminen abgetragen werden müssten; so entstehen wichtige Zweifel gegen die Gerechtigkeit des Systems: sowie gegen die Ausführbarkeit desselben, wenn man erwägt, wie schwer, ja vielleicht unmöglich, es sein würde, 1. den reinen Ertrag jedes Grundstüks nach den stets wechselnden Preisen, und 2. den Theil zu bestimmen, den jeder Landeigenthümer davon erlegen sollte.

Der Erfinder dieses Systems war Quesnay, Leibmedikus Ludwigs XV; seine vorzüglichsten Anhänger: in Frankreich Türgot,

Mirabeau u. a. m., in Deutschland der Markgraf von Baden, Schlettwein, Iselin, Mauvillon u. a. m.

Ausser den ordentlichen Ausgaben eines Staats machen Kriege und ungewöhnliche Begebenheiten oft ausserordentliche Ausgaben nothwendig. Die Kriegskosten Eines einzigen Jahres übersteigen z. B. oft die sämmtlichen Einkünfte eines Staats; der lezte Einjährige Krieg[1]) kostete Oesterreich 67. Millionen, also 7. Millionen mehr, als seine jährlichen Einkünfte betragen. Daher hat man mehrere Mittel erfunden, die zu Bestreitung dieser ausserordentlichen Ausgaben nothwendigen Summen herbeizuschaffen. Die vorzüglichsten davon sind folgende:

1. ausserordentliche Auflagen, — ein sehr wenig anwendbares Mittel, weil die Auflagen, wenn sie hinreichen sollten, ungeheuer gross sein müssten, auch der Ertrag nicht sobald, als nöthig, herbeizuschaffen [ist].

2. Anlegung eines Schazes — bequemer und nüzlicher, als das vorige Mittel, aber in neueren Zeiten nur erst in den preussischen Staaten, und im Kanton Bern eigentlich eingeführt. Ein zu grosser Schaz ist für die Unterthanen verderblich.

3. Anleihen. Diese werden auf verschiedene Weise gemacht:

a. durch Papiergeld, welches statt des baaren zirkulirt, und hernach wieder von der Regierung eingelöst wird.

b. durch Versezung von Ländern — nur ehemals gebräuchlich, und nur bei kleinen Staaten anwendbar; gefährlich, weil der Gläubiger nicht immer geneigt ist, das Versezte wieder herauszugeben, und oft zu viel Macht besizt, als dass man ihn zwingen könnte.

c. durch Assignation, oder Anweisung auf gewisse Einkünfte.

d. durch Anticipation, wenn gewisse Auflagen den Gläubigern zu Tilgung der Schuld überlassen werden.

e. durch Annuitäten, entweder ewige, wenn der Staat sich das Recht vorbehält, das Kapital nach Gefallen abzutragen, die Zinsen aber von neuen Auflagen bezahlt werden, deren Ueberschuss in den Tilgungsfonds (*caisse d'amortissement*) (*sinking-fund*) kommt; oder auf gewisse Jahre bestimmte, wenn das Kapital in bestimmten Terminen abgetragen wird.

f. durch Leibrenten, wenn der Gläubiger sein Vermögen dem Staat unter der Bedingung überlässt, dass er eine jährliche

[1]) *Der bairische Erbfolgekrieg zwischen Österreich und Preußen (1778—79).*

lebenslängliche, nach politischer Arithmetik in Rüksicht auf das Alter des Kreditors zu bestimmende Pension davon erhält; oder Tontinen — von ihrem Erfinder Tonti — wenn mehrere Gläubiger ihr zusammengeschossenes Vermögen dem Staate unter der Bedingung vorstrekken, dass derselbe ihnen dafür jährlich eine festgesezte Summe als Zinsen zahle, die sie unter sich theilen, so dass wer von ihnen die andren überlebt diese Summe allein erhält, und wenn auch dieser todt ist, der Ueberrest des ganzen Darlehns an den Staat zurükfällt.

g. durch Lotterien, wenn die dem Staat von mehreren vorgeschossenen Summen dergestalt auf gewisse Loose vertheilt werden, dass der, dessen Loos zuerst gezogen wird, auch zuerst Kapital und Zinsen zurükempfängt, welche leztere natürlicher Weise aber höher oder niedriger sind, je später oder früher das Loos herauskommt.

E. Eine der vornehmsten Ursachen der Vermehrung der Abgaben waren die stehenden Armeen. Ueberhaupt sind es eben sie, welche Europa eine ganz andre Gestalt gegeben haben, als es ehemals hatte. Denn sobald die Regenten eine so grosse Menge bewafneter Leute unterhielten, die ihnen in jedem Augenblik zu Gebote standen; so musste ihre Macht natürlich wachsen, und die Macht der Stände nach und nach gänzlich untergehen. Ferner mussten die Auflagen der Unterthanen nothwendig ausserordentlich vermehrt werden, und man musste nun alle die künstlichen Finanzeinrichtungen ersinnen, die jezt für so viele Staaten so drükkend sind. Endlich wurde die ganze Art Krieg zu führen verändert. Denn ausserdem, dass seitdem das Pulver aufkam (dessen Erfinder, ob man gleich den Mönch Barthold Schwarz dafür anzugeben pflegt, doch noch ungewiss ist) nicht mehr sowohl Muth und persönliche Tapferkeit, als vortheilhafte Stellungen und geschikte Manoeuvres den Ausgang der Schlachten entschieden; so wurden die Kriege auch überhaupt langwieriger. Die Vasallen, welche ehemals mit ihren Leuten aufsassen, dienten nur immer wenige Monate; waren diese verflossen, so gingen sie wieder nach Hause. Ueberdiess waren sie weder in den Waffen geübt; noch gut disciplinirt, und Befehle anzunehmen gewöhnt. Man konnte daher nicht auf grosse aus-

wärtige Eroberungen denken. Stehende Armeen hingegen, die immerfort dienen, die im Frieden zum Kriege geübt werden, die ohne Widerrede und auf jeden Wink gehorchen, sind für die Absichten unruhiger Fürsten weit bequemer.

Wenn man die hier angeführten Nachtheile und so viele andre bedenkt, welche stehende Armeen für das Innere eines Landes haben — die Menge der Menschen, welche sie dem Akkerbau, und zum Theil auch der Bevölkerung entziehn; die Unmoralität, welche durch rohe, sittenlose, oft müssige Soldaten entsteht, oder wenigstens vergrössert wird; und soviele andre üble und drükkende Folgen: so sollte man auf den Gedanken gerathen, schon wegen der stehenden Armeen allein, den jezigen Zustand von Europa für weniger vortheilhaft zu halten, als den Zustand desselben in den mittleren Jahrhunderten, wo es noch keine stehende Armeen gab.

Indess ist eben darum, weil nach der Einführung stehender Armeen jeder Fürst mehr im Stande war, auf auswärtige Unternehmungen zu denken, eine weit grössere Gemeinschaft, eine viel nähere Verbindung unter den Europäischen Staaten entstanden; und diese Verbindung hat ohne Zweifel die wichtigsten und vortheilhaftesten Folgen gehabt. Alle kleinere Nachbarn eines mächtigen Fürsten mussten befürchten von ihm unterjocht zu werden. Sie mussten sich mit einander verbinden, und gemeinschaftlich ein gewisses Gleichgewicht hervorzubringen suchen. Diess Gleichgewicht von Europa, das man so oft eine Chimäre genannt hat, und das diesen Namen verdienen würde, wenn man damit sagen wollte, dass jeder Europäische Staat gleiche Macht besizen müsse, hat doch gewiss einen sehr richtigen Sinn, und muss der Zwek jedes Fürsten sein, wenn es heissen soll, dass keiner so mächtig werden müsse, die übrigen unterdrükken zu können. Nun ist es freilich wohl wahr, dass auch ausser den stehenden Armeen noch andere Ursachen, z. E. gewisse Staatsverhältnisse, wie die Vereinigung der Niederlande mit dem Oesterreichischen Hause, sehr viel zu dieser Verbindung des ganzen Europa beigetragen haben. Indess hatten doch, wie ich gezeigt zu haben glaube, die stehenden Armeen einen ganz vorzüglichen Antheil daran.

Zweitens sind die Kriege jezt, wenn auch langwieriger, doch weniger verheerend. Gerade die bessere Disziplin der stehenden Armeen macht, dass weniger geraubt und geplündert wird, dass

man derer mehr schont, welche eigentlich an dem Kriege selbst keinen Theil nehmen.

Drittens ist es gewiss sehr wahrscheinlich, dass jezt Kriege immer seltner sein werden; nicht eben weil die Fürsten jezt aufgeklärter wären, weil sie einzusehen anfiengen, dass es besser [ist] durch gemeinnüzige friedliche Unternehmungen für das Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen, als durch Kriege und Eroberungen nur für ihren Ruhm und zum Ruin ihrer Staaten zu arbeiten: sondern weil die Kriege jezt so kostbar sind, dass kein Staat sie länger als einige Jahre aushalten kann; weil es das Interesse aller Fürsten ist, dass alles in dem Zustande bleibe, in dem es jezt ist, und dass sich keiner durch neue Eroberungen zu sehr vergrössere; weil jeder geschlossene Friede von mehreren mächtigen Staaten garantirt wird, die für seine Erfüllung wachen; und endlich weil kleinere Staaten vor Angriffen eines der mächtigeren immer durch die Eifersucht der übrigen gesichert werden.

Endlich ist offenbar die allgemeine Sicherheit jezt grösser als ehemals. Man bedenke nur den unglüklichen Zustand Deutschlands während des Faustrechts, und man wird gewiss schon aus diesem Grunde allein, noch mehr aber, wenn man alles vorhin Gesagte hinzunimmt, jene mittleren Jahrhunderte nicht zurükwünschen.

ad §. 55. Es würde überflüssig sein, hier noch vom Nuzen der Statistik etwas hinzuzusezen. Er leuchtet von selbst jedermann in die Augen. Aber das muss hier noch angemerkt werden, dass diese Wissenschaft nie zu einer grossen Vollkommenheit gelangen kann, weil der Zustand der Staaten sich immerfort verändert,[1]) und es nicht möglich ist, von allen Ländern gewisse Nachrichten

---

[1]) *„Dieser Umstand kann an sich die Vollkommenheit der Wissenschaft nicht hindern, er macht nur, dass was itzt Statistick ist, in 50 Jahren Geschichte wird, aber immer wissenswürdige Kenntniss und gerade einer der interessantesten Theile der Geschichte bleibt. Diess ist Darstellung der innern Veränderungen und Bildung der Staaten, die wichtiger ist, als die Geschichte der äussern Verhältnisse, womit sich die ältern Historiker am meisten beschäftigen und jene fast ganz versäumen. Izt ist die Aufmerksamkeit hierinn besser geleitet und wenn diess fortgeht, kann die neuere Geschichte dereinst sehr instructif beschrieben werden.*

Die HauptMängel der Statistick gründen sich auf die Schwierigkeiten genaue und zuverlässige Nachrichten zu haben. Indess die Menge der Angaben führt immer mehr zu sicherer Wahrscheinlichkeit.“ Dohm.

zu erhalten. Indess ist doch die jezige Lage der Sachen günstiger für die Statistik, da man jezt weniger Staatsgeheimnisse macht, und den Nuzen der Publizität mehr einzusehen anfängt.

§. 1.[1]) F.

Es giebt vorzüglich zwei Systeme die Abgaben der Unterthanen zu heben: das Handlungssystem und das physiokratische. Jenes ist verwikkelt und künstlich: die meisten Abgaben sind indirekt; der Staat ist nicht im Stande zu beurtheilen, ob der Unterthan sie nur von seinen reinen Einkünften, oder vom Kapitale abträgt. Dieses ist einfacher und natürlicher: alle Abgaben sind direkt; der Unterthan giebt nur einen Theil seines reinen Gewinnstes zu den Bedürfnissen des Staats; alles übrige wendet er zu neuer, erhöheter Produktion an. Dennoch ist das erstere System fast überall eingeführt, da hingegen das leztere nur Spekulation und frommer Wunsch ist, und wahrscheinlich ewig bleiben wird.

§. 2.

Alle Bürger eines Staats, sagt der Physiokrat, gehören entweder zur produzirenden oder zur sterilen Klasse. Nur von der ersteren kann man Abgaben fordern, nicht von der lezteren. Denn nur die erstere hat einen sich immer reproduzirenden Gewinn; von dem sie, ohne Schaden des Kapitals, abgeben kann. Sollte auch die sterile Klasse zu den Bedürfnissen des Staates beitragen, so würde entweder ihr Kapital abnehmen, und sie endlich verarmen; oder sie müsste Mittel ersinnen, von der produzirenden Klasse selbst für ihren Verlust entschädigt zu werden; so, dass es im Grunde doch diese wäre, auf die alle Auflagen, wenn auch indirekt, zurükfielen.

§. 3.

Wenn der Anhänger des Handlungssystems die Existenz einer sterilen Klasse wirklich zugiebt, so kann er auch den vorigen Saz unmöglich läugnen. Aber darin unterscheiden sich eigentlich die beiden Systeme von einander, dass das physiokratische nur die-

---

[1]) *Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt Dohms Abhandlung „Über das physiokratische System" im Deutschen Museum 1778 2, 289.*

jenigen, welche natürliche Produkte aus der Erde erzeugen, zu der produzirenden; alle übrige, welche die von andren erzeugten Produkte geniessen, verändern, vertauschen, zu der sterilen Klasse zählt: da hingegen das Handlungssystem behauptet, dass kein Bürger gänzlich steril ist, dass alle, nur jeder auf eine verschiedene Art, etwas hervorbringen.

§. 4.

Ist dieser streitige Punkt einmal berichtigt, so kann es auch keine Frage mehr sein: welches von beiden Systemen den Vorzug verdient? Denn ist es wahr, dass nur der Erzieler natürlicher Produkte in der That produzirt; so hat der Physiokrat offenbar Recht, alle die Auflagen, die schon jezt im Grunde nur er, aber indirekt, bezahlt, in Eine einzige direkte zu verwandeln. Ist jener Saz aber falsch; so würde es die äusserste Ungerechtigkeit sein, Einen Theil der Unterthanen zum Vortheil aller übrigen mit Auflagen zu beschweren.

§. 5.

Handwerker, Fabrikanten, Künstler, Rentenierer, Besoldete, kurz alle und jede, die sich nicht unmittelbar mit der Erzeugung natürlicher Produkte beschäftigen, nennt der Physiokrat steril. Dagegen wendet das Handelssystem ein, dass, wenn man auch einräumen wollte, dass einige der obengenannten Klassen nichts hervorbrächten, man doch den Handwerkern, Fabrikanten u. s. w. die Fähigkeit zu produziren nicht absprechen könne. Der Fabrikant erhöhet doch offenbar den Werth der Naturerzeugnisse. Man kann für das Fabrikat mehr Produkte eintauschen, als für das rohe Produkt, aus dem es verfertigt ist. Und wenn der Werth eines Stüks Brabanter Spizen den Werth des Flachses, aus dem es gemacht ist, mehr als 7000mal übersteigt; von wem rührt diese Erhöhung des Werthes her, als von dem Fabrikanten? Hat also der Fabrikant nicht wirklich hier etwas produzirt?

§. 6.

Allein wenn produziren soviel heisst, als machen, dass etwas da sei, was vorher nicht da war; so erhellet ja wohl von selbst, dass der Fabrikant nichts hervorbringen kann, dass er sich begnügen muss den von der Natur erhaltenen Stoff zu verändern und umzuformen. Freilich sagt man: der Tischler macht den Tisch, der Schuster macht den Schuh. Aber wer sieht nicht,

dass, wenn es nothwendig wäre, sich überall mit der völligsten Genauigkeit auszudrukken, man nur sagen müsste: der Tischler formt das Holz zu einem Tisch, der Schuster das Leder zu einem Schuh um? Nun ist zwar unleugbar, dass der erhöhete Werth des Fabrikats von dem Fabrikanten hervorgebracht wird, und dass dieser also insofern nicht eigentlich steril genannt werden kann. Indess muss man doch auch die Produkte in Anschlag bringen, die er während der Verfertigung des Fabrikats verzehrt; und wenn man diese mit dem vergleicht, was er hervorbringt, so wird man finden, dass beides gleich ist, und also einander aufhebt. Denn je längere Zeit ein Fabrikant zu Verfertigung eines Fabrikats braucht, je mehr Produkte aller Art er während dieser Zeit verzehrt; desto theurer ist das Fabrikat. Der Fabrikant muss natürlich, durch den Verkauf seiner Arbeit, alles das wiederersezt erhalten, was er während der Verfertigung derselben verbraucht hat; und seine Arbeit selbst ist im Grunde nichts anders, als gleichsam ein Repräsentant aller der während der Zeit, da er sie machte, verzehrten Produkte. Wenn diess aber richtig ist, so bringt er ja nicht mehr hervor, als er verzehrt; und mit welchem Rechte will man ihn denn nun zu der produzirenden Klasse zählen? Gehört er nicht offenbar zu der sterilen?

§. 7.

Hiegegen machen nun die Freunde des Handlungssystems mancherlei Einwürfe. Es ist falsch, sagen sie, dass jedes Fabrikat nur soviel werth sei, als die Produkte, die während seiner Verarbeitung aufgehn; und da dieser Grundsaz falsch ist, so fallen auch alle die Folgerungen hinweg, welche die Physiokraten daraus ziehn. Der Grundsaz aber ist falsch, weil es 1. nicht die Länge der Zeit, die ein Fabrikat braucht, allein ist, welche den Werth desselben bestimmt, sondern auch die grössere, oder geringere Konkurrenz, die Nachfrage, die darnach geschieht, und seine innere Güte, oder Schlechtigkeit; und weil 2. folgen würde, dass die Arbeit des schlechteren und also langsameren Fabrikanten mehr werth sei, als die des besseren, und also geschwinderen.

§. 8.

Was den ersteren Punkt betrift, so ist es zwar richtig, dass Konkurrenz, Nachfrage, und innere Güte der Waare vorzüglich den Preis derselben bestimmen. Man muss aber auch auf der

andren Seite nicht einen Umstand aus dem Gesichte verlieren, welcher die Behauptung der Physiokraten rettet. Wenn der Preis einer Waare durch zufällige Umstände gestiegen ist, wenn er im Verhältniss mit den während ihrer Verfertigung verbrauchten Produkten zu hoch steht; so wird der grössere bei dieser Art des Erwerbs zu erwartende Gewinn bald mehrere antreiben, sich darauf zu legen; die Konkurrenz wird grösser werden; und der Preis der Waare daher fallen. Ist der Preis hingegen gesunken, so wird der geringe Gewinnst die Konkurrenz der Fabrikanten vermindern; und der Preis der Waare wird daher wieder steigen. So wird es in beiden Fällen von selbst auf das natürliche, von den Physiokraten angegebene Verhältniss zurükkommen. Die Künstler allein, scheint es, sollten hievon eine Ausnahme machen. Denn dass der Preis von Kunstwerken eben so durch verminderte, oder vergrösserte Konkurrenz auf das wahre Verhältniss zurükgesezt werde, lässt sich nicht denken. Wenn also z. B. ein Mahler für ein schönes Gemählde so ungleich mehr erhält, als die Produkte betragen, welche er während des Mahlens verzehrte; so scheint es doch wirklich, als hätte er etwas hervorgebracht, als hätte er einen reinen Ertrag. Allein der Irrthum entsteht wohl nur daher, dass man den Begriff der verzehrten Produkte zu sehr einschränkt. Es müssen darunter nicht allein die verstanden werden, die er während des eigentlichen Mahlens dieses einzelnen Gemähldes verbrauchte, sondern auch die, welche er während der Zeit verbrauchte, da er sich die Geschiklichkeit zu mahlen erst erwarb, und dann muss der Ausdruk: verbrauchte Produkte nicht allein von dem genommen werden, was zur Befriedigung des Hungers und Durstes, sondern von dem, was zur Befriedigung aller Bedürfnisse, von welcher Art sie auch sein mögen, dient. Endlich würden auch einzelne Ausnahmen jene allgemeinen Säze nicht umstossen.

§. 9.

Auch der zweite Punkt des obigen Einwurfs (§. 7.) ist nicht schwer zu beantworten. Der Werth einer Waare ist ein relativer Begriff. Wenn die Physiokraten behaupten: der Werth jedes Fabrikats sei den vom Fabrikanten verzehrten Produkten gleich, so reden sie von dem Werth in Rüksicht auf den Fabrikanten, so meinen sie damit nur soviel, dass dieser seine Arbeit nicht unter diesem Preise verkaufen könne. Und dass diese Behaup-

tung richtig ist, sieht man auch daraus, dass der langsamere und schlechtere Arbeiter nicht bestehen kann, sondern verarmt.

§. 10.

Wir können aber auch, sagt Smith,[1]) den Physiokraten immerhin zugeben, dass die Fabrikanten eigentlich nichts hervorbringen. Sobald sie uns nur einräumen, dass die Menge der vorhandenen Produkte durch sie wenigstens auch nicht vermindert wird; so dürfen wir sie nicht mehr steril nennen. Oder wir müssten auch einer Ehe diesen Namen geben, die nur zwei Kinder hervorbringt, weil diese nur die Stelle der beiden Eltern ersezen.

§. 11.

Der Physiokrat behauptet: der Fabrikant bringe eigentlich nichts hervor; er vermehre die Masse der vorhandnen Produkte nicht; er habe also keinen reinen Ertrag, und könne keine Abgaben zahlen. Wider diese Säze sagt Smiths Einwurf nichts, er scheint sie vielmehr zuzugeben. Nur den Ausdruk: steril will er nicht gebraucht wissen, und das ist denn freilich an sich unbedeutend genug, welchen Namen man dem Dinge giebt, wenn man sich nur in den Begriffen recht versteht. Indess kann man auch, glaub' ich, den Namen: steril mit Recht allen denen beilegen, die sich nicht unmittelbar mit Erzeugung aus der Erde beschäftigen. Denn wer nur das, was schon vorhanden ist, erhält, wer ebensoviel, als er auf der einen Seite hervorbringt, auf der andren vernichtet, von dem lässt sich nicht sagen, dass er im Ganzen genommen produzire. Und dass diess der Fall sei, in dem sich die Fabrikanten befinden, gesteht Smith doch selbst zu. Auch ist Smiths Gleichniss mehr scharfsinnig, als passend und gründlich. Da die Eltern vermöge der Einrichtung der menschlichen Natur doch nothwendig sterben müssen, sie mögen Kinder erzeugen oder nicht; so vermehren sie allerdings das Menschengeschlecht, wenn sie ihre Stelle nach ihrem Tode ersezen. Aber würde das auch der thun, der zu gleicher Zeit zwei Kinder erzeugte, und zwei andre ermordete? Und in dem Falle dieses Menschen, nicht jener Eltern, ist der Fabrikant, der, indem er den Werth einiger Produkte erhöht, ebensoviel andre verzehrt.

---

[1]) *Die Stelle ist in Dohms obengenannter Abhandlung S. 312 Anm. genauer zitiert.*

§. 12.

Wenn also der Hauptgrundsaz der Physiokraten (§. 3.) richtig bewiesen ist (§. 6.), wenn er durch die gemachten Einwürfe nicht umgestossen wird (§. 7—11.); so bleibt ja wohl kein Zweifel mehr übrig, dass, da alle Bürger des Staats ausser dem Landmann (Kültivateur, im weitläuftigsten Verstande des Worts) die vorhandene Menge der Produkte entweder vermindern, oder wenigstens nur erhalten, da der Landmann allein produzirt, und also auch allein einen reinen Ertrag hat, er auch allein Abgaben zahlen könne, und dass diese, wenn sie, wie nach dem Handelssysteme geschieht, auch den übrigen Klassen der Unterthanen auferlegt werden, doch am Ende auf den Landmann zurükfallen.

§. 13.

In Ansehung der Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute u. s. w. bedarf der leztere Saz wohl kaum eines Beweises. Je mehr der Kaufmann dem Staate abgeben muss, desto mehr erhöht er den Preis seiner Waare. Diess lehrt nicht allein die Erfahrung, sondern auch die Natur der Sache selbst. Wie könnte er bestehen, wenn er jezt, da er vielleicht noch einmal so viel Auflagen zahlen muss, als vor hundert Jahren, seine Waaren doch noch eben so wohlfeil lassen wollte, als damals? Aber bei andren Arten der Staatseinkünfte, bei den aus den Domainen, Regalien, Staatsmonopolien u. s. w. leuchtet es so wenig ein, wie auch sie endlich dennoch dem Landmanne zur Last fallen, dass es vielmehr scheint, dass nicht allein die übrigen Unterthanen des Staats, sondern auch Fremde einen grossen Theil davon mittragen helfen; und selbst unter den Handwerkern und Kaufleuten giebt es sehr viele, die nur mit Fremden Verkehr haben, und wo also der Physiokrat das, was diese bezahlen, ungerechter Weise auf den einheimischen Landmann bringen würde. Dieser Einwand verdient noch eine genauere Untersuchung.

§. 14.

Die Einkünfte eines Staats fliessen 1. aus den Domainen; 2. aus den Regalien, im weitläuftigsten Verstande; 3. aus den Auflagen, theils Personalauflagen, theils Auflagen auf rohe oder verarbeitete Produkte. Die Frage, die hier beantwortet werden muss, ist also folgende: ist es der Landeigenthümer, oder, da nicht jeder Landeigenthümer seinen Akker selbst baut, der Land-

mann (Kültivateur) allein, welcher alle diese Staatseinkünfte hergiebt, oder tragen die übrigen Bürger im Staat auch dazu bei?

§. 15.

Die Physiokraten bestreiten nur die indirekten Auflagen. Domainen, wenn sie gleich Quellen von Staatseinkünften sind, können auf keine Weise Abgaben der Unterthanen genannt werden. Die Unterthanen auf den Domainengütern müssen dem Staat eben so wohl einen Theil ihres reinen Ertrages geben, als die Unterthanen auf Privatgütern ihren Herrn. Alle indirekte Auflagen fallen eben so hinweg. Es ist also hier gar kein Unterschied; und die Domainengüter gehören gar nicht in die Erörterung des physiokratischen Systems.

§. 16.

Nachdem ich nun so die in der That hieher nicht gehörenden Domaineneinkünfte abgesondert habe, kann ich alle eigentliche Auflagen in Eine Klasse werfen, und gemeinschaftlich betrachten. Sie ordentlich einzutheilen, jede einzelne besonders durchzunehmen, wie Mauvillon thut,[1]) ist weitläuftig, und scheint mir nicht nothwendig. Im Grunde bedürfte es gar keines weiteren Beweises, dass alle Auflagen endlich auf den Landmann, auf den, der unmittelbar Naturerzeugnisse produzirt — denn in diesem weitläuftigen Verstande brauche ich hier immer diesen Ausdruk — zurükfallen. Denn wenn einmal hinlänglich erwiesen ist, und diess ist, dünkt mich, geschehn, dass nur der Landmann produzirt, und dass nur er reinen Ertrag hat; so ist es ja unmöglich, dass ein andrer, als er, Abgaben zahle. Alle andre müssten ja das Kapital angreifen; und wie wollten sie dabei bestehen? Indess wird doch die Untersuchung, die ich jezt vornehmen will, dazu dienen, obigen Saz noch mehr zu bestätigen, und zugleich den noch immer übrigbleibenden Einwurf zu heben, dass doch auch Fremde die Ausgaben des Staats auf mancherlei Weise mitbestreiten helfen.

§. 17.

Alle Auflagen, welchen besondren Namen sie führen mögen, die nicht unmittelbar den Landmann und seinen reinen Ertrag

---

[1]) *In seinen „Physiokratischen Briefen an Dohm", die Braunschweig 1780 erschienen waren.*

treffen, fallen entweder Einheimischen oder Fremden zur Last, und unter den ersteren entweder denen, welche Produkte verarbeiten und damit handeln, den Fabrikanten und Kaufleuten, oder den vom Staate Besoldeten, oder den Kapitalisten. Alles, was diese vier Klassen zahlen, zahlt der Landmann; diess muss bewiesen werden.

§. 18.

Der Fabrikant muss durch den Verkauf seiner Waare soviel erhalten, als er während der Verfertigung derselben brauchte. Er braucht aber mehr, wenn er hohe Abgaben giebt. Er muss also den Preis seiner Waare um so viel steigen lassen, als die Erhöhung der Abgabe beträgt. Diese Waare kauft entweder der Landmann, oder wieder der Fabrikant oder Kaufmann, oder der Besoldete, oder der Kapitalist, oder der Fremde. Im ersteren Fall bezahlt der Landmann die höhere Abgabe unmittelbar. Dass er sie aber auch in den übrigen bezahle, nur mittelbar, ist im zweiten schon durch das eben Gesagte klar, da der Fabrikant, der andre Waaren theurer einkaufen muss, natürlich auch den Preis der seinigen erhöht, und für den dritten und vierten Fall wird es noch besonders in den folgenden Paragraphen gezeigt werden. Was aber hier von den Fabrikanten gesagt ist, gilt ebenso auch von den Kaufleuten.

§. 19.

Der Besoldete, als Besoldeter, lebt nur von seiner Besoldung. Von ihr bezahlt er auch nur seine Abgaben. Zwar kann er ausserdem Grundstükke, oder Kapitalien besizen, und auch von diesen Abgaben erlegen. Aber diese erlegt er im ersteren Fall als Landeigenthümer, im lezteren als Kapitalist. Seine Besoldung muss seinen Bedürfnissen genau anpassend sein. Denn die Fälle, wo er ausser derselben noch andre Quellen, sich zu helfen, hat, sind Ausnahme, nicht Regel. Je grösser also seine Bedürfnisse — versteht sich nothwendige Bedürfnisse — sind, desto höher muss seine Besoldung sein. Abgaben, die er tragen muss, vergrössern natürlich seine Bedürfnisse. Abgaben machen daher auch, dass seine Besoldung grösser sein muss; sie könnte geringer sein, wenn er nur wenig oder nichts dem Staat wieder davon zurükgeben dürfte. Nun aber erhält jeder Besoldete seine Besoldung aus der Kasse des Staats; die Frage also: ob die Abgaben des Besoldeten

d. i. die höhere Besoldung von dem Landeigenthümer getragen werde? verwandelt sich nun in die Frage: ob es die Abgaben des Landmanns allein sind, welche die Kasse des Staats füllen? Da diess aber der Saz ist, der hier erst bewiesen werden soll, so muss ich es bis jezt noch unentschieden lassen, ob auch die Abgaben der Besoldeten auf den Landmann zurükfallen, oder ich kann es wenigstens nur insofern bejahen, insofern ich jenen Saz schon im Voraus, als Lehnsaz, annehme.

§. 20.

Der Saz, dass auch das, was der Kapitalist zu den Einkünften des Staats beiträgt, eigentlich nicht von ihm, sondern von dem Landmanne herkommt, ist etwas schwieriger zu beweisen, als die beiden vorigen. Der Kapitalist kann nicht so das Steigen und Fallen der Zinsen bewirken, als der Kaufmann den Preis seiner Waaren erhöhen, oder vermindern kann. Diess Steigen und Fallen hängt vielmehr von andren zufälligen Ursachen ab, von grösserer oder geringerer Konkurrenz, von grösserer oder geringerer Sicherheit des Kapitals. Wenn indess auf einmal in einem Lande das physiokratische System eingeführt würde, wenn dadurch alle jezt durch das Handlungssystem nothwendig gemachte, und dann unnöthige Hebungskosten wegfielen, wenn ausserdem noch der Preis der Waaren sich um ein so Beträchtliches verminderte; so würde auf einmal eine grosse Menge Geldes weniger in dem Lande gebraucht werden; die Konkurrenz der Kapitalisten sich dadurch vergrössern; und die Zinsen heruntersinken. Diese Wohlthat der verringerten Zinsen aber würde dem Landmann zu Gute kommen, weil 1. der Landmann selbst viele Kapitalien aufborgen muss, und weil 2. auch der Fabrikant und der Kaufmann natürlich den Preis seiner Waaren heruntersezen kann, wenn er die geliehenen Gelder nur geringer verzinsen darf. Sowie nun aber diess eine Wohlthat für den Landmann sein würde, so ist es bei der jezigen Lage der Sachen eine Bürde für ihn. Die ganze Last der hohen Zinsen, die eine Folge des so verwikkelten Handlungssystems, und der vielen Konsumtionsabgaben sind, welche die Kapitalisten vorzüglich treffen, fällt auf ihn. So wäre ja folglich wohl bewiesen, dass der Landeigenthümer die Abgaben der Kapitalisten nicht weniger trägt, als die aller übrigen Bürger des Staats.

§. 21.

Aber trägt er auch das, was von ausländischem Gelde ins Land kommt, und die Einkünfte desselben vermehrt; und wenn diess nicht ist, wäre es nicht ungerecht ihm diese Last aufzubürden, wie es die Physiokraten wollen? Dieser Einwurf ist am schwersten zu widerlegen. Der Fremde reist z. B. durch das Land; dadurch vermehrt er den Ertrag des Post- und Zollregals; er kauft im Lande verarbeitete Produkte, dabei bezahlt er zugleich einen Theil der Abgaben des Fabrikanten und des Kaufmanns. Allerdings kann daher nicht geläugnet werden, dass er zu den Einkünften des Staates mit beiträgt. Auch sehe ich in der That nicht, wie sich beweisen liesse, dass diese Summen auf den einheimischen Landeigenthümer zurükfallen. Aber das, dünkt mich, erhellet bei einer genaueren Untersuchung sehr deutlich, dass alle diese Objekte sehr wenig ausmachen, dass der Fremde nichts zu den Einkünften des Staats beitragen dürfte, und dass der einheimische Landeigenthümer dennoch nichts dabei verlieren würde.

Ich will zuerst von den Posten reden. Die jezige Einrichtung der Posten ist mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Die Menge der Bedienten, die dabei gehalten werden müssen, der Vortheil, den der Staat noch davon verlangt, erhöht das Postgeld beträchtlich. Den grössten Theil dieses Geldes zahlen offenbar die einheimischen Unterthanen. Allein auf der andren Seite ist freilich nicht zu läugnen, dass der Ausländer gleichfalls einen grossen Theil davon trägt. Wäre aber das physiokratische System eingeführt, so würde zwar derselbe auf den einheimischen Landmann fallen, allein dieser könnte nun die Post selbst übernehmen, und sich dadurch wieder entschädigen. Jede Einrichtung dieser Art ist gewöhnlich mit grösseren Vortheilen, und geringeren Kosten verknüpft, wenn sie in den Händen von Privatleuten, als wenn sie in den Händen des Staats ist. Privatleute würden daher im Stande sein, mehr für die Sicherheit und die Bequemlichkeit der Reisenden zu sorgen, und dennoch ein geringeres Postgeld zu nehmen. Dadurch würden mehr Fremde ins Land gezogen werden; der innere Verkehr würde grösser sein, und das Land im Ganzen gewinnen, weil nun auch die einheimischen Unterthanen die Post mit grösserer Bequemlichkeit und geringeren Kosten brauchen könnten.

Fast auf eine völlig ähnliche Art verhält es sich mit den

Zöllen und Wegegeldern. Den grössesten Theil davon bezahlt der einheimische Unterthan. Denn die meisten Chausséen und verbesserten Wege sind in den meisten Ländern in der Gegend der Hauptstadt, da der fremde Handel oft nur durch einen kleinen entfernten Winkel des Landes geht. Uebrigens sind die Wegegelder wegen der wirklichen Kosten der Verbesserung der Wege, wegen der Bedienten, die zur Einnahme des Geldes und zur Aufsicht gehalten werden müssen, endlich wegen des vom Staat dabei beabsichteten Vortheils, gewöhnlich sehr hoch, und die Verbesserung der Wege ist sehr oft nur ein leerer Vorwand dazu. Wenn demnach auch diese von Privatleuten übernommen würde; so würden die Unterthanen weniger Zoll- und Wegegeld erlegen, und dennoch grösserer Bequemlichkeit geniessen, der Fremde würde die nun wirklich verbesserten Strassen mehr besuchen, und der Landmann würde es nicht fühlen, dass er das mit zahlte, was sonst der Ausländer hergab.

Wem indess diese Folgerungen zu schnell und zu gross scheinen, der vergesse auch folgende Betrachtung nicht. Sowie es in jedem Lande durchreisende Fremde giebt, so hat auch jedes Land Unterthanen, die in fremden Ländern reisen. Diese müssen bei dem überall eingeführten Handlungssystem natürlich ohngefehr ebensoviel bezahlen, als der in ihrem Vaterlande reisende Ausländer. Diess aber zahlt nach den obigen Säzen der Landeigenthümer ihres Vaterlandes. Wäre nun das physiokratische System überall eingeführt, so würde auch diess wegfallen, und gewonnen werden. Giebt also auch der Physiokrat zu, dass der Landmann verliert, indem er die Lasten der Fremden mit übernimmt; so wird doch dieser Verlust gewiss von jenem Gewinnst übertragen.

Eben diess lässt sich von den Waaren sagen, die an Ausländer verkauft werden, und von den Fremden, welche im Lande leben. Die Auflagen, die sie entrichten müssen, sind ein gegenseitiger Verlust eines Landes gegen das andre, der durch Einführung des physiokratischen Systems aufgehoben werden würde. Besonders würde ein Staat, dessen Finanzsystem von einem Physiokraten eingerichtet wäre, sehr viel in Ansehung der Fremden gewinnen, die sich gewiss darin ansässig machen würden. Jeder liebt Freiheit, jeder hasst Auflagen und Bedrükkungen. Ein physiokratisch eingerichteter Staat würde daher ganze Kolonien von Fremden empfangen, und würde durch das Vermögen, das sie ihm zuführen würden, seinen Wohlstand sehr ansehnlich ver-

mehren. Was aber die Fabrikate betrift, die für fremden Markt verfertigt werden; so ist es nicht einmal von allen derselben wahr, dass der Ausländer die Abgaben des Fabrikanten und Kaufmanns entrichtet. Diess findet nur alsdann statt, wenn die Waaren in dem auswärtigen Lande entweder gar nicht, oder doch in so geringer Quantität verfertigt werden, dass keine Konkurrenz entsteht. Denn nur alsdann hängt es von dem Fabrikanten ab den Preis zu erhöhen. Ist aber Konkurrenz vorhanden; so bestimmt diese den Preis, und dann kann der Fabrikant sogar genöthigt sein, seine Waare dem Fremden für einen geringeren Preis zu überlassen, als er es dem einheimischen Unterthanen zu thun braucht, dem sein dem Handelssystem ergebener Finanzminister fremde wohlfeilere Waare zu kaufen verbietet.

Auf diese Art wäre es ja, dünkt mich, bewiesen, dass das, was der Fremde zu den Einkünften des Staats beiträgt, sehr wenig ausmacht, und ohne Schaden von dem Landeigenthümer getragen werden kann.

Jedoch will ich gern eingestehn, dass dieser Punkt eine Blösse des physiokratischen Systems ist, die weder das, was ich in dem Vorigen, noch das, was so viele andre gründlicher und besser darüber gesagt haben, gänzlich zu dekken vermag. Indess ist ja nichts Irrdisches von allen Mängeln frei, von allen Seiten vollkommen. Ist es daher nicht in der That sonderbar, diese Vollkommenheit von einem Finanzsystem zu erwarten? Ist es nicht genug, wenn das physiokratische System wenigstens den Vorzug vor allen übrigen hat? Und dieser kann ihm, wie es mir scheint, nicht abgesprochen werden. Denn die bisher geführten Beweise sind, glaube ich, streng und nicht leicht zu widerlegen, und das, was von dem Beitrag der Fremden nun freilich wohl immer auf den Landeigenthümer fallen würde, macht doch gewiss (einige wenige völlig arme Staaten, wie Holland z. E. ausgenommen) nicht den zehnten Teil von dem aus, was, aller übrigen Vortheile nicht zu gedenken, allein an Hebungskosten gespart werden würde. Ist da also nicht augenscheinlicher Vortheil?

§. 22.

Die Grundpfeiler des physiokratischen Systems wären jezt festgestellt. Die Prämissen: 1. der Landmann produzirt allein und 2. er bezahlt alle Auflagen aller übrigen Bürger und zum Theil auch der Fremden — sind bewiesen. Die Folgerung, dass

es besser sei, alle indirekte Auflagen in Eine einzige direkte vom reinen Ertrag des Landmanns zu verwandeln, ist nun wohl von selbst klar.

§. 23.

Indess wird es aus folgenden Säzen, worin ich mich bemühen werde, die in dem Obigen noch nicht erwähnten Vortheile des physiokratischen Systems auseinanderzusezen, noch mehr erhellen.

§. 24.

1.) Das physiokratische System nimmt die Abgaben nur von dem reinen Ertrage, also von dem Gewinne der Unterthanen. Dadurch erhält es ihnen das Kapital, und macht sie nie zu neuer Produktion unfähig, da hingegen durch das Handlungssystem oft nicht allein einzelne Bürger, sondern ganze Familien verarmen.

§. 25.

2.) Das physiokratische System verbindet den Vortheil des Staats genau mit dem Vortheil des Bürgers, da durch jede Vermehrung des reinen Ertrags beider Einkünfte erhöht werden; es feuert den Fleiss der Bürger an und leitet ihn vorzüglich auf die Kultur des Bodens, auf die Hervorbringung der Reichthümer, die allein wahre Reichthümer sind. Denn natürlich muss ein physiokratisch eingerichteter Staat vor allen Dingen auf die Verbesserung des Bodens bedacht sein, da er nur von dem Landmann und nur von dem reinen Ertrage desselben Abgaben empfängt. Wie vortheilhaft aber diess nothwendig für den Landmann, und für jeden Bürger überhaupt sein muss, wird jeder einsehen, der überzeugt ist, dass ein Land nur dann reich genannt zu werden verdient, wann es einen Ueberfluss an natürlichen Produkten besizt.

Wenn ich das physiokratische System mit dem Handelssysteme vergleiche, so scheint es mir immer, dass das leztere, wenn ich mich so ausdrukken darf, einem Räuber ähnlich sei, der rundherum seine Nachbaren plündert. Das physiokratische System hingegen gleicht einem fleissigen Manne, der nur durch seine eigene Arbeit reich werden will. Daher kommt es auch, dass zwei benachbarte Staaten, in welchen beiden das Handlungssystem eingeführt ist, nicht gut bestehen können. Da sie beide sich einander gegenseitig zu berauben suchen, gewinnt keiner etwas Beträchtliches. Das physiokratische System hingegen verlangt gerade, dass es überall eingeführt sei. Neben einem Staat, der dem Hand-

lungssystem folgt, kann es eben so wenig bestehn, als ein fleissiger, ordentlicher Mann neben einem Räuber — man verzeihe mir dieses vielleicht zu harte Beispiel.

§. 26.

3.) Das physiokratische System schaft ferner alle Hebungskosten ab, welche so drükkend für ein Land sind, und oft machen, dass der Unterthan ein Drittel mehr geben muss, als der Staat eigentlich bedarf.

§. 27.

4.) Endlich führt das physiokratische System die völligste Handelsfreiheit, und mit ihr alle die Vortheile ein, die aus derselben entspringen. Diese Vortheile einzeln durchzugehn gehört nicht hieher, und jeder weiss ja auch wohl aus eigner Erfahrung, wieviel nachtheiligen Einfluss Handelsbedrükkungen und Einschränkungen nicht allein auf den Beutel und auf die Ruhe der Bürger, sondern auch auf ihr Herz und ihre Moralität haben. Dass aber diese Handelsfreiheit bei dem physiokratischen System nothwendig ist, erhellet aus allem bisher Gesagten, und auch im Grunde schon daraus, dass jede Handelseinschränkung doch eigentlich nur eine indirekte Auflage ist.

§. 28.

Aus den jezt von mir vorgetragenen Gründen scheint mir das physiokratische System nicht allein vorzüglicher, als das Handlungssystem, sondern auch in sich vortreflich. Nur die Frage, ob es je ausführbar sei? muss ich noch berühren. Die Schwierigkeit dabei ist nemlich vorzüglich die Schäzung des reinen Ertrags der Grundstükke. Diese aus dem Grunde zu heben müsste man Vorschläge, Projekte machen. Diese aber sind doch nur immer chimärisch, und erfordern auch überdiess eine zu genaue Kenntniss dieser Gegenstände, als dass ich es wagen dürfte, mich darauf einzulassen. Indess scheint mir doch im Allgemeinen soviel gewiss, dass die Hindernisse von den Gegnern zu gross vorgestellt werden. Es giebt ja noch immer Hülfsmittel genug, den reinen Ertrag zu schäzen; und es ist ja auch keine so völlige Genauigkeit nothwendig. Dennoch aber zweifle ich sehr, dass es je irgendwo wirklich eingeführt werden wird, da diess nie in Einem Staate allein sein könnte, sondern zugleich wenigstens in allen denen geschehen müsste, die mit ihm in Verbindung ständen.

Sollte es aber auch ewig nur ein Gegenstand der Spekulation bleiben, so wird es doch gewiss immer seinem Erfinder, sei diess nun Lokke und Dekker, oder Quesnai, einen ewigen Ruhm bringen!

. . . .

Nach kurzer Lehrtätigkeit am Carolinum in Kassel war Christian Wilhelm von Dohm im Jahre 1779 als geheimer Staatsarchivar mit dem Titel Kriegsrat nach Berlin berufen worden und 1783 als Geheimerat in das auswärtige Ministerium eingetreten. Neben seiner politisch-diplomatischen Tätigkeit wurde er ein anregendes und beliebtes Mitglied der berliner Gelehrtenkreise, aus denen wir die Jugendlehrer der Brüder Humboldt hervorgehen sehen. Auch er hat an ihrer Erziehung seinen Anteil. Einer statistisch-politischen Privatvorlesung, die er auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg für einen jungen Grafen Arnim vom Herbst 1785 bis zu seinem Abgange von Berlin nach Köln im Juni 1786 hielt, haben, wie uns sein Biograph berichtet (Gronau, Dohm nach seinem Wollen und Handeln S. 127), beide Brüder beigewohnt und so durch ihn die Grundlage ihres nationalökonomischen Wissens empfangen. Den schriftlichen Entwurf dieser Vorträge, denen vielleicht gar kein Leitfaden zugrunde gelegt wurde, hatte Dohm, wie Gronau gleichfalls angibt, unter seinen Papieren immer sorgsam aufbewahrt, ihnen also einen gewissen Wert beigemessen. Da Dohms Nachlaß meines Wissens verschollen ist, so sind wir vorläufig nicht in der Lage, uns vom Inhalt und Gang dieser Vorträge ein vollständiges und genaues Bild zu machen. Von Humboldts nach dieser Vorlesung angefertigten Ausarbeitungen haben sich nur wenige Fragmente erhalten: ein längeres zusammenhängendes Stück ist oben abgedruckt; über zwei kleinere Bruchstücke sei hier auszugsweise berichtet.

Das eine trägt die Bezeichnung B (22 Seiten; S. 17. 18 und der Schluß fehlen). Auf die Betrachtung des Erdbodens (die offenbar im Abschnitt A enthalten war), folgt die des Menschen in Rücksicht auf seine Verschiedenheiten nach Größe und Gestalt, Farbe, Sprache, Temperament, Verstandeskräften und Charakter. Sie alle sind dem Wechsel unterworfen mit Ausnahme der Farbe (eine Randglosse Dohms bestreitet dies im Hinblick auf die in Afrika schwarz gewordenen Sarazenen und Juden), die daher den schicklichsten Einteilungsgrund abgibt. Die Größe der Menschen ist in den einzelnen Nationen gemischt; die mittleren Klimate zeigen auch die vollkommenste Menschenform, die in den extremen Klimaten weniger gedeiht; daß ein großes Volk bisweilen in ein kleineres ausarten kann, beweisen die alten und jetzigen Deutschen. Nach der Farbe werden sechs Gruppen unterschieden: die weißen Europäer, die olivenfarbenen Indier, die braungelben Chinesen, die schwarzen Afrikaner, die kupferroten Amerikaner, die großenteils olivenfarbenen Australier; daneben gibt es Mischungen wie Mulatten, Kreolen usw. Von den Mohren sind die Neger im mittleren Afrika zu unterscheiden: jene sind nur durch ihre Farbe charakterisiert, diese noch durch das wollige Haar und die Gestalt ihres Gehirns, das dem des Orangutang ähnlich ist. „Aus der Ähnlichkeit der Sprachen auf die gleiche Abstammung der Völker zu schließen, was Leibniz zuerst versuchte, ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft,

wenn die Untersuchung mit der erforderlichen Genauigkeit angestellt werden soll. Aber daß die deutsche, französische, englische Sprache so wie fast alle übrige des südlichen Europa teils aus der lateinischen, teils aus der griechischen herstammen, daß die lateinische eine Tochter der griechischen ist, die wahrscheinlich wieder andern morgenländischen Sprachen ihren Ursprung zu danken hat, daß von allen diesen Sprachen die slavische verschieden ist und daß aus dieser die polnische, russische und überhaupt alle des nördlichen Europa, wie auch einige des südlichen, z. B. die slavonische, kroatische usf. entstanden sind, zeigt auch schon eine flüchtige Vergleichung." Daß ganze Nationen auch geistige Eigentümlichkeiten und Charaktereigenschaften haben, läßt sich mehr fühlen als ausdrücken, woher das Unbestimmte, oft Falsche in den Schilderungen der Nationalcharaktere sich erklärt. Es ist simpler und besser, alle Menschenrassen auf einen einzigen Stammvater zurückzuführen, als auf mehrere, zumal man ihre Verschiedenheiten aus den Verschiedenheiten des Klimas, der Wärme, des Luftdrucks genügend begreifen kann. Von den aufgestellten Klassifikationsversuchen der Menschen ist der von Kant (in der Berlinischen Monatsschrift vom November 1785 und Januar 1786) „mehr spielend und spitzfündig, als gründlich", der von Linné in Tag- und Nachtmenschen falsch, da die letzteren, die Troglodyten, überhaupt keine Menschen, nur menschenähnliche Tiere sind. Die ersten Menschen waren wahrscheinlich die braungelben tatarischen Völker, da ihre Heimat wegen ihrer hohen Lage keinen Überschwemmungen ausgesetzt war: von dort verbreitete sich ein Stamm ostwärts nach China, Japan und wohl auch Amerika, ein andrer westwärts nach Europa und Afrika. Die Zahl aller Menschen ist unmöglich zu bestimmen, da weder Zählungen noch Konsumptionsangaben noch Geburts- und Sterbelisten in ausreichender Menge vorliegen. — Die heutigen europäischen Staaten sind in der Völkerwanderungszeit begründet worden, als die wandernden Nationen in das römische Reich einbrachen. In den eroberten Provinzen teilten sie die Ländereien durchs Los und behielten ihre Verfassung bei, im Frieden frei, im Kriege Herzögen unterworfen zu sein. Durch die beständige Kriegsgefahr wird der Fürstenstand und damit der Vasallenstand, der aus dem Gefolge der Fürsten herauswächst, mächtiger. Neben beiden und dem Volk wird die Geistlichkeit ein wichtiger Faktor, „weil sie bei der damals allgemeinen Unwissenheit allein in dem Besitz von Kenntnissen, allein zu Gesandtschaften, Friedensschlüssen und allen den Geschäften, wo es auf Kenntnisse ankam, geschickt und zugleich listig genug war, den Aberglauben für ihren Vorteil zu benutzen". Vasallen und Geistlichkeit drängen Fürsten und Volk mehr und mehr zurück. Mit Heinrich dem Vogler beginnt die Macht der Städte, deren „Bequemlichkeit" besonders das Faustrecht zeigte: von den Kreuzzügen bis zur Hansazeit steigen sie empor, verlieren dann aber ihre Handelsmacht an Holland und England. Die Bauern treten zuerst in Schweden und Dänemark als Machtfaktor hervor. Die Abgrenzung der ständischen Macht gegen die fürstliche ist in den verschiedenen Staaten Europas verschieden. — (Hier liegt die oben angegebene Lücke.) Kein Staat kann ohne Religion bestehen: er hat über sie die Oberaufsicht und darf die Glaubensfreiheit einschränken, wenn sie ihm nachteilige Meinungen annimmt. Religionslose Menschen hat man nur in ganz rauhen und unfruchtbaren Gegenden gefunden. „Die erste Religion entstand wahrscheinlich da, wo die Menschen die meiste Muße hatten, in den mildesten, fruchtbarsten Teilen von Asien." Auf den Pflanzen- und

Tierkultus folgte der Gestirndienst, dann der Glaube an einen unsichtbaren Schöpfer. Die hieroglyphische Aufzeichnung der religiösen Wahrheiten führte dann wieder, vielleicht durch „absichtliche Betrügerei", zu Tier- und Pflanzenverehrung, zum Kultus der Zeichen selbst zurück, während die wahre Erkenntnis des Bezeichneten im Besitz weniger verblieb. „Endlich verband man die Religion mit politischen Absichten und daraus entstand die vierte der vor Christi Geburt vorzüglich herrschenden Gottesverehrungen. Wer Lehrer oder Gesetzgeber seines Volkes werden wollte, gab Wunder vor, dichtete einen geheimen Umgang mit einer Gottheit und verschaffte sich so Ansehen und Gewalt bei seinem Leben und wirklich göttliche Verehrung nach seinem Tode. Einer Vergötterung folgten mehrere, bis endlich, wie bei den Griechen und Römern, alle Götter nur vergötterte Menschen mit menschlichen Schwachheiten und menschlichen Lastern waren." Im Beginn der Erörterung über die vier Hauptklassen der neueren Religionen bricht das Fragment ab.

Das andre (S. 17—32; der Anfang, Erörterungen über Begriff und Zweck der Staaten enthaltend, und damit die Buchstabenrubrik fehlt) beginnt in einer Betrachtung über die Entstehung der Staaten. Entstehung durch ungerechte Usurpation, wenn sie vorkommt, hebt die Pflichten der Untertanen nicht auf; denn durch Abwesenheit ihres Widerstands willigen sie stillschweigend ein und es bedarf zur Ableitung jener Pflichten gar keines Vertrages. Um die Rechte von Staatsoberhaupt und Volk zu bestimmen, muß man vom idealen, nicht vom faktischen Ursprung der Staaten ausgehen: dann ist das Volk im Besitz der eigentlichen reellen Majestät, das Oberhaupt nur sein Bedienter, sein Werkzeug. Das Volk kann die übertragene Gewalt zurücknehmen, wenn das Oberhaupt die versprochenen Bedingungen nicht erfüllt, das seinerseits auch nur mit Einwilligung des Volks abdanken kann (das letztere bezweifelt eine Randglosse Dohms). Es gibt drei Hauptregierungsformen: Demokratie (mit einfacher oder potenzierter Majorität), Aristokratie (lebenslängliche oder temporäre, mit oder ohne Erblichkeit), Monarchie (mit Erblichkeit oder Wahl). Daneben gibt es Mischformen: so aus Monarchie und Demokratie in mehreren der ältesten deutschen und gallischen Staaten, aus Monarchie und Aristokratie in Polen, aus Aristokratie und Demokratie im alten Rom, aus allen dreien in England. Die Hauptgewalten sind die gesetzgebende und die exekutive: sicher (was Dohm eingeschränkt sehen möchte) ist die erstere wegen der notwendigen Überlegung besser in der Hand mehrerer, die letztere wegen der notwendigen Schnelligkeit in der Hand eines Einzelnen. Wichtig ist auch, wem das Steuerrecht bewilligt wird. Welche von allen Regierungsformen die beste sei, läßt sich kaum genügend beantworten: Nationalcharakter, Klima, spezielle Lage eines Landes usw. beeinflussen die Regierungsweise desselben jedesmal individuell und der Umstand, daß der Urteilende stets nur die Verfassung genau kennt, an die er gewöhnt ist, macht für oder gegen die andern parteiisch. Eine gemischte Regierungsform hat jedenfalls weniger Nachteile, als eine einfache. In der reinen Demokratie versichert sich oft, wie Athen und Rom beweisen, ein listiger Kopf, der gewöhnlich auch kein wahrhaft großer Bürger ist, des Anhangs des Pöbels und herrscht dann eigenmächtig. Aus der reinen Aristokratie entsteht oft, wie einige schweizerische und italienische Republiken zeigen, eine mehrköpfige Despotie, bei erblicher Aristokratie eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Volk und den regierenden Familien. Die reine Monarchie

ist am gefährlichsten für die bürgerliche Freiheit, zumal die Armee den zum Despotismus neigenden Fürsten der andern Bürger versichert; sie wäre die wohltätigste aller Regierungsformen, wenn es nur weise und tugendhafte Fürsten gäbe. Demnach sind die gemischten Formen, bei denen eine Gewalt die andre im Zügel hält, den einfachen Formen vorzuziehen, obwohl sie vielen Anlaß zu Streitigkeiten und Unruhen geben. Als die beste von allen gilt einstimmig die englische. Die Despotie ist keine, weil eine unrechtmäßige Regierungsform, da in ihr der Despot nur Rechte, aber keine Pflichten hat: ein derartiger Vertrag, wenn er je geschlossen würde, wäre nach den Rechtsprinzipien ebenso ungültig wie ein Sklavereivertrag. Die stets durch Usurpation entstandene Despotie ist also wie Oligarchie und Ochlokratie nur eine Ausartung einer Regierungsform. — Die politischen Wissenschaften zerfallen in solche, die die Staaten betrachten, wie sie sein sollen, und in solche, die sie betrachten, wie sie wirklich sind. Zur ersten Klasse gehören allgemeines Staatsrecht (jus publicum universale) *und natürliches Völkerrecht* (jus gentium naturale); *man kann ferner (was Dohm lieber der Statistik beiordnen möchte)* jus publicum particulare *und* jus gentium positivum *dazu rechnen, deren jedes wieder in* jus pactitium *und* consuetudinarium *zerfällt. Die weiteren zur Erreichung der Endzwecke des Staats anzuwendenden Mittel behandeln weitere politische Wissenschaften. Mit der äußeren Sicherheit der Staaten hat es die Politik im engeren Sinne, mit der inneren die Polizeiwissenschaft und die Justiz zu tun; zur ersteren gehört die Gesetzgebung. Mit dem anderweitigen Wohl der Bürger beschäftigen sich die allgemeine Landesökonomie oder Landespolizei, die politische Handelswissenschaft und die Finanzwissenschaft, welche zusammen auch Kameralwissenschaften heißen. Zur zweiten Klasse der politischen Wissenschaften endlich gehören Geschichte und Statistik. „Die Geschichte ist die Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten, die sich unter den Menschen zugetragen haben. Man muß Geschichte der Menschheit, Universal- und Staatengeschichte von einander unterscheiden. Die Geschichte der Menschheit zeigt, wie das Menschengeschlecht sich durch allmähliche Fortschritte bis zu der Stufe der Kultur emporgeschwungen hat, auf der es jetzt steht. Die Universalgeschichte enthält die merkwürdigsten Begebenheiten, die sich zu allen uns bekannten Zeiten und in allen uns bekannten Ländern zugetragen haben, und gibt also eine Übersicht der Revolutionen, die sich auf dem ganzen uns bekannten Erdboden ereignet haben. Die Staatengeschichte endlich lehrt die Veränderungen, die in einem oder dem andern einzelnen Staate vorgegangen sind. Andre Einteilungen der Geschichte sind in die bürgerliche, Kirchen- und Gelehrten-, in die ältere, mittlere und neuere Geschichte usw. nach ihrem Gegenstande und nach der Zeitfolge."*

Auch von dem statistischen Teil der Vorlesung sind zwei nicht zusammenhängende Fragmente (8 und 13 Seiten; das erste mit der Rubrik H ohne Schluß, das zweite ohne Anfang) erhalten. Sie behandeln, wesentlich referierend, Größe, Volksmenge, Produkte, Handel, Religion, Regierungsverfassung, Finanzen, Justizverfassung, Kriegsmacht, Zustand der Wissenschaften in den Ländern Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, Kursachsen, Baiern, Rheinpfalz, Jülich-Berg. Auch spezielle Literatur ist überall angegeben, auf der die Zahlenangaben beruhen. Aus diesen offenbar mit bestem Erfolge ihm übermittelten Grundlagen begreift man die Freiheit, Leichtigkeit und Vielseitigkeit, mit der der jugendliche Humboldt in Tagebüchern und Briefen seine Eindrücke von Land und Leuten zu ordnen und zu gestalten versteht.

---

5. Mundum esse optimum.

Mundum dicimus omnes res creatas, vno eodemque nexu contentas.

Plures mundi animo effingi possunt, alter altero melior.

E quibus si vnum Deus elegerit creandum pro infinita, quae eius est, sapientia et potentia, optimum seu, vt alio verbo dicam, perfectissimum eligere debuit.

Sed negant esse posse mundum tam perfectum, vt meliorem atque perfectiorem cogitare non liceat.[1]) Creatum enim esse ideoque finitum, neque posse finiti aliquid optimum vocari, quum semper melius quidquam fingi queat.

Ego vero quidem haec censeo veritati consentanea. Finitum enim est id cui, quia non omnia complectitur, aliquid deest. Quod quamvis minimum fingatur, vel hoc minimo minus cogitare licet. Nego autem posse id ad mundum nostrum referri.

Mundi enim nostri, si non vnum rerum creatarum statum, sed omnium qui se inuicem excipiunt, statuum complexum, mundum vocamus, ea est ratio atque natura, vt in dies melior atque perfectior euadat. Namque de hominibus hoc dubio caret; de animalibus intellectu nullo praeditis suspicari licet; de rebus inanimatis sermo esse nequit, quippe in quas, nisi Leibnitzii de Monadologia hypothesin tueamur, propriae perfectionis notio non cadit. Ad maiorem igitur perfectionis gradum continue euehitur mundus, et ob id ipsum optimus, opinor, est, quod quum in singulo quodam statu perfectissimus esse nequeat, huic, quem numquam attingere potest, scopo propius semper propiusque accedat.

Handschrift (3 halbbeschriebene Quartseiten) im Archiv in Tegel.

[1]) „tam — liceat" *verbessert aus* „perfectissimum".

Neque vllum potuisset Deus mundum creare, si alter quidem altero melior esset, neque tamen vnus optimus omnium. Nam nulla tunc ratio fuisset cur hunc potius, non alium elegerit, Deum autem sine ratione egisse putare nefas est.

Mala quae creatis rebus adhaerere videmus, quo minus mundus optimus sit, nihil impediunt. Nam

1., cum rerum finitarum natura necessario coniuncta sunt.

2., saepissime ex iis bona vel maxima oriri experientia, semper oriri debere Philosophia docet.

3., Possunt multis modis vitari atque minui.

Diese Aufzeichnung gehört in das akademische Wintersemester 1787/88, das Humboldt zugleich mit seinem Bruder Alexander auf der Universität Frankfurt an der Oder zubrachte. Über ihre nähere Veranlassung berichtet uns Alexanders Jugendfreund Wegener in seiner ungedruckten Selbstbiographie folgendes (Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wegener S. 93): „Dem älteren Wilhelm von Humboldt habe ich einmal in einer Disputation de mundo optimo, *die er unter Löfflers Vorsitze in Löfflers Collegio verteidigte, opponiert. Nie hörte ich ein schöneres Latein und eine schnellere treffende Antwort auf die gemachten Einwendungen. Und doch sprach dieser Wilhelm von Humboldt zum ersten Male öffentlich in lateinischer Sprache. Er war ein grosses Genie, wovon er hernach grosse Beweise gegeben hat. Mit innigem Vergnügen erinnere ich mich des kleinen Schmauses, den er nach glücklich überstandener Disputation gab. Wie leuchtete dieser simple Mann vor den sich brüstenden Gegnern, einem Pirner und einem von Keverberg!“ Diese, wie wir sagen würden, seminaristische Disputation unter dem Vorsitz von Humboldts altem Lehrer und jetzigem frankfurter Hauswirt, dem Theologen Löffler, der bald darauf als Generalsuperintendent nach Gotha ging (vgl. seine begeisterte Charakteristik aus Wegeners Selbstbiographie in den Jugendbriefen Alexanders S. 85), blieb auch dem jüngeren Bruder unvergeßlich (ebenda S. 42). In Leibnizens System war ja Humboldt seit Engels Unterricht eingehend bewandert und es ist daher nicht verwunderlich, wenn unsre Aufzeichnung sich im ganzen und einzelnen aufs engste mit der Darlegung des Optimismus berührt, die oben S. 458 in den für Engel verfaßten philosophischen Aufsätzen abgedruckt ist. Daß Humboldt damals in Frankfurt in philosophischer Hinsicht noch fast ganz in Leibniz lebte, bezeugt uns Wegener durch die weitere Notiz (Jugendbriefe Alexanders S. 92), daß jener ihm damals das Eigentümliche der Leibnizischen Philosophie so deutlich erklärt habe, wie er es in keinem Buche fand (auf dasselbe Faktum geht sichtlich auch die Bemerkung Steinthals in Humboldts sprachphilosophischen Werken S. 231 Anm. zurück, die aus dem Munde von Wegeners Enkel Hermann stammt, der auch mir seiner Zeit die Selbstbiographie seines Großvaters zugänglich machte).*

Über dies eine frankfurter Semester Humboldts ist sonst wenig bekannt. Der Geist, der an der Hochschule herrschte, ist aus Wegeners eingehender Schilderung in seiner Selbstbiographie (Jugendbriefe Alexanders S. 85) zu erkennen, der die Mitteilungen Marots (Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 52) bestätigend und hie und da ergänzend zur Seite treten. Zelebritäten irgend einer Wissenschaft waren dort nicht vorhanden, überhaupt für eine tiefere Geistes- und Gemütsbildung wenig zu holen, ein Ausfall, der durch die folgende göttinger Zeit mit ihrer Fülle von Anregungen verschiedenster Art reichlich ersetzt wurde. Dafür galt es in Frankfurt, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem vorläufigen Abschluß der juristischen Fachstudien zu gelangen, der für Göttingen größere Bewegungsfreiheit auf philosophisch-historischem und philologischem Gebiete ermöglichte. Humboldt selbst hat das frankfurter Semester als eine Zeit bezeichnet, in der Justinian mit der ganzen Last seiner Gesetze auf ihm gelegen habe (an Jacobi, 7. Februar 1789). Die Brüder Humboldt hörten, wie Wegener berichtet, lauter Privatissima, denen auch ihr Erzieher Kunth beiwohnte. Beim Weggang von Frankfurt erhielt Wilhelm von Professor Reitemeier folgendes Zeugnis, das bei seinen kammergerichtlichen Personalakten erhalten ist:

„Fridericus Guilielmus Christianus Carolus Ferdinandus de Humboldt, Berolinensis, juris studio in academia nostra addictus, juri digestorum ac historiae S. R. Imperii Germanici, me duce privatissimis praelectionibus, operam dedit ita, ut summam et assiduitatis et probitatis laudem mereret et, ordinis clarioris splendorem humanitatis ac literarum gloria summopere augeri, exemplo suo probaret. Id quod eorum causa, qui de ipsius vita studiisque academicis judicaturi sunt, testimonio hocce profiteor. Francofurti ad Viadrum die 8 Martii 1788.

Jo. Frid. Reitemeier P. P. O."

Die eigenhändigen Einträge der Brüder Humboldt in die frankfurter Matrikel vom 1. Oktober 1787 hat kürzlich Bachmann zusammen mit denen Heinrich von Kleists und Zschokkes in der Festschrift Dem Andenken der Universität Frankfurt S. 48 in Faksimile abdrucken lassen.

---

6. Zur Aachener Verfassungsrevision.

Frankfurt und Leipzig.

Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers, zum Wohl von Aachen, bey Gelegenheit der bevorstehenden Constitutionsverbesserung dieser Reichsstadt. 1788. 38 Seiten in gross 8.[1]) Die öffentliche Aufforderung der zu Verbesserung der Aachner Constitution niedergesezten Commission veranlasste den Verfasser dieser kleinen Schrift, seine Gedanken über diesen Gegenstand dem Publikum mitzutheilen.[2]) Er ist, wie er selbst gesteht, kein Einwohner der Stadt, hat aber während seines längern Aufenthalts daselbst Gelegenheit gehabt, mit ihrer ganzen Verfassung und allen ihren Einrichtungen vertraut zu werden.[3]) Er hebt bloss[4]) aus der Aachner Constitution heraus, was die Fabriken und den Handel betrift. Ueber die eigentliche Verwaltung der Regierungsgeschäfte sagt er nur wenig; doch leuchtet auch aus diesem Wenigen die strengste Unpartheilichkeit hervor, und nur eines zu lebhaften Enthusiasmus für die Freiheit des Volks möchten ihn die be-

---

Handschrift (2 halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel. — Erster Druck: Gothaische gelehrte Zeitungen 1789 1, 36—37 (Nr. 5, 17. Januar).

[1]) *Die Titelangabe fehlt in der Handschrift.*

[2]) *Statt dieses Satzes hat die Handschrift: „Mancherlei Fehler, die sich in die Verfassung der Stadt Aachen eingeschlichen haben, bewogen den Verfasser gegenwärtiger Schrift seine Gedanken über die Verbesserung derselben aufzusezen."*

[3]) *In der Handschrift: „scheint aber seinen längeren Aufenthalt daselbst sehr gut benuzt zu haben, da er mit ihrer ganzen Verfassung und allen ihren Einrichtungen völlig vertraut ist."*

[4]) *In der Handschrift: „nur das".*

schuldigen, welche die aristokratische Form mehr begünstigen. Wunderbar ist es, dass die Aachner[1]) Fabriken bei den vielen Hindernissen, welche[2]) ihnen die Verfassung in den Weg legt, sich noch zu dem jezigen Flor haben emporschwingen[3]) können. Ueberall herrscht der strengste Zunftzwang; nicht genug, dass man nur bei städtischen Meistern arbeiten lassen darf, diese Meister selbst dürfen auch nur jeder vier Gesellen halten, und keiner zugleich Wollweber und Tuchscheerer[4]) sein. Hierdurch entsteht bei den Meistern sehr natürlich Nachlässigkeit in der Arbeit und Unredlichkeit mit der ihnen anvertrauten[5]) Waare, Uebel, die um so schwerer auszurotten sind, da die Meister nicht unter einem fremden unpartheiischen Gerichte, sondern unter dem Gericht ihrer eignen Zunft stehn. Bei Banqueroutten gelten Rechtsgrundsäze, die geradezu allen Credit vernichten müssen.[6]) Ob der Wucher durch Geseze eingeschränkt werden müsse, oder nicht? ist eine bestrittene, und vielleicht zu verneinende Frage, aber gewiss ist jeder darin mit dem Verfasser einig, dass es in mehr als Einer Rüksicht schädlich ist, Geseze dagegen zu haben, und nicht über ihre Beobachtung zu wachen. Die Vorschläge des Verfassers zu Abstellung dieser Misbräuche scheinen reiflich überdacht, und nicht bloss theoretisch gut, sondern auch praktisch ausführbar.[7]) So will er das Zunftwesen, weil es zu tief[8]) in die ganze Verfassung eingreift, nicht abgeschaft, sondern nur den damit verbundnen Zwang vermindert[9]) wissen. Noch vortref-

---

[1]) *„Aachner" fehlt in der Handschrift.*

[2]) *In der Handschrift: „die".*

[3]) *In der Handschrift: „erheben".*

[4]) *In der Handschrift: „Scheerer".*

[5]) *In der Handschrift: „vertrauten".*

[6]) *In der Handschrift: „findet nicht Concurs statt, sondern ein sogenanntes Praeferenz Recht vermöge welches ohne alle Rüksicht auf hypothekarische oder andre Vorzugsrechte der zuerst sich meldende Creditor sich auch zuerst bezahlt macht."*

[7]) *Statt dieser beiden Sätze hat die Handschrift: „Gegen den Wucher sind Verordnungen da, die aber statt dem Uebel zu wehren, vielmehr das verderbliche Beispiel nicht beobachteter Geseze geben. Die Vorschläge, welche der Verfasser zu Abstellung dieser Misbräuche angiebt, scheinen zwekmässig und reiflich überdacht; nur bei einigen möchte die Ausführung Schwierigkeit finden. Indess würde man ihm mit Unrecht vorwerfen diese Rüksicht ganz übersehn zu haben."*

[8]) *In der Handschrift: „sehr".*

[9]) *In der Handschrift: „gemindert".*

licher und allgemein wichtiger ist die Stelle, welche den Zustand der Protestanten in Aachen betrift, die nicht bloss von allen Zünften ausgeschlossen sind, sondern sogar ihren öffentlichen Gottesdienst ausser dem Stadtgebiet, und ausserhalb des deutschen Reichs halten müssen.[1]) „Sonderbar genug", sagt der Verfasser, „hat die Religion in Aachen Einfluss auf das Recht zu arbeiten, und Menschen zu ernähren!" Wie sehr passt diese trefliche Bemerkung noch auf die meisten andern Städte Deutschlands, wenn gleich nicht eben nur auf Katholiken und Protestanten![2]) Die Intoleranz der Aachner[3]) schildert der Verfasser mit lebhaften Farben. Seine Sprache ist männlich und eindringend, und so streng er auch an seinen katholischen Grundsäzen[4]) hängt, so eifrig empfiehlt er doch Duldung und Einigkeit, und zeigt dadurch aufs neue,[5]) dass Toleranz sich sehr gut mit dem Geist des ächten[6]) Katholicismus verträgt! Endlich erwähnt der Verfasser des in Aachen bis zur Raserei getriebnen und öffentlich geschüzten Hazardspiels. Hier wird er heftiger. Doch wer verzeiht ihm diese Heftigkeit nicht gern bei einem solchen Gegenstande?[7]) — Es gelang nicht selten in unsern Tagen Schriftstellern, wichtige Verbesserungen in religiösen und politischen Angelegenheiten zu bewirken. Wie sehr wäre eine gleiche Genugthuung dem aufgeklärten, freimüthigen Verfasser gegenwärtiger Schrift zu wünschen![8])

---

[1]) *In der Handschrift: „vortreflicher als das Bisherige und nicht bloss dem Bürger von Aachen sondern jedem, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, interessant ist was über den Zustand der Protestanten in Aachen gesagt ist. Sie sind nicht bloss von allen Zünften und also zugleich von den vorzüglichsten Erwerbmitteln ausgeschlossen, sondern müssen sogar immer um ihren Gottesdienst zu verrichten auf einem höchst schlechten Wege nach einem nicht ganz nah gelegnen holländischen Orte gehn."*

[2]) *Diese beiden Sätze fehlen in der Handschrift.*

[3]) *In der Handschrift: „Diese Intoleranz und — da ein sehr grosser Theil der Aachner Bürger durch die Protestanten lebt — wirkliche Ungerechtigkeit".*

[4]) *In der Handschrift: „Begriffen".*

[5]) *In der Handschrift: „zum neuen unumstösslichen Beweise".*

[6]) *In der Handschrift: „wahren".*

[7]) *Statt dieses Satzes hat die Handschrift: „aber gewiss wird ihm jeder diese Heftigkeit gern verzeihen, der auch nur Einmal die verderblichen Folgen beobachtete, die diese Spielsucht daselbst auf den Wohlstand und die Glüks Umstände der Familien sowie auf den Charakter und die Sittlichkeit aller Bürger, bis zu den niedern Classen herab, hat."*

[8]) *Statt dieses Satzes hat die Handschrift: „Möchte dem aufgeklärten edlen Verfasser gegenwärtiger Schrift eben diese Genugthuung werden, möchte Aachen,*

Dem Inhalte und der Sprache nach völlig verschieden, obgleich durch gleiche Veranlassung entstanden, ist folgende Schrift über eben den Gegenstand:

Aachen.

Meine (P. J. F. Dautzenbergs) Gedanken über die in unserer Vaterstadt vorzunehmende Verbesserung u. s. f. 1788. 25 Seiten in 4. Man liest auf diesen wenigen Blättern fast gar nichts, als leere Declamation gegen Einzelherrschaft und Herrschleidenschaft, und alle gemachten Vorschläge betreffen mehr die äussere Form, als das Innere der Verfassung. Der Eifer gegen das Hazardspiel mag sehr gut gemeint sein; ob es aber viel wirken wird, es ein Hyänen institut, eine Pandorenbüchse, seine Vertheidiger superkluge Egoisten und arggesinnte Planschöpfer zu nennen; davon zu sagen, dass es die Keime bürgerlichen Wohlstandes in unabsehbare Schlünde hinunterschleudert, die Regierung am Kappzaum führt, u. s. f. — mag Recensent um so weniger entscheiden, da der Verfasser entsezlich, und sogar mit Epigrammen, gegen Kritikaster und Buchstabenmenschen zu Felde zieht.

Eine Entwicklungsgeschichte der kommunalen Verhältnisse der freien Reichsstadt Aachen, deren Unhaltbarkeit zu den rohen Tumulten des Jahres 1786 führte, kann und soll hier nicht gegeben werden, zumal diese Dinge für Humboldt nur an der Peripherie seines Interessenkreises lagen und ihm nur durch einen äusseren Anstoß für kurze Zeit nahe gebracht wurden. Als Augenzeuge schildert uns die aachener Zustände, das starre Zunftregiment mit all seinen Auswüchsen und Beschränktheiten, die Demoralisierung aller Stände, die religiöse Intoleranz, die alle auch in unsrer Rezension gestreift werden, eindringlich und mit politischem Verständnis Forster im neunten und zehnten Briefe der Ansichten vom Niederrhein (Sämtliche Schriften 3, 89. 100), auf die hier verwiesen sei. Mit dem Vorsitz der kaiserlichen Kommission, die im Mai 1787 in reichskammergerichtlichem Auftrag in Aachen erschien, um eine genaue Untersuchung der vorangegangenen Unruhen und Beschwerden in die Hand zu nehmen und eine Verfassungsrevision in die Wege zu leiten, war Humboldts Lehrer Dohm, preußischer Gesandter bei

---

durch ihn belehrt, endlich erkennen, dass ohne Eintracht keine politische, ohne Toleranz keine religiöse, ohne Ordnungsliebe und weise Oekonomie keine häusliche Glükseligkeit möglich ist!" Alles weitere fehlt dort.

Kurköln und am rheinisch-westfälischen Kreise, betraut worden, der dann nach mehrjähriger Tätigkeit, die durch vielerlei Widerstände gehemmt wurde, im Frühjahr 1790 seinen Entwurf einer verbesserten Konstitution für die Stadt vorlegte (Gronau, Dohm nach seinem Wollen und Handeln S. 153).

Auf Dohms direkte Anregung, der mit Inhalt und Haltung der ersten, anonymen Schrift völlig einverstanden sein konnte und ihr eine weitere Verbreitung wünschen mußte, ist auch Humboldts Rezension ohne Zweifel zurückzuführen; er gab zugleich die Direktive für die als Folie angehängte Besprechung über Dautzenberg, die das ursprüngliche Manuskript noch nicht enthält. Humboldt selbst nennt seine Arbeit eine arme Geburt und bedauert zugleich Dautzenberg, den er auf Befehl habe tadeln müssen (an Jacobi, 7. Februar 1789). Verabredet wurde die Rezension wohl mit Dohm, als Humboldt auf seiner Rheinreise im Oktober 1788 zehn Tage bei diesem in Aachen war; vielleicht schon damals oder doch bald nachher ist das Manuskript niedergeschrieben, das dann, um die Zugabe erweitert, wohl durch Löfflers Vermittlung, den Humboldt Weihnachten des Jahres in Gotha besuchte, in den dortigen Gelehrten Zeitungen erschien. Humboldt gedenkt der Arbeit nur Jacobi gegenüber, der selbst, durch seine Verwandten in Aachen und Vaels für die dortigen Verhältnisse warm interessiert, durch eine Rezension seines jungen Freundes Schenk, die er Schütz für die Literaturzeitung übersandte und die dort (1788 4, 847) wenige Wochen vor derjenigen Humboldts erschien, für die weitere Verbreitung der Schrift des Anonymus sorgte (Christian Gottfried Schütz 2, 185).

Aus Humboldts göttinger Studienzeit (Ostern 1788 bis Sommer 1789), für die wir den genaueren Arbeitsplan nicht mehr festzustellen vermögen, sind uns zwei Kolleghefte, das eine allerdings nur fragmentarisch, erhalten, über die hier kurz berichtet sei. Beide enthalten Vorlesungen vom Sommersemester 1789: die Heynes über Homers Ilias (24 Seiten; ich fand das Heft im Nachlaß Friedrich August Wolfs auf der berliner Königlichen Bibliothek, dem es Humboldt geliehen oder geschenkt hat) und die Lichtenbergs über Licht, Feuer, Elektrizität und Magnetismus (S. 1—8; das weitere fehlt; die Blätter enthalten ein paar Randbemerkungen von Alexander von Humboldt aus der Zeit nach 1790). Beide Vorlesungen hat auch der Ostern 1789 dem Bruder nach Göttingen gefolgte Alexander mit gehört (Jugendbriefe an Wegener S. 62. 66). Daß ich über Heynes Vorlesung genauer referiere, ist durch seinen Ruhm als akademischer Lehrer und erster Vertreter einer höheren Auffassung der philologischen Studien wohl hinreichend entschuldigt, obwohl Stil und Ausdrucksweise uns in dem trockenen Referat entgehen. Auch für Humboldt sollte er ja sehr bald hinter Wolfs machtvoller Persönlichkeit ganz zurücktreten.

Heyne beginnt mit Literaturangaben: Küster, Historia critica Homeri *1696; Blackwell 1736, deutsch im Hamburgischen Magazin (Band 12—14, von Agricola), Wood 1769. ²1775; Übersetzung von Voß; Schott, Über das Studium Homers (1783); Köppen, Über Homers Leben und Gesänge (1787; vgl. Jugendbriefe Alexanders an Wegener S. 66). — Homers Lebenszeit ist unbestimmt: Herodot 2,53;* marmor arundelianum. *„Homer bestimmt die Zeit des troischen Krieges so Il. 5, 486, daß er alles, was er davon wisse, Sage nennt. Es mußten also schon mehrere Menschenalter vergangen sein. Dies sieht man auch aus seinem* οἷοι νῦν

βροτοι εισι." — Seine Heimat ist Ionien, vielleicht wegen Μεληοιγενης Meles bei Smyrna, vielleicht Smyrna selbst. Ähnlichkeit in Dialekt, Handel, Luxus, Verfeinerung der Sitten und Sprache mit dem Stammland Attika. Die Ionier waren zwölf Stämme, „die durch gegenseitiges Reiben an einander ihre Geisteskräfte erhöhten". Geographischer Gesichtskreis: mittelländisches Meer, griechische Westküste, Sizilien, italische Küsten, bei Cumae die Unterwelt, Corcyra ein Feenland der Phäaken, Szythen. Alle Völker erscheinen auf früheren Kulturstufen, als Nomaden oder in kleinen Königreichen; als mächtig nur das Pelopidenreich, Achills Reich und Ilium. Von allen diesen Reichen kennt aber Homer nur Sagen. „Um alle diese Sagen vollständig sammeln zu können, muß Homer gereist sein. Das zeigt auch seine Kenntnis der Schiffahrt, Geographie u. s. f." Schon vor ihm gab es Dichter, wie die Natur der Sache und Zeugnisse uns lehren. (Hier ist eine Lücke von 1½ Seiten gelassen.) — „Vor der eigentlichen Geschichte konnten alle rohen Völker die Folge der Begebenheiten nicht anders fassen als durch Hilfe der Genealogie. So trug auch dies bei, den troischen Krieg als Taten der Väter denkwürdig für die Nachkommenschaft zu machen." Als Vasallen der Troer erscheinen die Barbaren bis nach Thrazien. Völkerveränderungen in Griechenland. (Hier ist wieder eine Lücke von ⅔ Seiten.) — „Es ist falsch, daß mehrere Dialekte im Homer vermischt wären. Die Dialekte hatten sich zu Homers Zeit noch nicht gebildet. Der Ionier verwarf in der Folge viele Wörter, die der Dorier beibehielt. Vieles ist auch Unregelmäßigkeit der noch nicht gebildeten Grammatik. Ferner ist dem Zeitalter Homers eigen die Menge der Partikeln, die Einförmigkeit der Beiwörter (ποδας ωκυς Αχιλλευς), fortdauernde Metaphern (ουθαρ αρουρης), Versetzungen der Ideen (ἡνιοχος της νηος), Paraphrasen (υἱοι Αχαιων), Abstrakta für Konkreta (βιη Ἡρακληειη), die vielen Verba in μι, da in der ältesten Zeit alle Verba doppelt in ω und μι flektiert wurden, die große Mannigfaltigkeit der Flexionen überhaupt." — „Homers Hauptwerke: Iliade, Odyssee. Von Homer nie aufgeschrieben, die Schreibekunst war noch zu wenig kultiviert, als daß man mehr als zum öffentlichen Denkmal bestimmte Dinge aufgeschrieben hätte. Man hatte nur 16 Zeichen und zu Materien, worauf man schrieb, bloß anfangs Erz, Stein, Täfelchen von Holz, später ganze gegerbte Ochsenhäute; von Lettern kannte man nur Quadratlettern. Auch wars wieder Sitte der Zeit nur durch Sprechen zu lehren, durch Hören zu lernen. Vorzüglich wurden Gedichte gesungen, oft wiederholt, endlich gelernt. Man hat auch Zeugnisse dafür, daß Homer seine Gedichte nicht aufschrieb. 1.) kommt im Homer nichts von Schrift vor. Die γραμματα, die vom Bellerophon vorkommen, können bloß tesserae, Zeichen oder Holztafeln gewesen sein. 2.) Josephus in Apionem I. 2. 3.) in den Scholien zu Dionysius Thracis, der die erste künstliche Grammatik schrieb. Dieser Scholiast existiert nur in (Villoison in Anecdotis. T. II. p. 182.) Handschriften in Paris usw. Lange erhielten sich Homers Gedichte nur in Gesängen der Rhapsoden. Über die Rhapsoden herrschen sehr viel falsche Begriffe. Die gewöhnliche Etymologie von ῥαβδος trug dazu bei. Ραψῳδος kommt von ῥαπτειν, das metaphorisch nectere, jungere heißt (ῥαπτειν κακα τινι, machinari mala etc. Homer. ῥαπτειν επη, versus jungere, facere. Pindar. So sagt der Römer texere carmina) und αοιδη. Nun heißt ῥαψῳδος entweder ὁ ῥαπτων την αοιδην, Dichter (Philogonus beim Scholiasten des Pindar ad Nemea II. 1. Ebendaselbst folgender Hesiodischer [Vers] μελπομεν ῥαψαντες αοιδην), in

welcher Bedeutung aber das Wort nicht vorkommt; oder ὁ αειδων τα ῥαπτα, der carmina texta singt, und diese Bedeutung kommt mit der Bedeutung von den Rhapsoden überein. (Pindar nennt die Homeridas αοιδοι επεων ῥαπτων.) Zuerst erhielten sich Homers Gedichte bei den Homeridae, einer Familie in Chios, nach dem Zeugnis des Arkusilaos und Hellanicus (Harpocration voce Homeridae). Auch andre, nicht aus dieser Familie stammende Rhapsoden gab es. Der berühmteste war Cynaethus, selbst ein Dichter, dem man verschiedene homerische Hymnen zuschreibt. In der früheren Zeit waren nur immer einzelne Stücke aus der Iliade und Odyssee, Rhapsodien. Diese wurden einzeln abgesungen. Die Abteilung in 24 Bücher ist ein Werk der Scholiasten, unschicklich und spielend nach den 24 Buchstaben gemacht. Alte einzelne Rhapsodien waren die τειχομαχια, καταλογος των νηων, Πατροκλος et cet. Gesammelt und aufgezeichnet wurden Homers Gedichte erst spät; von wem, ist zweifelhaft. Man legt es bei dem Lykurg, der in Samos bei Kreophylus diese Gedichte gehört, für seine Zwecke gebilligt und nach Griechenland gebracht haben soll, ferner dem Pisistratus oder seinen Söhnen Hippias und Hipparch, endlich dem Solon. Leicht können alle teil daran gehabt haben. Solons Gesetze waren noch in hölzerne Tafeln gegraben. Sollte man schon damals den Homer haben aufschreiben können? Ungeachtet der geschriebenen Exemplare, die zu Platos Zeiten gewiß schon da waren (Alcibiades' Ohrfeige), erhielten sich die Rhapsoden immer. Aber die Rhapsoden sanken herab (Plato in Ione.), sangen um Geld, waren unwissend. Der Gesang der Rhapsoden überhaupt war mit Musik begleitet. Von dieser Musik verschieden scheinen eigene Melodien gewesen zu sein, die Tonkünstler zu Homers Gedichten erfanden. Bei diesem Wege, auf dem wir den Homer erhalten haben, müssen sich natürlich sehr viel falsche Lesarten eingeschlichen haben. Die erste kritische Ausgabe machte Aristoteles, εκδοσις εκ ναρθηκος. Eine ganze Folge von Editionen wurden in Alexandria besorgt. Man nannte sie auch διορθωσεις. Die berühmtesten waren von Zenodotus, Aristophanes von Byzanz und Aristarch. Weniger gebraucht sind die von Aratus, Crates aus Mallus in Cilicien, Tyrannio. Alle diese suchten das Echte vom Unechten zu unterscheiden, aber oft nach falschen Prinzipien. So wurde aber der Text wieder verfälscht. Man mußte nun alte codices zu Rate ziehen. So gabs einen Massilischen, einen im Prytaneum usw. Leider aber gingen diese codices verloren. Zu Proclus' Zeitalter und in andern Perioden lebte die Liebe für den Homer wieder auf. Man suchte alte codices auf, worin man Scholien und Lesarten der Grammatiker fand. Die Scholien schrieb man mit ab und da einer bessere als der andre fand, so wurden die Scholien verschieden. Die Gelehrten selbst fügten ihre Anmerkungen hinzu und diese wurden wieder abgeschrieben. So bekam man eine Menge von Scholien, die unter dem Namen des alexandrinischen Grammatikers Didymus gingen. Eustathius, im 9. sec. Bischof zu Thessalonica, sammelte die Scholien, die er fand, seine παρεκβολας. Sehr vieles ist grammatikalisch darin. Noch gibts aber unedierte Scholien, die älter als diese sind. So ist einer zu Leipzig, Leyden, Venedig. Aus dem Leydener hat Wessenberg specimen libr. 1. et 2. Il. gegeben. In dem zu Venedig ist viel vom Porphyrius (aus seinen ζητημασι). Villoison hat sie herausgegeben, 1788." — Die Ilias umfaßt 15784 Verse. — Chorographie von Troja: Vorgebirge, Flüsse. Ilium, Befestigung, Tempel. Ältere und jüngere Ansiedlung, die manchmal verwirrt werden. Adramyttion, Thebae Ciliciae, Tempel des Apollo Sminthius,

Reich des Telephus. Lyrnessus. Antandros, Cilla, Thymbra. Dardanum, Arisbe, Abydus. Lager der Griechen: Hütten, nicht Zelter, κλισιαι ω 449ff.; äußerste Flügel Achill und Ajax Telamonius. — Endlich folgen eine Anzahl Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Bücher 1—3 und 5 (Wolf macht einmal die Randglosse: „Das traute ich bloß dem Niemeyer zu."), die meist Sprachliches erklären, hie und da aber auch Realien und geographische Dinge behandeln. Zwei Proben, je eine für sprachliche und sachliche Interpretation, mögen genügen. 1, 342: „Wie kann aber ο in ολοηαι lang sein? Die alten Griechen setzten zwischen alle zwei Vokale einen Hauch, also auch zwischen ο und η in ολοηοι. Dieser Hauch glich einem Pfeifen, einem F (digamma aeolicum), wodurch auch die Lateiner es ausdrückten. Dieser Hauch macht die Silbe lang. Dares in miscellaneis criticis." 1, 599: „γελως heißt hier nur Freude, die aber Homer der Roheit seines Zeitalters nach nur durch Lachen auszudrücken weiß."

Aus Lichtenbergs Vorlesung sei folgendes mitgeteilt (ich füge in Klammern die entsprechenden Paragraphenzahlen der von ihm bearbeiteten Anfangsgründe der Naturlehre von Erxleben bei, die er seinen Kollegien zugrunde zu legen pflegte). Die Sonne ist der Quell aller Flüssigkeit und zwar durch ihr Licht, nicht durch ihre Wärme. Cavendishs Versuch der gefrorenen Vitriolsäure (493). — Theorie des Lichts. Eulers Theorie, das Licht sei Wirkung einer zitternden Bewegung eines Mittelkörpers, hat schon Aristoteles, De anima 2, 7 (311). Newton hing zuerst gleichfalls diesem Vibrationssystem an, ging dann aber zum Emanationssystem über. Einwände gegen das Emanationssystem: die Sonne müsse abnehmen; aus der Durchkreuzung der Lichtstrahlen werde Verwirrung und Brennen entstehen, was Segner widerlegt hat (298); Licht gehe von allen Seiten durch Glas, was bei einer ausströmenden Materie unmöglich sei. Einwände gegen das Vibrationssystem: es könne keine Nacht, keine Sonnenfinsternis sein, da das Licht wie der Schall von allen Seiten komme; es könne keine ganz undurchsichtigen Körper geben; die chemischen Wirkungen des Lichts ließen sich nicht erklären, wie z. B. die Färbung der Gewächse; weder die Existenz des dabei hypothesierten Äthers noch seine Schwingungen seien bewiesen, wie denn Euler selbst einmal das Licht als eigene emanierende Materie, die im Kometenschweif Dünste fortstoße, auffaßt (646); die Brechung sei schwierig zu erklären (344); die Kristallisation gehe nach Chaptals Versuchen nicht ohne Licht vor sich; die von Grimaldi gefundene Inflexion des Lichts sei unerklärbar (416); die Farbentheorie sei unwahrscheinlicher als die Newtonsche (366. 367). Bononischer Leuchtstein (306). Geschwindigkeit des Lichts, Aberration der Fixsterne (636). — Lehre von Feuer und Wärme. Feuer dehnt die Körper, wie thermometrische und pyrometrische Versuche zeigen (469. 470). Glasträuen, von Reyher und Montanari zuerst beobachtet (422); Bologneser Flaschen, erfunden von Amadei, wie Boyle bezeugt, nicht von Baldi (423); Gründe für die Erscheinungen an beiden aus der Konsistenz des Glases; Glühversuche mit beiden und Bestimmung der spezifischen Schwere. — Volumen des Eises im Gegensatz zum Wasser, spezifische Schwere beider, Erklärung des Gefrierungsprozesses (426); Gefrierpunkt und Ausdehnung des Wassers nach Blagdens Versuchen (428). Grundeis wird von Muschenbroek und Nollet geleugnet, von Hales, Braun, Illesen, Voigt, Ebel behauptet, ohne daß bisher die Sache entschieden oder erklärbar wäre. Süßigkeit des gefrorenen Seewassers (427). Künstliche Eiserzeugung, Mischungsformel.

Aus den erhaltenen kammergerichtlichen Personalakten Humboldts läßt sich seine kurze praktische Tätigkeit im preußischen Justizdienst nunmehr chronologisch genauer fixieren. In einer Eingabe an den König vom 13. Februar 1790 bat Humboldt um Beschäftigung im Justizdepartement, worauf am 15. seine Anstellung als Auskultator beim Stadtgericht nach Bestehung der vorschriftsmäßigen Prüfung angeordnet wurde. Am 8. März wurde diese vor Mey und seinem früheren Lehrer Klein abgelegt: „Er beantwortete die ihm aus der allgemeinen Theorie der natürlichen und positiven Rechte, aus der Geschichte des römischen Rechts, der römischen Lehre von Kontrakten und aus dem Kriminalrechte vorgelegten Fragen mit einer ausgezeichneten Fertigkeit, Richtigkeit und Bestimmtheit und überall zeigte er eine mit gründlicher historischer Kenntnis verbundene philosophische Übersicht des ganzen von ihm selbst durchdachten Systems, eine richtige Beurteilung und einen seltenen Scharfsinn." Am 1. April trat Humboldt beim Stadtgericht ein. Nach einvierteljähriger Tätigkeit bezeugte ihm der Stadtgerichtsdirektor am 20. Juni, daß er „mit vorzüglichem Fleiß, Geschicklichkeit, rechtlichen Kenntnissen und Einsichten die ihm übertragenen Geschäfte ausgerichtet und eine mit solchen übereinstimmende Sittlichkeit gezeigt" habe, worauf er in einer Eingabe an den König vom 2. Juli um seine Anstellung als Referendar am Hof- und Kammergericht nachsuchte mit der Bitte, die vorschriftsmäßige Prüfung anzuberaumen und ihm, da er gleich nach derselben eine notwendige mehrwöchentliche Reise zu machen habe, die Abfassung und Einreichung der üblichen Proberelation schon vor der Prüfung zu gestatten, was unter dem 4. Juli genehmigt wurde. Die zweite Prüfung fand am 26. Juli unter Bohm und Raumer statt und dem jungen Referendar wurde „überall eine sehr gründliche Kenntnis und vorzügliche Beurteilungskraft und Scharfsinn" bezeugt, worauf am 5. September seine Bestallung ausgefertigt wurde. Die notwendige Reise führte ihn dann nach Burgörner zu seiner Braut, wo er vom 1. August bis 14. September blieb (Wilhelm und Karoline von Humboldt 1, 202). Nach seiner Rückkehr arbeitete er beim Hof- und Kammergericht, dann beim Oberappellationssenat. Am 26. November bat er in einer Eingabe an den König, auch beim kurmärkischen Pupillenkollegium beschäftigt zu werden, was ihm am folgenden Tage gewährt wurde. Die letzte Eingabe an den König vom 19. Mai 1791 ist das Entlassungsgesuch aus dem juristischen Staatsdienst, das mit zwingenden Familienumständen sehr lakonisch begründet ist. Der Austritt aus dem Dienst geschah so rasch, daß eine Reihe unerledigt gebliebener Instruktionsgeschäfte dem Präsidium zur Verfügung gestellt wurden. Aus einzelnen Stellen der gleichzeitigen Briefe an seine Braut (Wilhelm und Karoline von Humboldt 1, 222. 262. 271) entnehmen wir, daß ihn Kriminalfälle wie Totschlag, Brandstiftung, Kindesmord, die er zu bearbeiten hatte, besonders interessierten; zugleich gewähren sie uns Einblick in die psychologische Methode seiner Urteilsmotivierung. Eine ausführliche Relation über einen Fall von Kindesmord fand seines Schwiegervaters und Dalbergs lebhafte Anerkennung (ebenda 1, 321. 360). Von der gleichzeitigen Tätigkeit unter Hertzberg im auswärtigen Departement, die ihm schon im Juni 1790 den Titel eines Legationsrats brachte (ebenda 1, 169), kann man sich aus den spärlichen Andeutungen der Briefe keine auch nur annähernde Vorstellung bilden.

Die Akten eines Rechtsfalles, an dessen Entscheidung Humboldt neben seinem Lehrer Klein, dem die Urteilsfassung zufiel, als Protokollführer seinen bescheidenen

Anteil gehabt hat und der im März 1791 das Kammergericht beschäftigte, sind unmittelbar danach im Druck erschienen. Einer von dem Buchhändler Unger verlegten Schrift eines Anonymus, in welcher gegen die beabsichtigte Einführung eines Landeskatechismus und damit indirekt gegen die religionspolitischen Maximen des Ministers Wöllner polemisiert wurde, war trotz der vom Zensor Zöllner erteilten Druckerlaubnis der Vertrieb versagt worden. Unger, wegen Schadenersatzes an Verfasser und Zensor verwiesen, klagte gegen den letzteren: das freisprechende Urteil entschied für den Zensor. Humboldt freute sich seiner wenn auch unbedeutenden Mitarbeit bei diesen Verhandlungen in dem Bewußtsein, alle Animosität und jede Sucht, Aufklärung zu zeigen oder ein Buch statt Akten schreiben zu wollen, vermieden zu haben (an Forster, Ende Januar 1792). Wegen dieser bewußten Abwesenheit alles eigentlich schriftstellerischen Charakters konnte und mußte von einer Aufnahme dieser Protokolle in die Werke Abstand genommen werden. Sie finden sich in der von Unger selbst herausgegebenen Schrift „Prozeß des Buchdrucker Unger gegen den Oberkonsistorialrat Zöllner in Zensurangelegenheiten wegen eines verbotenen Buchs“ (Berlin 1791). Es sind ihrer drei: 1) das Protokoll des Instruktionstermins vom 4. März (S. 14); 2) die Anzeige, mit der dies Protokoll überreicht wurde, vom 8. März (S. 31); 3) das Protokoll des neuen Instruktionstermins vom 17. März (S. 41).

---

7. Ueber die Ehrlosigkeit (Infamie) als eine Kriminalstrafe.

Der Name (*réputation*) eines Menschen ist die Meinung andrer von ihm, und wird nach der grösseren Allgemeinheit derselben bestimmt.

Ist diese Meinung — von der wir hier nur insofern reden, als sie den moralischen Charakter betrift — vortheilhaft, so heisst er: guter Name, Ehre; im entgegengesezten Fall: böser Name, Schande, Ehrlosigkeit.

Insofern Ehre und Schande durch die wirklichen, eigenthümlichen Eigenschaften des Menschen veranlasst werden, dem man sie beilegt, ist jene sein Eigenthum, diese seine Schuld. Beide bleiben indess immer abhängig von dem Urtheile andrer.

Diese allgemeinen Begriffe auf das Verhältniss der Bürger zum Staat angewandt, kann der Staat eben so wenig über die Ehre eines Bürgers im Allgemeinen Macht haben, als es ihm auch nur physisch möglich ist, die Meinungen andrer über denselben nach seiner Willkühr zu stimmen.

Da er indess, als der herrschende Theil in der Nation, selbst zu den Bürgern gehört; so ist er, wie jeder unter ihnen, berechtigt eine Meinung über den moralischen Charakter eines Menschen zu hegen, und seine Handlungen darnach zu bestimmen. Er ist diess um so mehr, als er 1., sogar die Verpflichtung auf sich hat, seine Meinungen in dieser Rüksicht zu bestimmen, indem von diesen sein Vertrauen, und davon wiederum sein eignes sowohl, als der einzelnen Bürger Wohl abhängt; und als er 2., am meisten im Stande ist, seine günstige oder ungünstige Meinung

---

Handschrift (11 Quartseiten) im Archiv in Tegel.

auf eine erlaubte Weise zu äussern, durch Entziehung oder Gewährung theils seines Vertrauens, theils derjenigen Vortheile, die wir Belohnungen nennen, und die, wenn sie nichts als den Ausdruk der vortheilhaften Meinung enthalten, Ehrenbezeugungen heissen.

Insofern kann daher auch die Ehre Gegenstand einer Strafe sein.

Es fragt sich jezt nur:

1., wann kann der Staat diese Strafe verhängen?

2., welche Folgen für den Bestraften kann oder muss er ihr beimessen?

3., wenn sie verhängt ist, wann kann oder muss sie aufhören?

I.

Wann kann der Staat die Strafe der Ehrlosigkeit verhängen?

Das erste Gesez ist hier folgendes: die Meinung des Staats über die Moralität eines Bürgers darf sich allein nach Handlungen, und zwar nur nach solchen bestimmen, die in dem Kreise derjenigen liegen, welchen die Geseze Maass und Schranken vorschreiben.

Denn nur Handlungen und nur diese sind der Beurtheilung desselben unterworfen.

Diejenigen Handlungen nun, welche, unter den vorbeschriebenen, allein die Strafe der Ehrlosigkeit nach sich ziehen können, sie aber auch nach sich ziehen müssen, sind natürlich die, welche, ohne sehr wahrscheinliche Gefahr, kein Vertrauen auf die Rechtschaffenheit des Handlenden, d. i. auf seine Achtung für die vollkommenen Pflichten, die ihm gegen den Staat und seine Mitbürger obliegen, erlauben.

Diese Handlungen einzeln, auch nur nach Klassen zu bestimmen, ist schwer, und im Allgemeinen unmöglich. Denn diese Bestimmung beruht allein auf einer Berechnung der Wahrscheinlichkeit, ob der Verbrecher auch künftig ähnliche Eingriffe in die Rechte andrer wagen werde? bei welcher sich zwar sogleich zwei zu vermeidende Extreme zeigen, nemlich einmal nicht, zum Nachtheil der unschuldigen Bürger, zu sorglos, dann nicht, zum Nachtheil des schuldigen, auf eine grausame Weise zu vorsichtig zu sein, welche aber hierzwischen unendliche Grade der nothwendigen Vorsicht, und der nothwendigen Milde lässt. Da es hier

allein auf Vertrauen auf Rechtschaffenheit ankommt; so muss die Untersuchung natürlich darauf gehn: in welchem Grade der Verbrecher Nicht-Achtung gegen die Rechte des Staats oder seiner Mitbürger gezeigt habe? Diess aber lässt sich beurtheilen: 1., aus der Art des Verbrechens. 2., aus der Seelenstimmung des Verbrechers zur Zeit der Handlung.

Diess alles genau erwogen zeigt sich nun hier dennoch wenigstens ein einschränkender Grundsaz, nemlich: keine Handlung kann Ehrlosigkeit nach sich ziehen, durch welche nicht wissentlich und mit direkter Absicht ein vollkommenes Recht des Staats, oder seiner Bürger verlezt wird.

> Anm. Alle Handlungen dieser Art müssen bei jeglicher guten Gesezgebung wirklich durch Geseze verboten sein. Dieser Saz widerspricht daher nicht dem oben aufgestellten, ob er gleich die eben genannte Eigenschaft nicht ausdrüklich als Bedingung hinzusezt.

Die Fassung des obigen Grundsazes bestimmt aber positiv noch nicht, ob auch alle solche Handlungen die Strafe der Ehrlosigkeit nach sich ziehen sollen? Wollte man auch diesen Saz aufstellen; so würde derselbe Ausnahmen erfordern, wenn 1., entweder die Art der verlezten Pflicht, oder 2., die individuelle Seelenstimmung des Verbrechers zur Zeit der That nicht auf eine so grosse Nicht-Achtung fremder Rechte zu schliessen erlaubte, als nothwendig ist, um ein gegründetes Mistrauen zu erregen.

In Absicht des ersten Moments würde ich in der allgemeinen Theorie der Gesezgebung keine Ausnahme gestatten. Denn jede vollkommene Pflicht hat gegründete Ansprüche auf gleiche Achtung, und wenn gleich die Strafe Grade fordert, so ist hier doch nicht bloss [1]) von Bestrafung, sondern zugleich von gerechten Gründen des Mistrauens die Rede. Selbst Verbrechen, die ganz specielle Lagen und Umstände erfordern, wie z. B. der Kindermord, würde ich nicht ausnehmen. Denn wenn auch von der Nicht-Achtung der Rechte des neugebohrnen Kindes nicht gleich auf die Nicht-Achtung andrer Rechte geschlossen werden kann; so ist die Ehrlosigkeit auch zugleich Strafe, und das Verbrechen kann von derselben Person wiederholt, oder von andren, nach ihrem Beispiel, begangen werden. Der einzige wahre Grund der Ausnahme würde in der verschiedenen Anerkenntniss dieser oder jener Pflichten von

---

[1]) *Nach „bloss" gestrichen: „nicht einmal eigentlich".*

den Bürgern liegen, wo denn das Gesez freilich ihre Vorurtheile nicht auf einmal über den Haufen werfen kann, sondern nachgeben muss. Diese Ausnahmen aber gehören in diejenige besondre Wissenschaft, die man, insofern sie die verschiednen physischen, intellektuellen, und politischen Lagen der Nationen, welche andre Modifikationen der Geseze nothwendig machen, gleichsam als Zeichen der Nothwendigkeit dieser Modifikationen, angiebt, Semiotik, aber insofern sie einzelne Fälle hypothetisch aufstellt, und auflöst, vielleicht auch Kasuistik der Gesezgebung nennen könnte.

In Absicht des oben angeführten zweiten Moments finden sich zwei Ausnahmen, 1., wenn der Verbrecher nicht völlig frei handelte (welche jedoch in einem vollständigen System nicht hier, sondern schon unter den allgemeinen Grundsäzen ihren Plaz finden würde), 2., wenn eine solche Kollision obwaltete, die einen ungewöhnlich hohen Grad der Moralität zur Vermeidung des Verbrechens erforderte. Denn der seltne Fall erlaubt keinen Schluss auf die gewöhnlichen. Eine dergleichen Kollision kann jedoch nicht leicht anders entstehen, als durch einen Mangel in der Einrichtung des Staats, und insofern gehört auch diese Ausnahme nicht in die reine Theorie der Gesezgebung, welche von allen Hindernissen und Mängeln in einzelnen Anwendungen abstrahirt. Was aber ein ungewöhnlicher Grad der Moralität zu nennen ist, erwartet, als etwas Relatives, abermals seine Bestimmung von der vorerwähnten Kasuistik, welche, um noch genauer zu Werke zu gehen, auch Grade des Mistrauens, und mithin der Strafe, festsezen könnte.

II.

Welche Folgen kann, oder muss der Staat der Strafe der Ehrlosigkeit für den Bestraften beilegen?

1., Die Strafe der Ehrlosigkeit besteht in der Erklärung des Mistrauens gegen die Rechtschaffenheit dessen, der damit belegt wird.

2., Diese Strafe wird vom Staate verhängt, und ist daher nur eine Erklärung seines Mistrauens.

Aus diesen beiden Grundsäzen wird sich alles herleiten lassen, was zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage dient.

Da nach dem ersteren diese Strafe nur insofern Aenderungen in den Verhältnissen des Bestraften hervorbringen kann, als in

denselben von Rechtschaffenheit und Vertrauen darauf, oder Mistrauen dagegen die Rede sein kann; so folgt:

a., der für ehrlos Erklärte bleibt, wie er vorher war, Bürger des Staats, und behält dieselben vollkommenen Rechte, und vollkommenen[1]) Pflichten; insofern die ersteren sich nicht auf seinen guten Namen und seine Ehre beziehen.

Denn jene Rechte hängen nicht von seiner Rechtschaffenheit und seinen Ansprüchen auf Vertrauen auf dieselbe, sondern allein davon ab, dass er Bürger ist, und hören daher nicht anders auf, als wenn er überhaupt unwerth Bürger zu sein erklärt, und aus der Gesellschaft gestossen wird.

Diese Pflichten aber sind natürliches Korrelatum der Rechte, und solange der Staat ihre Erfüllung fordert, kann sie der, welcher zum Staate gehört, nicht verweigern.

Wo hingegen auch hier Ehre und guter Name in Betracht kommen, muss natürlich eine Ausnahme Statt finden.

b., Hingegen ist der Staat in Ansehung des ehrlos Erklärten entbunden α., der Pflicht, die ihm sonst vollkommen obliegt, die Ehre jedes Bürgers zu achten, und wenigstens das Gegentheil weder auf eine positive noch negative Art zu äussern; β., der nicht ursprünglichen, sondern durch Vertrag entstandnen Rechte, insofern er bei Schliessung des Vertrags auf die Rechtschaffenheit des andren Theils rechnete; ferner γ., berechtigt, demselben alle Vortheile zu entziehen, die in seiner blossen Willkühr stehen, auf die jedoch jeder Bürger, wenn gleich kein Recht, dennoch einen Anspruch hat.

Alle diese Befugnisse des Staats werden nun durch die Betrachtung, dass derselbe für sein eignes und der Bürger Wohl sorgen muss, und dass von einem für ehrlos Erklärten Gefahr zu befürchten ist, in wirkliche Verbindlichkeiten verwandelt.

Jezt nur noch ein Paar Worte zur Erläuterung des obigen Sazes.

α., Jeder Bürger hat das vollkommene Recht, dass der Staat seine Ehre unangetastet lasse.

Verlezungen derselben von Seiten des Staats lassen sich denken positiv, durch direkte Erklärungen; negativ durch Ausschliessung von den Vortheilen, zu denen zwar kein vollkommenes Recht vorhanden ist (weil sie alsdann in eine andre Klasse gehören), die

---

[1]) *Nach „vollkommenen" gestrichen: „negativen".*

aber alle Bürger, weil sie Bürger sind, geniessen, und den positiven Pflichten, deren Erfüllung ein ausschliessendes Recht der Bürger ist, und die man Bürgerpflichten nennt. Denn eine solche Ausschliessung wäre mit Recht eine Beleidigung zu nennen.

Der ehrlos Erklärte würde nun von der Erfüllung dieser Pflichten gänzlich ausgeschlossen; er dürfte nicht Vormund, nicht Zeuge in einer Sache des Staats (von andren Sachen weiter unten), nicht Nationalsoldat, nicht Retter bei Feuersgefahr u. s. f. sein. Nothwendig wäre diese Ausschliessung nun zwar nur, insofern als diese Bürgerpflichten Ausübung von Handlungen fordern, nicht insofern sie in Abgaben bestehen. Auf diese hat seine Rechtschaffenheit keinen Einfluss, hierbei ist von seiner Ehrlosigkeit nichts zu fürchten. Allein ein weiser und tugendhafter Staat wird ihn auch von diesen ausschliessen. Er ist ein zu reines heiliges Wesen, um aus unreinen Händen zu empfangen.

β., Der Staat ist, wie jeder Bürger berechtigt, neue Verbindungen durch Verträge einzugehen, und hieraus entstehen gleichfalls vollkommene Rechte und Verbindlichkeiten. Schon in der allgemeinen Lehre von den Verträgen aber ist es ein bekannter Saz, dass ein Vertrag zugleich mit den Umständen aufhört, ohne welche er nicht geschlossen sein würde. Wo also der Staat bei Schliessung eines Vertrags, der Natur des Geschäfts nach, auf die Rechtschaffenheit des andren Theils rechnen musste, da ist er seiner Verpflichtungen entbunden, sobald dieser andre Theil des Vertrauens auf seine Rechtschaffenheit für unwürdig erklärt wird. Jedoch versteht es sich von selbst, dass hier nur von Verträgen, deren Erfüllung noch fortdauert, nicht von völlig abgemachten Geschäften die Rede ist, und dass der Staat den für Ehrlos Erklärten in Absicht der vergangenen Zeit insoweit entschädigen muss, als er sich sonst mit seinem Nachtheil bereichern würde.

γ., Die lezte aufgeführte Befugniss und Verbindlichkeit des Staats in Absicht der Strafe der Ehrlosigkeit bezieht sich auf die Ertheilung von öffentlichen Aemtern, Belohnungen, Ehrenbezeugungen u. s. f.

Da nach dem zweiten der oben aufgeführten HauptGrundsäze der Staat durch die Strafe der Ehrlosigkeit nur sein Mistrauen erklärt; so hat daher diese Strafe keinen weiteren direkten Einfluss auf das Verhältniss des für ehrlos Erklärten zu seinen Mitbürgern. Vielmehr haben diese die uneingeschränkteste Freiheit über den

moralischen Charakter des für ehrlos Erklärten eine Meinung, welche sie wollen, zu hegen, und diese Freiheit muss so weit gehen, dass es zwei streitenden Partheien, insofern sie bloss über ihr Privatinteresse streiten, auch den Ehrlosen als tüchtigen Zeugen unter sich gelten zu lassen, erlaubt sein muss, und dass der vom Staat angeordnete Richter, der nicht bestimmt ist, Recht und Wahrheit überhaupt und an sich, sondern nur insofern die Partheien es wollen, und durch diejenigen gesezlichen Mittel, die sie anwenden wollen, auszumachen, ihn zulassen, und seinen Ausspruch nach der Aussage desselben richten muss. Auf der andren Seite aber können auch die Bürger dem Urtheil des Staats folgen, und, da nur der Staat, auch den Ehrlosen gegen Angriffe zu schüzen, verbunden ist, so entsteht hier die Frage: inwiefern diese Abänderung ihres Urtheils auf ihre Handlungen Einfluss haben darf?

Hier zeigt sich nun gleichsam von selbst folgender sehr einfache Grundsaz: der Staat muss den Bürgern, ihr Mistrauen gegen den für Ehrlos Erklärten demselben zu äussern, überall da erlauben, wo er selbst, nach dem Vorigen, zu dieser Aeusserung berechtigt ist, und wo die Bürger sich in gleichem Falle mit ihm befinden; schlechterdings aber nicht weiter.

Denn die Untersagung des Ersteren würde eine Ungerechtigkeit gegen die schuldlosen Bürger — denen der Staat versagte, was er sich in vollkommen gleichem Fall erlaubte —, die Ausübung des Lezteren eine Ungerechtigkeit gegen den Ehrlosen enthalten.

Gehen wir also auf das vorhin Gesagte zurük, so folgt:

a., der Staat muss den Ehrlosen in allen seinen vollkommenen Rechten gegen seine Mitbürger schüzen, insofern diese Rechte sich nicht eigentlich auf seine Ehre und seinen guten Namen beziehen.

b., hingegen muss er sie α., der Pflicht, seine Ehre unangetastet zu lassen, insoweit entbinden, dass es ihnen freistehe, ihm ihr NichtVertrauen auf seine Rechtschaffenheit auf eine negative, schlechterdings aber keine positive Weise zu äussern, β., ihnen erlauben, die vertragsmässigen Verbindlichkeiten aufzuheben, bei deren Schliessung sie seine Rechtschaffenheit, der Natur des Vertrags nach, nothwendig voraussezen mussten.

α., Positiv wird die Ehre eines Menschen durch ausdrükliche Erklärungen der Verachtung aller Art beleidigt; auf nega-

tive Weise hingegen die NichtAchtung gezeigt durch Entziehung alles dessen, was zwar kein Gegenstand eines vollkommenen Rechtes ist, was indess der Sitte und Gewohnheit nach (der allgemeinen oder besondren eines Standes u. s. f.) jeder, insofern er nur nicht als ein Mensch ohne Ehre anzusehen ist, von jedem erwarten darf.

Die Folge für den Ehrlosen in Absicht dieses Punkts wäre nun bloss die, dass er für eine solche Entziehung, nicht als für eine Beleidigung Genugthuung verlangen könnte. Diess ist in Absicht der unschuldigen Bürger nothwendig, da es eine Kränkung ihrer Rechte sein würde, wenn sie demjenigen Achtung bezeigen sollten, den der Staat für unwerth aller Achtung und alles Vertrauens erklärt hat. Jede eigentliche Beleidigung aber bliebe, als ein Eingriff in die wirklichen Rechte des andren, immer strafbar, und wenn der Ehrloserklärte gleich nicht eine eigentliche Ehrenerklärung verlangen könnte; so wäre der Beleidiger ihm dennoch Abbitte schuldig.

β., Zu den Verträgen, wobei auf Rechtschaffenheit gerechnet wird, würde ich vor allen zählen Ehe, Vertrag zwischen Herrschaften und Gesinde, Handlungsgesellschaften u. s. f., allgemein aber alle Verträge, bei welchen der eine Theil durch die Unredlichkeit des andren in Schaden gesezt werden könnte.

> Anm. Wenn in Hinsicht auf bestimmte Nationen in bestimmten Lagen, wie im Vorigen erwähnt worden ist, Grade der Ehrlosigkeit festgesezt würden, so zeigt sich hier von selbst, wie man, nach Verschiedenheit dieser Grade, der Ehrlosigkeit mehrere oder wenigere Folgen beilegen könnte.

III.

Wann kann, oder muss die verhängte Strafe der Ehrlosigkeit aufhören?

Jeder, auch der verderbteste Mensch ist der moralischen Besserung, oder vielmehr, da der Staat kein Recht hat, sich um die Moralität eines Menschen, sondern nur um die Gesezmässigkeit seiner Handlungen zu bekümmern, auch der Mensch, welcher die gesezwidrigsten Handlungen begeht, ist der Umänderung, und mithin der Wiedergewinnung des Vertrauens des Staats fähig.

Die Strafe der Ehrlosigkeit darf daher nicht lebenslänglich sein.

Ihr jedoch eine Zeit im Urthel zu bestimmen, scheint bedenklich, und könnte nur aufs Gerathewohl geschehen.

Ich würde also Herrn Klein[s] Vorschlage [1]) folgen, und dem Ehrloserklärten erlauben, nach einiger Zeit selbst auf die Aufhebung anzutragen. Indem so die Dauer noch mehr in seiner Gewalt stände, würde er sich eifriger eines gesezmässigen Lebens bestreben; da eine Abweisung seines Gesuchs gleichsam eine neue Ehrloserklärung und mithin eine neue Schande wäre; so würde er sich auch hüten, eher um die Aufhebung einzukommen, als er der Gewährung gewisser sein könnte. Die Aufhebung geschähe alsdann nur nach vorgängiger Untersuchung, die nemlich dahin gerichtet sein müsste: ob sein Lebenswandel in der seitdem verflossnen Zeit hinlängliche Gründe enthalte, das bisherige Mistrauen aufzuheben.

> Anm. Bei bestimmten Graden könnten auch Milderungen der Strafe vor der gänzlichen Aufhebung vorhergehen.

Alles Vorhergehende ist fast allein aus den blossen Begriffen der Ehre und des guten Namens, und aus den allgemeinen Verhältnissen der Bürger zum Staate und umgekehrt, hergeleitet worden; und die eigentliche gesezgeberische Klugheit ist dabei fast gänzlich unerwähnt geblieben. Insofern nun jene Begriffe, und die Herleitung der Folgerungen nichts Falsches enthalten, könnte in den Resultaten, selbst wenn sie dieser Klugheit widersprechen sollten, nichts geändert werden. Indess lässt sich auch, glaube ich, leicht zeigen, dass dieselben auch mit ihr übereinstimmen.

Das Unterscheidende der vorigen Theorie liegt:

1., darin, dass der Ehrlose schlechterdings nichts verliert, als was völlig streng von seiner Rechtschaffenheit und dem Vertrauen darauf abhängig ist.

2., dass derselbe Mensch vom Staat für ehrlos erklärt sein, und die höchste Achtung aller seiner Mitbürger öffentlich besizen kann.

Was nun das Erste betrift; so ist sie in Absicht des physi-

[1]) *Vgl. seine Vermischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit 2, 74.*

schen Wohls des Bestraften menschlicher und milder als die bisherige; sie greift nur seine Ehrliebe, sein sittliches Selbstgefühl an, und ihre ganze Wirksamkeit ist daher nur auf den Menschen auf einem beträchtlich hohen Grade der Moralität berechnet. Auf noch ungebildete, rohe Nationen fände sie, in ihrer ganzen Ausdehnung, schlechterdings keine Anwendung. Denn der Ehrlose geniesst fernerhin alle ursprünglichen Rechte, als Bürger, als Mitglied seiner Familie, eines gewissen Standes u. s. f., er empfängt vom Staat, der ihn schüzt, von seinen Mitbürgern, die für ihn den Staat mit erhalten; er entbehrt bloss des, nur edlen Menschen theuren Gefühls, auch selbst zum Wohl andrer beizutragen, und empfängt nur das nicht, was das beglükkendste aller Gefühle, das Bewusstsein seiner innern Würde, erhöhen könnte. In dieser Hinsicht ist diese Strafe schreklich, und würde selbst den Namen der Grausamkeit verdienen, wenn nicht Grausamkeit bloss eine ungerechte Härte wäre. Gewissermaassen kann man sie härter nennen, als die gewöhnliche. Denn indem man dem Ehrlosen sonst alle Mittel des Unterhalts abschneidet, indem man ihn mit dem Abscheu der ganzen Nation beladet, kann er wenigstens Troz und Erbittrung dieser Grausamkeit entgegensezen. Hier wird er der Schuldner des Staats und seiner Mitbürger, und sogar unwerth geachtet, diese Schuld abzutragen.

Der zweite der obigen Grundsäze gewährt den Vortheil, dass die Nation im Stande ist die Urthelssprüche des Staats noch einmal zu richten, sie auch durch ihr Urtheil zu bestätigen, oder ihre Wirkungen zu vernichten. Diess Leztere würde zwar, da es den Staat einer Ungerechtigkeit zeihte, überaus nachtheilig sein. Allein gerade diese Besorgniss würde den Staat bei seinen Urthelssprüchen desto vorsichtiger machen. Da es bekannt ist, wie leicht, vorzüglich bei den weniger gebildeten Klassen einer Nation, mit demselben Wort auch derselbe Begriff verbunden wird, wie vorsichtig man sich auch durch Definitionen verwahren mag; so möchte es vielleicht nicht übel sein, diese Strafe nicht die Strafe der Ehrlosigkeit, sondern die Strafe des erklärten Mistrauens des Staats zu nennen. Der erstere Ausdruk wäre nur dann richtig, wenn die Ehre eines Menschen, eben so, wie die physischen Güter, in der Gewalt des Staats stände.

Zum Schluss füge ich noch die genaue Bestimmung des Endzweks dieses Aufsazes hinzu.

Er sollte nemlich versuchen zu zeigen, inwiefern die Ehre, ihrer Natur und der Natur des Staats nach, Gegenstand der Bestrafung sein könne? Ob es aber überhaupt rathsam ist, dieselbe hierzu zu wählen, und unter welchen Modifikationen? lässt sich vollständig nicht anders, als unter Voraussezung einer bestimmten Nation, in einer bestimmten Lage, beantworten.

Diese juristische Abhandlung stammt dem Wasserzeichen der Handschrift nach aus den ersten burgörnerschen Monaten nach Humboldts Heirat, also aus dem Sommer oder Herbst 1791. Über die nähere Veranlassung derselben ist nichts bekannt.

Die Schrift über die Grenzen der Staatswirksamkeit (Band 1, 97. 432) ist neuerdings von Meinecke (Weltbürgertum und Nationalstaat S. 35) eingehend gewürdigt worden. Ich erwähne hier einer Vermutung zur Entstehungsgeschichte, die ich in einer Rezension (Euphorion 14, 374) zuerst ausgesprochen habe. Aus Humboldts Briefwechsel mit seiner Braut (Wilhelm und Karoline von Humboldt 1, 369. 385) erfahren wir von einem für Dalberg bestimmten Aufsatz, der Anfang 1791 nach Erfurt geschickt wurde und mit dem dieser trotz einer Menge eigenartiger Ideen, über die er sich bald mündlich mit dem Verfasser auszusprechen wünschte, sehr zufrieden war. Über den Inhalt wird nichts gesagt: vielleicht handelt es sich um einen ersten Entwurf der die Polizei-, Zivil- und Kriminalgesetze behandelnden Kapitel 9—14 unsrer Schrift, die dann in ihrem ganzen Bestande auf älteren Niederschriften beruhen würde. Dalbergs sonstiger Anteil an ihrer Abfassung, den wir schon kannten, gibt dieser Annahme eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Über den Aufsatz über den Geschlechtsunterschied (Band 1, 311. 435) ist jüngst ein briefliches Urteil der Prinzessin Luise, der Gemahlin des Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, bekannt geworden (Deutsche Rundschau 31, 358): sie findet, die Ähnlichkeit, die der Verfasser zwischen den Äußerungen der organischen und der geistigen Natur des Menschen aufweise, liege wesentlich in den von ihm zu ihrer Bezeichnung gewählten Worten, schreibt übrigens den ganzen Aufsatz Hufeland zu.

---

8. Bemerkungen zu Körners Aufsatz über Charakterdarstellung in der Musik.

S. 29. „nicht ebensowenig erdacht, und folglich ebenso sinnlich.“ Ich glaube, es müsste heissen: gedacht oder „ebensowohl empfunden“. Dem Erdachten steht das Wirkliche entgegen.

Von S. 29—35. und noch mehr von da bis S. 40. ist mir unverständlich gewesen. Um mich genauer zu prüfen, setze ich die Art, wie ich die vorgetragnen Ideen gefasst habe, her.

1. Das Ganze der Veränderungen einer selbstständigen Kraft nennen wir Leben.

2. In diesem unterscheidet man einzelne Theile und Zustände.

3. Das Maass der lebendigen Kraft ist der Grad des Lebens.

4. Dieser äussert sich in einer Reihe von Zeitmomenten; aber ausserdem wird in diesen etwas Beharrliches, der Charakter, wahrgenommen.

5. Um einen bestimmten Grad des Lebens zu schildern, bleibt, nach Absonderung der äussren Bestimmungen, nichts übrig, als die innren Gränzen der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit.

6. Es kommt daher alles darauf an, ob es für diese Gränzen bestimmte Zeichen giebt, die dem Tonkünstler zu Gebote stehn?

7. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit können zwar für sich nicht ohne ihre Gegenstände versinnlicht werden.

8. Werden sie aber in ihrer wechselseitigen Beziehung versinnlicht, so entsteht schon dadurch eine Bestimmtheit.

Handschrift (4 Quartseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

9. Wenigstens wenn es eines äussren Verhältnisses bedarf, so bedarf es keines zu einem bestimmten äussren Gegenstande, sondern nur des lebenden Wesens zu seiner Welt überhaupt.

10. Diess aber wird mit einem, hier hinlänglichen Grade der Bestimmtheit versinnlicht, wenn bloss die Verknüpfung beider versinnlicht wird.

11. Diese nun endlich wird versinnlicht durch Darstellung von Bewegungen, und zwar von solchen, die in dem lebenden Wesen anfangen.

12. Solche entstehen durch die Stimme.

In dem Ganzen dieses Raisonnements, insofern es beweisen soll, dass der Tonkünstler durch blosse Begränzung der Zeit eine Bestimmtheit hervorbringen kann, welche der der plastischen Kunst ähnlich ist, vermisse ich noch etwas an der Strenge des Beweises. Denn, wenn sich auch alles in der Darstellung der Bewegungen concentrirt, welche, von dem lebendigen Wesen ausgehend, die Welt mit demselben verknüpfen, so fragt sich, ob sich die ganze[1]) Eigenthümlichkeit dieser Bewegungen, insofern sie hier dargestellt werden muss, durch blosse Zeitverhältnisse versinnlichen lässt, ob sie bloss auf der Folge und Weile, oder auch auf einer materiellen Beschaffenheit beruht? [2]) Dann scheint mir auch von diesen Bewegungen überhaupt auf die einzelne der Stimme ein Sprung gemacht zu seyn. Sollten indess diess beides auch wirkliche Lücken seyn, so liessen sie sich, wie ich glaube, leicht ausfüllen.

Ueber einzelne Stellen:

S. 30. „Eine Reihe von (innren) Veränderungen u. s. w."

S. 33. „Aber in dieser Reihe u. s. w." Hier stösst mich das oft an. Das Beharrliche des Charakters muss allemal bemerkbar seyn, und wo er es nicht ist, kanns nur an den Umständen der Beobachtung liegen, die mir hier nicht wesentlich scheinen.

16. „Diess Beharrliche — ist." Dieser ganze Satz ist mir nicht recht verständlich, und vorzüglich kann ich mir unter der besondren Kraft, welche den Charakter dauernd erhalten soll, nichts recht Bestimmtes denken. Mir scheint die Sache so: Das Wesen eines Dinges an sich ist Eins mit dem ganzen Inbegriff seiner Kräfte. Da es aber nur in der Zeit erscheinen kann, so äussert es seine Wirksamkeit in verschiednen Momenten. Es

---

[1]) *Nach „ganze" gestrichen: „hier nothwendige".*

[2]) *Nach „beruht" gestrichen: „und wenn diess letztere".*

erscheint also als etwas Wechselndes. Jedes Glied dieser wechselnden Reihe ist indess in der Beschaffenheit des Wesens selbst gegründet, und so zeigt sich in diesen Veränderungen etwas Beharrliches. Diess nennen wir den Charakter, den ich als die dauernde Form der Einheit in dem veränderlichen Stoff definiren würde. Dieser ist eigentlich nichts Vorübergehendes, überhaupt nicht einmal ein Merkmal, sondern das lebende Wesen selbst in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Er erscheint aber freilich an demjenigen, worin die wechselnden Wirkungen einander ähnlich sind. Ihn zu erhalten bedarf keiner eignen Kraft. Er ist mit dem Wesen selbst unmittelbar gegeben. Sonst wird der Ausdruck (wie in der Phrase „Der Mensch hat keinen Charakter") schon uneigentlich gebraucht.

S. 39. „Von dem Verhältnisse — Künstlers." Hier glaube ich wäre es nöthig noch ein wenig zu verweilen, und zu beweisen, dass die Phantasie durch die blosse Darstellung der Verknüpfung des lebenden Wesens mit seiner Welt auch noch hinlänglich beschränkt wird.

S. 40. „Diese Verknüpfung — anfangen." Auch hier möchte ich dasselbe bemerken. Wenn auch die Erscheinungen, von welchen die Rede ist, darin übereinkommen, dass sie Bewegungen sind, so fragt sich noch, ob sie auch durch die Versinnlichung dieser Bewegungen allein erschöpfend oder wenigstens hinlänglich charakterisirt werden können?

Nachdem Körner sich auf der weißenfelser Zusammenkunft mit Schiller und Humboldt Ende August 1794 dahin entschieden hatte, als ersten Beitrag für die neubegründeten Horen einen Aufsatz über die Musik zu liefern (Schillers Briefe 4, 1), dauerte es doch noch einige Zeit, bis seine schwerflüssige Feder in Gang kam. Anfang Januar 1795 begann er die Arbeit, die Ende des Monats an Schiller abging (Schillers Briefwechsel mit Körner 3, 233. 243). Dieser begrüßte sie mit großer Freude, da er sich überhaupt von Körners Teilnahme an den Horen sehr viel versprach, gestand aber gleich, daß in der begrifflichen Entwicklung für ihn wie für Humboldt mancherlei Dunkelheiten geblieben seien, die beseitigt werden müßten (Briefe 4, 119). Körner versprach gern Abhilfe (Briefwechsel 3, 245). Durch seine eigene Arbeit an den ästhetischen Briefen abgehalten, kam Schiller erst Anfang März dazu, seine Gegenbemerkungen schriftlich aufzusetzen, während Körners Manuskript bei den Redaktoren Goethe, Herder, Humboldt zirkulierte (Briefe 4, 134. 141. 146). In diesen Bemerkungen, die erhalten sind (Sämtliche Schriften 15, 1, 378), beruft sich Schiller (S. 381)

auf ähnliche Bedenken Humboldts, die uns in den oben abgedruckten Blättern vorliegen; diese sind also wohl gleichfalls in den Februar oder März 1795 zu setzen. Da die handschriftliche Fassung von Körners Aufsatz, auf die sich Schiller und Humboldt nicht nur in der Paginierung, sondern auch in dem zitierten Wortlaut beziehen, nicht auf uns gekommen ist, so fehlt uns leider zum vollen Verständnis ihrer Ausführungen die genauere Anknüpfung an Körners Text. Den Hauptanstoß nahm Humboldt an derselben Stelle wie Schiller (Sämtliche Schriften 15, 1, 380; Briefe 4, 146), an der Entwicklung des Begriffs des Charakters, die beiden dunkel erschien. Als Schiller am 10. März seine Bemerkungen an Körner sandte, lagen wohl auch Humboldts Blätter bei, denn Körners Antwort nimmt ausdrücklich auch auf diese Bezug und verspricht nach Möglichkeit von beiden Gebrauch zu machen (Briefwechsel 3, 251). Er hat dann im Laufe des April den Aufsatz in wesentlichen Teilen völlig neu gestaltet und in der veränderten Form Ende April an Schiller zurückgesandt (ebenda 3, 254. 258), der ihn wegen Manuskriptmangels ohne nochmalige Durchsicht gleich zum Druck gab. So erschien er unter dem Titel „Über Charakterdarstellung in der Musik" im Juni im fünften Stück der Horen (Gesammelte Schriften S. 87). Ein ausführlicher Brief an Körner vom 7. Mai 1795, in dem Humboldt die erste handschriftliche Fassung des Aufsatzes rückschauend bespricht, geht auf die einzelnen Punkte seiner früheren Bemerkungen, die ihm aus dem Gedächtnis gekommen waren, nicht wieder näher ein und gibt mehr eine Entwicklung seiner eigenen musikästhetischen Ansichten als eine Kritik derjenigen Körners. Über die Gestalt der Arbeit in den Horen, die auch er vor dem Druck nicht gelesen hatte, spricht er sich in einem Briefe vom 1. August 1795 an den Verfasser aus und bekennt sich noch immer nicht ganz befriedigt. Tatsächlich haben Körners Ideen trotz allem Ringen nach Klarheit und Bestimmtheit das eigentümlich Verschwommene behalten, was jeder musikalischen Gefühlsästhetik notgedrungen und bis auf den heutigen Tag anhaftet.

Goethe gedenkt in einem Brief an Schiller aus dem Herbst 1800 eines älteren Humboldtschen Aufsatzes über den Trimeter (Briefe 15, 123), der sich in seinem Nachlaß nicht vorgefunden hat und vielleicht in dem Schillers mit manchem andern verloren gegangen ist. Er wird in den jenaischen Jahren 1794/95 oder 1796/97 geschrieben sein, wo Goethe, mit seinem befreiten Prometheus beschäftigt, sich angelegen sein ließ, Humboldts Kenntnis der griechischen Dichter und ihrer metrischen Formen für sich fruchtbar zu machen (Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 29). Aus derselben Zeit stammen sicher die drei Manuskripte Humboldts, die Goethes Nachlaß noch jetzt enthält: ein Aufsatz „Von den verschiedenen Gattungen der Chöre in Rücksicht auf die Stellung und Anordnung der verschiedenen Strophen", ein zweiter „Vom anapästischen Silbenmaße" und einige Blätter zur Kenntnis der Versformen in den lyrischen Metren. Da diese Arbeiten nur trockene Darlegungen faktischer metrischer Verhältnisse mit Musterbeispielen enthalten, konnte ich von einem Abdruck absehen.

---

9. Auszüge aus englischen Arbeiten über Staatslehre.

Algernon Sidney.*)

*Discourses concerning government.***)

Ed. London. 1763. 4.

Uebersicht der Verfassungen, die hauptsächlich auf Krieg, oder Frieden oder Handel ausgehn. — Das Beste ist hauptsächlich auf Krieg, zunächst, diess zu unterstützen, auf Handel auszugehn, und geradezu Eroberung abzuzwecken. *c.* 2. *s.* 22. *p.* 161.[1])

[Frankreichs Decret nicht zu erobern.]

Innerliche Unruhen und Bürgerkriege sind nicht die grössesten Uebel, die eine Nation betreffen können. *Prohibere nasci est occidere.* Tertullian.[2]) *c.* 2. *s.* 26. *p.* 206.

Alle Verfassungen sind auf Verträge gegründet, die, wenn keine ausdrücklichen vorhanden sind, als stillschweigende angenommen werden müssen. *c.* 2. *s.* 32. *p.* 247.

Allgemeine Gleichheit. Wenn die väterliche Gewalt kein

Handschrift (14 Quartseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

*) geb. um 1622. enthauptet 7. Decembr. 1683.

**) nicht ganz vollendet, und erst nach seinem Tode herausgegeben. S. *Mém. of A. Sydney p.* 39. nach seiner Aussage vor Gericht wohl 20 Jahr früher geschrieben. *Trial. p.* 134.

[1]) *Diese Zitate stehen in der Handschrift immer am Rande des betreffenden Absatzes.*

[2]) „Homicidii festinatio est prohibere nasci" *Tertullian, Apologeticum 9. Ich verdanke den Nachweis dieses ungenauen Zitats meinem Kollegen Hans Lietzmann.*

Eigenthum über die Kinder giebt; *we may conclude, that men are all made of the same paste, and that one owes no more to another, than another to him, unless for some benefit received, or by virtue of some promise made. c. 3. s. 1. p.* 255.

Diese ganze Schrift ist von keiner wissenschaftlichen Bedeutung für die Politik. Sie trägt zwar die Grundsätze vom Staatsvertrag, von allgemeiner ursprünglicher Freiheit und mithin die erste Grundlage alles Rechts richtig vor; allein sie beweist sie nirgends auf eine demonstrative Weise, beruft sich vielmehr durchgehends nur auf die Folgen, die aus einer oder der andren Lehre entspringen, und auf das Zeugniss der Geschichte, aus welcher eine zahllose Menge von Beispielen angeführt werden. Das ganze Werk ist gegen Filmers *Patriarcha*[1]) gerichtet, völlig polemisch, und folgt seinem Gegner Schritt vor Schritt. Daher ist auch nirgends eigentlich systematische Ordnung.

Die abgehandelten Materien sind bloss: die ursprüngliche Freiheit der Menschen; die elterliche Gewalt, aus der Filmer das Recht der Könige abgeleitet hatte, und die hier, gerade wie im Locke bestimmt wird; das Verhältniss des Souverains zum Volk bloss im Ganzen und in Rücksicht auf den Grund des Rechts des erstern; die Befugniss des Volks den Souverain einzuschränken und zu entsetzen; und die Vorzüge einer freien Staatsverfassung, vorzüglich einer aus allen Formen gemischten, vor einer absoluten Monarchie.

Kurz ist es eine Rechtfertigung des Whiggismus gegen den Torryismus.

Der Stil ist beredt, aber weder klassisch noch schön. Seine Vorzüge sind männliche Stärke, und lebhafter Eifer für die verfochtene Sache; daher durchaus viel Charakter darin herrscht. S. z. B. *C.* 2. *s.* 26. Daher mag das Buch grossen Eindruck gemacht, und politischen Einfluss zu seiner Zeit ausgeübt haben.

---

[1]) *Filmers* „Patriarcha or the natural power of kings“ *erschien London 1680. Vgl. über ihn und Sidney Hettner, Geschichte der englischen Literatur* [4] *S. 48.*

James Harrington.*)

John Toland's *Ed. Dublin.* 1737. fol.

*The common-wealth of Oceana.***)

(Oceana ist England; Marpesia Schottland; Panopaea Irrland.)

1.

Einleitung über die Grundsätze der Staatsverfassung.

Die Staatsherrschaft (*domestic empire*) gründet sich auf das Eigenthum. *p.* 39.

Das Verhältniss des Landeigenthums bestimmt die Art der Verfassung. — Wo Ein Mann das Uebergewicht des Landeigenthums hat, ist absolute Monarchie (Türkei); wo der Adel allein oder mit der Geistlichkeit es hat (*the Gothic balance*), ist vermischte Monarchie (England); wo das ganze Volk es hat, ist ein Freistaat (*common-wealth*).

Ein gleicher Freistaat ist ein solcher, der, auf ein gleiches Ackergesetz gegründet, aus drei Ständen besteht: einem rathschlagenden und vorschlagenden Senat, einem beschliessenden Volk, und einer Obrigkeit, die, in einem gleichen Ringgang (durch alle Bürger hindurch) durch die Stimmensammlung des Volks erwählt, das Gesetz in Ausübung bringt. — Der einzig vollkommene ist des Verfassers Oceana; am nächsten kommt Venedig. *p.* 55.

2.

Verfassung des Freistaats von Oceana. *p.* 81.

Die Grundlagen, worauf die Vollkommenheit und Gleichheit dieses Freistaats beruhen, sind:

1. das Ackergesetz. Niemand soll mehr als soviel Land besitzen, als eine gewisse bestimmte Summe von Einkünften trägt. *p.* 101.

2. eine gleiche Stimmengebung bei der Wahl der obrigkeitlichen Personen, wo das Ballotement von Venedig angenommen wird. *p.* 111.

Die Hauptheile des Staats sind:

1. der Senat, der rathschlagt und Gesetze in Vorschlag bringt. *p.* 122.

---

*) geb. 1611. † 11. Septembr. 1677.

**) um 1650. geschrieben und herausgegeben.

2. das Volk. Beschliesst über Gesetze. Ist der höchste und letzte Gerichtshof. *p.* 141.

Oeffentliche Erziehung. *p.* 173.

Nationalmiliz. *p.* 171.

Kurzer Auszug der ganzen Verfassung. *p.* 204.

The art of law-giving.

(Ein Auszug und eine Rechtfertigung der Oceana.) *p.* 383.

Regeln zur Prüfung der Güte von Volksverfassungen:

1. sie müssen frei von aller Ungleichheit und allem Widerspruch seyn.

2. so, dass wer Interesse hätte, sie zu beunruhigen, nicht die Macht besitze, und wer die Macht besässe, kein Interesse habe. *p.* 462.

A system of Politics, delineated in short and easy aphorisms.

Enthält des Verfassers System kurz und klar. *p.* 496.

Political Aphorisms.

Wenn der Geist einer Nation, einer Verfassung durch Gewalt (*by arms*) überdrüssig, nach einer Verfassung durch Gesetze verlangt, so ist er nicht mehr unfähig, ihr selbst seine Freiheit anzuvertrauen. *p.* 515. *nr.* 7.

Das Volk wird durch Namen, nicht durch Sachen betrogen. *nr.* 16.

Der Mensch kann eher als ein religiöses, denn als ein vernünftiges Wesen definirt werden, da in andren Geschöpfen wohl etwas der Vernunft, nichts aber der Religion ähnliches ist. *nr.* 35.

Die Verfassung, die um Religion unbekümmert ist, ist nicht genugthuend für die menschliche Natur. *nr.* 37.

Harringtons Werke sind im eigentlichsten Verstande politisch, und beschäftigen sich, mit gänzlicher Uebergehung aller Grundsätze des Natur, Staats und Völkerrechts, bloss mit der Einrichtung einer Staatsverfassung, und zwar auch hier bloss mit Bezug auf ihre Sicherheit und Dauer. Der ihm hierin eigenthümliche Grundsatz ist die Abhängigkeit der herrschenden Gewalt von dem Gleich- oder Uebergewicht im Landeigenthum. Das nothwendigste Mittel zur Befestigung eines Staats ist ihm daher ein

Ackergesetz. Das zweite Gleichheit in der Besetzung der obrigkeitlichen Würden.

Objectiven Werth für die Politik hat er nicht viel. Sein Hauptgrundsatz drückt bloss eine Thatsache aus, die sich mit ihrem Grunde sehr leicht einsehen lässt. Praktisch führt er aber zu nichts weiter, als dass in einer guten Verfassung freilich kein Keim einer nothwendigen und wesentlichen Ungleichheit geduldet werden muss; schlechterdings aber nicht zur Nothwendigkeit eines Ackergesetzes.

Mehr Wichtigkeit hat Harringtons Werk in historischer Rücksicht, da er alle bekannte Verfassungen zweckmässig aufstellt, und besonders die alte Politik, die nur Alleinherrschaften oder Republiken kannte, im Gegensatz mit der neuen, welche die eingeschränkte Monarchie einführte, aus sehr richtigen Gesichtspunkten ansieht.

Der Verfasser selbst zeigt zwar einen gewissen Grad des Scharfsinns und ein Talent des Philosophischen Raisonnements, die sich jedoch nicht über das Mittelmässige erheben. Weder systematische Anordnung, noch Erfindung, noch feine Beobachtung zeichnet ihn aus. Aus einer grossen Kenntniss der Geschichte und der Verfassungen hat er einzelne Grundsätze geschöpft, die nicht bloss die Grundlage seines Systems ausmachen, sondern beständig (da alle seine weitläuftigen Werke nur Wiederholungen derselben sind) wiederkehren. Feinere psychologische Züge fehlen ganz. Dagegen ist er voll von den detaillirtesten Ausführungen seiner politischen Anordnungen bis auf Stunde, Ort und Summe, und misst denselben überhaupt höchst einseitig einen zu hohen Werth bei.

Ueber sein Vaterland scheint sein System, dass es anfangs eine ziemlich gute, völlig Gothische Verfassung war, dass Heinrich 7. (Panurgus) vorzüglich durch das Statut der Alienationen diese Verfassung umstürzte, und dass es zu Cromwells Zeiten eine Republik hätte werden können und sollen.

Lobenswürdig ist, dass er überall den Ursprung der Verfassungen in einer Anordnung und einem Vertrag des Volks voraussetzt.

Der Stil ist kaum mittelmässig zu nennen.

Zur eigentlichen innren Gesetzgebungskunst enthält Harrington gar keinen bedeutenden Beitrag.

Johann Locke.*)

*Two treatises of Government.***)

(NB.[1]) Heyward — Blackwood — Barclay — Sibthorp — Manwering — Bellarmine — Hunton — Bodinus — Seldenus — Hooker. *Eccles. pol.*)[2])

B. 1.

Gegen Robert Filmer.

Dieser hatte in seinen Schriften, vorzüglich dem *Patriarcha* behauptet, dass die Könige eine nur durch ihren eignen Willen beschränkte ungebundene Macht über das Leben, den Leib und die Habe ihrer Unterthanen besässen; dass diese Herrschaft in der väterlichen Gewalt ihren Grund habe, ursprünglich von Gott an Adam, durch die Schöpfung, die Bildung der Eva aus seinem Leibe u. s. f. mitgetheilt, und von diesem auf die Könige vererbt sey. *c.* 1.

Weitläuftige Widerlegung dieses abgeschmackten Systems, vorzüglich zuletzt aus der Unmöglichkeit zu bestimmen, wer nun eigentlich Adams Erbe sey. *c.* 11.

B. 2.

Lockes eignes System.

Naturrecht.

Politische Gewalt ist das Recht Gesetze unter Bedrohung aller auch der Todesstrafen zur Anordnung und Erhaltung des Eigenthums zu machen, und die Macht der Gemeinheit zur Auf-

---

*) geb. 1632. † 1704.

**) Diese *treatises* sind wohl, wie es offenbar scheint, nach der Revolution geschrieben und erschienen.

[1]) *Nach „NB“ gestrichen: „Robert Filmer“; vgl. oben S. 572 Anm.*

[2]) *Es sind folgende Schriften gemeint: Blackwood,* „Apologia pro regibus“ *(Poitou 1581); Barclay,* „Argenis“ *(Paris 1621); Bellarmin,* „De translatione imperii“ *(Paris 1610); Hunton,* „A treatise of monarchy“ *(London 1643); Bodin,* „La république“ *(Paris 1577); Selden,* „De successionibus“ *(London 1631); Hooker,* „Of the laws of ecclesiastical policy“ *(London 1593). Über die politischen Flugschriften Haywards, Manwarings und Sibthorps vgl.* Dictionary of national biography *25, 311. 36, 104. 52, 188.*

rechthaltung dieser Gesetze und zur Vertheidigung gegen äussren Angriff zu gebrauchen, jedoch alles nur zum allgemeinen Besten. *c.* 1.

Natürliche Freiheit und Gleichheit, nur beschränkt durch das Naturgesetz. Diess befiehlt weder sich selbst zu zerstören, noch andren zu schaden, vielmehr ihr Bestes zu befördern. Im Uebertretungsfall hat jeder die ausübende Macht zu strafen zum Behuf des Ersatzes und der Verhinderung für die Zukunft für ihn und andre. *c.* 2. Die Strafe kann so weit gehn, als hiezu immer nöthig ist, weil der ungerechte Angreifer sich selbst aus dem Stand, nach Vernunft und als Mensch behandelt zu werden, setzt. *cf. nr.* 181. Naturstand. *nr.* 12.

Kriegszustand gerechtfertigt durch jeden widerrechtlichen Angriff auf den andren, vorzüglich durch einen auf seine Freiheit. Nicht einerlei mit dem Naturstand. — Veranlassung in einen ordentlichen Staat zu treten. *c.* 3.

Freiheit ist Mangel jeder andren gebietenden Macht, als des Gesetzes. — Zum Sklaven kann sich niemand geben, weil er sein Leben nicht weggeben kann. Wer sein Leben verwirkt hat, kann zum Sklaven gebraucht werden; kann aber den Tod durch Widerstand über sich bringen. — Sklaverei ist fortwährender Krieg. *c.* 4.

Alles Eigenthum geht von der Person aus, an die kein andrer ein Recht hat, und entsteht durch Arbeit. Es darf nicht mehr in Eigenthum verwandelt werden, als soviel jeder zu seinem Nutzen verwenden kann, ohne dass es verdirbt. — Daher die Erfindung des Geldes. — Die Fundamente dieser Theorie sind sehr schwach, und werden bald in das Recht jedes Menschen, sein Leben zu erhalten, bald in das Geschenk, das Gott dem ganzen Geschlecht mit der Erde macht, bald in das gemeine Beste, dass Arbeit den Vorrath der Mittel vermehrt, und immer für andre genug übrig bleibt, gelegt. *c.* 5. *nr.* 44.

Väterliche Gewalt. Muss Elterliche heissen. Ist nicht ein durch die Zeugung erlangtes Recht, sondern auf Seiten der Eltern eine Folge der Pflicht zur Erziehung, auf Seiten der Kinder eine Verbindlichkeit zur Pietaet. Vermehrt wird *in facto* die väterliche Gewalt durch die Freiheit das Vermögen ungleich zu vertheilen, wodurch die Kinder auch, vermöge des Landeigenthums, an den Staat des Vaters gebunden werden, da sie sonst frei sind. *c.* 6.

Sklaverei durch Gefangenschaft in einem gerechten Krieg ge-

billigt, weil die Gefangnen ihr Leben verwirkt haben. — Unterschied der politischen und häuslichen Gesellschaft. — Die erstere entsteht durch Uebertragung der Befugniss, das Recht zu entscheiden und auszuüben. — Absolute Monarchie ist keine Form der CivilGewalt, da der absolute Monarch gegen seine Unterthanen keinem Gesetz unterworfen und nicht im Naturstand ist. *c.* 7. *nr.* 85. *nr.* 90—94.

Staatsrecht.

Der Anfang des Staats beruht auf der gegenseitigen Einwilligung. — Diese schliesst zugleich die Erklärung in sich, sich der Majorität unterwerfen zu wollen. — Die Geburt in einen Staat bringt keine Unterwerfung unter denselben hervor, wohl aber das Erben von väterlichem, mithin zum Staat gehörigen Eigenthum, und Genuss der Rechte des Staats, welche für stillschweigende Einwilligung gelten. *c.* 8. *nr.* 97—99. *nr.* 116—122.

Der Zweck des Staats ist Sicherheit des Eigenthums. — Legislative und executive Gewalt. — Beide können nicht weiter, als zum gemeinschaftlichen Besten ausgedehnt werden. *c.* 9.

Gränzen der gesetzgebenden Macht: 1. es müssen genau bestimmte Gesetze seyn. 2. diese müssen zum Guten des Volks abzwecken. 3. sie muss keine Taxen, ohne Einwilligung des Volks, erheben können. 4. sie kann ihre Macht nicht weiter delegiren. *c.* 11. *nr.* 138—140.

1. Gesetzgebende Gewalt. Braucht nicht immer thätig zu seyn. — 2. Ausübende. Gefahr ihrer Verbindung. — 3. Föderative, in Rücksicht auf die äussern Verhältnisse. Von der ausübenden nicht füglich zu trennen. Nicht so bestimmten Gesetzen zu unterwerfen. *c.* 12.

Die gesetzgebende Gewalt selbst ist nur eine anvertraute und die eigentliche höchste bleibt immer in den Händen der Nation, die davon Gebrauch machen kann, wenn jene dem Zweck ihrer Einsetzung entgegen handelt. — Die executive ist nur dann die höchste zu nennen, wenn sie mit zur gesetzgebenden gehört. — Das Recht diese zu berufen und zu trennen, wenn sie nicht immer thätig ist, wird am besten der executiven anvertraut. — Mit der Zeit entstandene Ungleichheit der Repräsentation kann der, welcher die executive Macht hat, von selbst bei der Zusammenberufung der gesetzgebenden abändern. *c.* 13. *nr.* 158.

Prärogative ist die Macht der executiven Gewalt, nach ihrem

Gutdünken ohne oder wider die Bestimmung der Gesetze in dringenden Fällen zu handeln. — Sie kann nicht anders als nur zum Behuf des gemeinen Wohls übertragen vorausgesetzt werden, und es steht im entgegengesetzten Fall immer in der Freiheit der Nation, sie einzuschränken. *c.* 14.

Eroberung giebt kein Recht dem ungerechten Angreifer; dem gerechten Vertheidiger nur ein despotisches über das Leben der wirklich Kriegführenden und eins zum Schadensersatz aus ihren beweglichen Gütern, und den Einkünften (nicht der Substanz) der unbeweglichen, aber schlechterdings keins an die nicht Kriegführenden, die Kinder und selbst die Güter (wegen der Kinder und ausser dem Schadensersatz) der Kriegführenden selbst. — Wenn das Recht zum Schadensersatz und das Bedürfniss der Kinder collidirt, soll der nachgeben, der es am besten entbehren kann. — Doppeltes Recht jedes Menschen: der Freiheit seiner Person, und vorzügliches, aber mit den Brüdern gemeinschaftliches Erbrecht auf das Elterngut. *c.* 16. *nr.* 184. *nr.* 183. *nr.* 190.

Gegen offenbare Tyranney ist Gewalt erlaubt. *c.* 18.

Fälle, wo die Verfassung für aufgehoben zu achten. Das Volk kann sich gegen Ungerechtigkeiten des Königs auflehnen; ist alsdann sein eigner Richter. *c.* 19. — Die beiden letzten Kapitel in naher Beziehung auf England.

Im Ganzen ein ziemlich mittelmässiges Werk, ohne grossen Scharfsinn und ohne alle demonstrative Strenge. Verdienst: die beständige Behauptung, dass Staaten nur durch Einwilligung bestehen, dass die gesetzgebende und ausübende Macht nur übertragen sind, und wiederum zurückgenommen werden können. Ueberhaupt richtige Bestimmung der Hauptsätze des Natur- und Staatsrechts. Mängel: Vorzüglich oberflächliche Seichtigkeit und Unbestimmtheit in der Herleitung jener Grundsätze. Mehr Principien der Nützlichkeit und des gemeinen Besten, als des Rechts. — Zu voreilig angenommenes und zu weit ausgedehntes Erbrecht der Kinder, wovon ein sonderbarer Gebrauch gemacht wird. — Nicht hinlänglich allgemeines und unabhängiges Raisonnement, vielmehr zu viel Hinsicht auf die Englische Verfassung. Daraus scheint *nr.* 138—140. der Satz, dass zu jeder Abgabe besondre Einwilligung des Volks da seyn muss, zu fliessen. *nr.* 151. ist geradezu die Englische Verfassung geschildert. *nr.* 157. 158. ist

aus derselben der Fall der ungleichen Repraesentation hergenommen. *c.* 18. 19. stehen ganz und gar in Beziehung auf die Revolution zu deren Vertheidigung überhaupt das ganze Werk abzuzwecken scheint.[1]) — Stil. Leidlich klar und präcis; sonst ohne alle Vorzüge. Ziemlich diffus und nach dem Geschmack der damaligen Zeit mit Beispielen und Citaten aus der Bibel versehen.

Nach dem Wasserzeichen der Handschrift stammen diese Auszüge aus Sidney, Harrington und Locke aus der tegeler Zeit zwischen den beiden jenaer Aufenthalten, also aus dem Jahre 1795 oder 1796. Was die nähere Veranlassung dieser Studien über Staatslehre gewesen ist, wissen wir nicht: vielleicht wollte Humboldt seine Schrift über die Grenzen der Staatswirksamkeit jetzt umarbeiten und zu diesem Behufe breitere historische Studien über Politik Einfluß gewinnen lassen; vielleicht haben wir Seitentriebe der Studien über den individuellen und nationellen Charakter vor uns, die in der Schrift über das achtzehnte Jahrhundert behandelt werden sollten. Die Briefwechsel geben keine Auskunft.

Hier ist der Ort, der tätigen Teilnahme Humboldts an seines Bruders Alexander galvanischen Forschungen und Experimenten zu gedenken, die 1797 in dem Werke „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser" ihren Abschluß fanden (Wundt bei Bruhns, Alexander von Humboldt 3, 301). Ein von ihm herrührender wichtiger Versuch wird von Alexander selbst erwähnt und beschrieben (Versuche 1, 94 Anm.). Daß er eine ganze Reihe galvanischer Experimente während des Sommers und Herbstes 1795 in Tegel angestellt hat, lehren einige im Nachlaß erhaltene Blätter, auf denen ihre Resultate verzeichnet stehen. Sie tragen den Titel: „Versuche über die Dauer der Muskelreizbarkeit durch den galvanischen Versuch". Danach hat er am 16. Juli an einem Froschweibchen, am 4. August an einem Froschherzen und einem ausgenommenen Frosch, am 6. August an einem Froschmännchen und vier Froschweibchen, am 6. November an der Lunge eines sezierten jungen Hundes experimentiert: überall sind Dauer und Art der Reizbarkeit genau angegeben. Auch Sezierübungen hat er sich damals hingegeben: es sind Aufzeichnungen über den Sektionsbefund des eben erwähnten jungen Hundes und eines Habichtsgehirns erhalten. In den Jahren 1794 und 95 hatte er in Jena, angeregt durch häufige Besuche und Briefe Alexanders und durch Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten und Studien, eine Reihe naturwissenschaftlicher Vorlesungen gehört, vor allem Anatomie bei Loder und Chemie bei Göttling. Zugleich übte er sich im Skelettieren und sammelte Schädel, um eine Monographie über das Keilbein zustande zu bringen (an Goethe, 6. Februar 1795). Mit Genugtuung sah Goethe damals die Teilnahme beider Brüder Humboldt an seinen Studien in der vergleichenden Knochenlehre, deren Schema er im Beisein Humboldts im Januar 1795 Max Jacobi diktierte (Briefe 10, 232; Werke 35, 45 weimarische Ausgabe).

[1]) *Vgl. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie 10, 440.*

10. Über Denken und Sprechen.

1. Das Wesen des Denkens besteht im Reflectiren, d. h. im Unterscheiden des Denkenden von dem Gedachten.

2. Um zu reflectiren, muss der Geist in seiner fortschreitenden Thätigkeit einen Augenblick still stehn, das eben Vorgestellte in eine Einheit fassen, und auf diese Weise, als Gegenstand, sich selbst entgegenstellen.

3. Die Einheiten, deren er auf diesem Wege mehrere bilden kann, vergleicht er wiederum unter einander, und trennt und verbindet sie nach seinem Bedürfniss.

4. Das Wesen des Denkens besteht also darin, Abschnitte in seinem eignen Gange zu machen; dadurch aus gewissen Portionen seiner Thätigkeit Ganze zu bilden; und diese Bildungen einzeln sich selbst unter einander, alle zusammen aber, als Objecte, dem denkenden Subjecte entgegenzusetzen.

5. Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders, als mit Hülfe der allgemeinen Formen unsrer Sinnlichkeit geschehen; nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten.

6. Die sinnliche Bezeichnung der Einheiten nun, zu welchen gewisse Portionen des Denkens vereinigt werden, um als Theile andern Theilen eines grösseren Ganzen, als Objecte dem Subjecte gegenübergestellt zu werden, heisst im weitesten Verstande des Worts: Sprache.

7. Die Sprache beginnt daher unmittelbar und sogleich mit dem ersten Act der Reflexion, und so wie der Mensch aus der Dumpfheit der Begierde, in welcher das Subject das Object ver-

---

Handschrift (4 halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

schlingt, zum Selbstbewusstseyn erwacht, so ist auch das Wort da — gleichsam der erste Anstoss, den sich der Mensch selbst giebt, plötzlich still zu stehen, sich umzusehen und zu orientieren.

---

8. Der Sprache suchende Mensch sucht Zeichen, unter denen er, vermöge der Abschnitte, die er in seinem Denken macht, Ganze als Einheiten zusammenfassen kann. Zu solchen Zeichen sind die unter der Zeit begriffenen Erscheinungen bequemer, als die unter dem Raume.

9. Die Umrisse ruhig neben einander liegender Dinge vermischen sich leicht vor der Einbildungskraft, wie vor dem Auge. In der Zeitfolge hingegen schneidet der gegenwärtige Augenblick eine bestimmte Gränze zwischen dem vergangenen und zukünftigen ab. Zwischen Seyn und Nicht mehr seyn ist keine Verwechselung möglich.

10. Das Auge unmittelbar und für sich allein würde keine anderen Gränzen, als zwischen verschiedenen Farben, nicht aber durch die Umrisse zwischen verschiedenen Gegenständen bestimmen. Es kommt zu dieser Bestimmung nur entweder durch die tastende, also in einer Zeitfolge den Körper umgleitende Hand, oder durch die Bewegung, mit welcher ein Gegenstand sich von dem anderen losreisst. Auf das eine oder andre bauet dasselbe nachher alle seine analogischen Schlüsse.

11. Die schneidendsten unter allen Veränderungen in der Zeit sind diejenigen, welche die Stimme hervorbringt. Sie sind zugleich die kürzesten, und aus dem Menschen selbst mit dem Hauche, der ihn belebt, hervorgehend, und augenblicklich verhallend, bei weitem die lebendigsten und erweckendsten.

12. Die Sprachzeichen sind daher nothwendig Töne, und nach der geheimen Analogie, die zwischen allen Vermögen des Menschen ist, musste der Mensch, sobald er deutlich einen Gegenstand als geschieden von sich erkannte, auch unmittelbar den Ton aussprechen, der denselben bezeichnen sollte.

13. Dieselbe Analogie wirkte weiter fort. Als der Mensch Sprachzeichen suchte, hatte sein Verstand das Geschäft zu unterscheiden. Er bildete ferner dabei Ganze, die nicht wirkliche Dinge, sondern Begriffe, also eine freie Behandlung, abermalige Trennung und neue Verbindung, zulassend, waren. Diesem gemäss wählte also auch die Zunge artikulirte Töne, solche die aus

Elementen bestehen, welche vielfache neue Zusammensetzungen erlauben.

14. Solche Töne giebt es sonst in der ganzen übrigen Natur nicht, weil niemand, ausser dem Menschen, seine Mitgeschöpfe zum Verstehen durch Mitdenken, sondern höchstens zum Handeln durch Mitempfinden einladet.

15. Der Mensch nimmt daher keinen einzigen Naturlaut, roh wie er ist, in seine Sprache auf, sondern bildet immer nur einen demselben ähnlichen artikulirten.

16. Er unterscheidet sogar sein eignes Empfindungsgeschrei gar sehr von der Sprache; und hierin leitet die Empfindung auch den Gebildetsten sehr richtig. Ist er so bewegt, dass er nicht mehr daran denken kann, den Gegenstand von sich selbst wenigstens in der Vorstellung loszureissen, so stösst er den Naturlaut aus; im entgegengesetzten Fall redet er, und erhöht nur den Ton nach Massgabe seines Affects.

Diese Aufzeichnung, die frühste, die sich mit dem Wesen der Sprache beschäftigt, ist nach dem Wasserzeichen der Handschrift in den tegeler Winter 1795/96 zu setzen.

---

11. Schema der Künste.

1.

Die Kunst besteht in der Vernichtung der Natur, als Wirklichkeit und ihrer Wiederherstellung, als Product der Einbildungskraft.

2.

Das Wesen der Kunst besteht also darin, dass die wirkliche Natur, auf eine eigne Weise zubereitet, vor den innern Sinn gebracht wird, und der einzige wesentliche Eintheilungsgrund der verschiednen Künste ist die Art, wie dies geschieht.

3.

Obgleich alle Kunst durch Form wirkt, so macht bei einigen Künsten dennoch die Masse einen Hauptantheil der Wirkung aus. Daher 1ste Eintheilung in Künste der Form, und Künste der Masse.

4.

Künste der Form. — Die Kunst geht durch den Gegenstand auf die Empfindung, oder durch die Empfindung (die blosse Regung des inneren Sinns, ohne sinnliches Bild oder logischen Gedanken) auf den Gegenstand, wenn wirklich, was nicht gerade nothwendig, einer vorhanden ist. 2te Eintheilung. Künste der Darstellung und Künste der Stimmung.

5.

Künste der Darstellung. — Die Kunst giebt den körperlichen Gegenstand selbst, Kunst der Körper, Plastik, oder bloss sein Bild,

---

Handschrift (2 Quartseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

Kunst der Bilder, Graphik, oder bloss Zeichen, nach welchen die Einbildungskraft des Betrachters den sinnlichen Gegenstand selbst zusammensetzen muss. 3te Eintheilung.

6.

Künste der Zeichen. — Diese sind hörbare oder sichtbare. 4te Eintheilung. Poesie, und Mimik. Der pantomimische Tanz gehört auch hieher und verhält sich zur Pantomime, wie die Oper zur Tragödie. — Beide diese Zeichen sind lebendig, Sprache sowohl als Gebehrde. Daher man diese Eintheilung auch in die Künste durch todte Werke, und lebendige Organe nennen kann.

7.

Künste der Stimmung. — Sind alle rhythmisch. Die Rhythmik ist eine eigne Kunst, weil sie für sich kein Kunstwerk hervorbringen kann. Es wirkt nun aber entweder der Rhythmus der Töne, Musik, oder der Linien und Schwingungen und Bilder und Farben, Decorirkunst, oder der Bewegungen, reine Tanzkunst.

8.

Künste der Massen. — Diese sind Kunstmassen oder Naturmassen. Baukunst und Gartenkunst.

9.

Schema.

Künste der

- Formen
  - Darstellung
    - todter Werke
      - Körper — Plastik
      - Bilder — Graphik
    - lebendiger Organe
      - hörbarer Zeichen, Sprache — Poesie
      - sichtbarer Zeichen, Gebehrden — Mimik, Pantomime, Pantomimischer Tanz
  - Stimmung durch Rhythmus der
    - Töne — Musik
    - Linien, Bilder und Farben — Decorirkunst
    - Bewegungen — Tanzkunst
- Massen
  - Kunstmassen — Baukunst
  - Naturmassen — Gartenkunst

10.

Alle diese Künste lassen sich auch noch unter andre Classen zusammenordnen. So z. B. als Künste der wirklichen aber todten Körper: Plastik, Baukunst und Gartenkunst; als Künste durch den organischen lebendigen Körper: Mimik und Tanzkunst; als Künste

der Bilder: Graphik und Decorirkunst; als Künste der Gedanken und Empfindungen: Poesie und Musik.

Für dies Schema der Künste ist kein äußerer chronologischer Anhalt vorhanden, zumal auch die Handschrift ohne Wasserzeichen ist. Sicher scheint mir nur, daß es nicht jünger ist als die Betrachtungen, die in der vorderen Partie der Schrift über Hermann und Dorothea an das Problem einer Systematisierung der Künste rühren, ohne dies irgendwie erschöpfen zu wollen. Andrerseits möchte ich doch dem äußerlichen Charakter der Handschrift nach nicht allzu weit in der Zeitbestimmung zurückgehen, jedenfalls nicht bis in die jenaische Zeit. Mir scheint das Jahr 1797 der wahrscheinlichste Zeitpunkt der Niederschrift: ob sie freilich in Dresden während des engeren Verkehrs mit Körner, in Wien oder erst in Paris geschah, ist nicht zu entscheiden.

Über die Schrift über Hermann und Dorothea (Band 2, 113. 402) besitzen wir auch ein Urteil Wielands in einem Gespräch mit Böttiger: er war mit Humboldts Kritik, die er mit großer Aufmerksamkeit las, ganz zufrieden; nur sei es schade, daß er seine ganze Theorie in die Beurteilung des Goetheschen Gedichts eingeflochten habe, während er sie lieber unabhängig hätte vorausschicken sollen (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 248). Der Rezensent in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek wäre nach Parthey (Die Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek S. 18. 41) der Breslauer Manso, den die Xenien arg mitgenommen hatten.

---

12. Über den französischen Nationalcharakter.

Um die charakteristische Eigenthümlichkeit der Französischen Empfindungsweise genau zu verstehen, muss man vorzüglich dasjenige studiren, was sich in ihnen als Leidenschaft ankündigt. Genau analysirt kann dieser Begriff zum Schlüssel nicht nur ihrer wirklichen Charaktere, sondern auch ihrer psychologischen Schriften, vorzüglich aber ihres tragischen Theaters und ihrer Mimik dienen.

Der hiebei aufzulösenden Fragen sind mehrere: inwiefern ist der Französische Nationalcharakter leidenschaftlich? Welchen Leidenschaften ist er am meisten unterworfen? Wie ist die Leidenschaft überhaupt in ihm modificirt? Wie verhält sie sich zum Ganzen der Seele, zu dem Gemüth?

Der Begriff, der dabei vorzüglich mit zu bestimmen ist, ist was sie *ame* nennen. Dies scheint sich zur einzelnen Leidenschaft zu verhalten, wie die Fähigkeit überhaupt zu einer einzelnen Aeusserung.

Die Schriftsteller, die man hier am meisten studiren muss, sind: Rousseau, Mirabeau, die Stael. In diesen späteren scheint etwas Eignes, eine Verbindung von Empfindung mit Geist zu liegen, die den früheren fremd ist. In Racine ist die Leidenschaft mehr weichlich und mehr blosse Natur; in Corneille riesenhaft und phantastisch.

Der Leidenschaft ist entgegengesetzt die Kälte. Ausser den kalten und den leidenschaftlichen Naturen giebt es in unsrem Sinne noch andre, bessere als beide, die wir seelenvolle nennen wollen, die uns häufig die Einbildungskraft des Dichters, seltner

---

Handschrift (4 halbbeschriebene Quartseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

das Leben, aber dies mehr in weiblichen, als in männlichen Charakteren zeigt.

Unter den Leidenschaften giebt es heftige und tiefe, an Raserei [1]) und an Schwermuth gränzende.

Wenn die Naturen, die wir eben seelenvolle nannten, aus ihrem Gleichgewichte heraus, in Leidenschaft gerathen, sind ihnen die letzteren gewöhnlicher, als die ersteren.

1.

Der Französische Nationalcharakter neigt sich mehr zur leidenschaftlichen, als zur seelenvollen Natur hin.

2.

Er ist nicht sowohl tiefer, als heftiger Leidenschaften fähig.

Der Unterschied einer leidenschaftlichen und einer seelenvollen Natur ist fein und schwer zu fassen, sobald man nemlich beide einander so nah, als möglich bringt, in der letztern den Grad der Energie annimmt, der sie gleichfalls der höchsten Leidenschaft fähig macht, und der ersteren soviel sittliche Grösse beilegt, als nur immer geschehen kann. Der Unterschied läuft dann nur auf mehr Einseitigkeit in der einen und mehr Allgemeinheit in der andern hinaus. Aber aus dieser einen Verschiedenheit entspringen andre und andre, die nur zusammengenommen das ganze Gemälde beider vollenden.

Der Zustand der Leidenschaft ist das Unterliegen der Vernunft unter der Begierde.

Das Eigenthümliche einer seelenvollen Natur ist die Herrschaft der Seele, d. h. des empfindenden und zwar des geistig empfindenden Theiles des Menschen.

In beiden verliert also die Vernunft von ihrem gesetzgebenden Ansehn; ihre Aussprüche bleiben kraftlos und unbefolgt, oder sie verschaffen sich nur unter fremder Sanction Gehorsam.

Was nemlich die Menschen beherrscht, ist entweder

der sinnliche Eindruck der Gegenwart und die alltägliche Gewohnheit des Lebens, oder

die trockne Ueberlegung der Pflicht oder des Vortheils, oder

---

[1]) *„Raserei“ verbessert aus „Schwärmerei“.*

die Laune der Einbildungskraft, oder
die Heftigkeit der Begierde, oder
die Macht des allgemeinen Empfindungszustandes, oder
die Erhabenheit des Vernunftgesetzes, oder
die Begeisterung, zu welcher den Geist die Betrachtung des Menschen und der Natur erhebt, oder endlich
das kraftvolle Gefühl der nächsten Beziehungen ihrer wirklichen Verhältnisse auf Recht und auf Glück.

Je nachdem sie die eine oder die andre dieser Triebfedern bewegt, sind sie:

rohe und träge,
moralisch oder politisch kalte,
phantastische,
leidenschaftliche,
seelenvolle,
rein philosophische (von Ideen begeisterte),
idealische, oder
pragmatische

Naturen.

Eine seelenvolle Natur ist nicht minder, als eine eigentlich leidenschaftliche der höchsten Leidenschaft fähig. Von edelmüthiger Freundschaft durchdrungen wird sie sich eben so rücksichtslos aufopfern; liebend und mit dem Verlust des Geliebten bedroht, sich mit gleich banger Angst an ihn anklammern, unvermögend ihn festzuhalten, gleich verzweiflungsvoll den Faden ihres Daseyns abschneiden. Aber es wird niemanden einfallen, sie gerade leidenschaftlich zu nennen; die Leidenschaft wird nur als eine Folge, nicht als das Wesen ihres Charakters erscheinen.

Weder die Begierde, noch die Heftigkeit, noch das Unterliegen der Vernunft werden in ihnen so stark und so isolirt sichtbar seyn; und dadurch wird die Leidenschaft selbst in ihnen einen positiveren und höheren Charakter gewinnen.

In dem leidenschaftlichen Menschen ist die Begierde auf etwas Aeusseres gerichtet, das er erringen muss, wenn er fortdauern soll; in dem andern ist es mehr ein schon vorhandener Zustand seiner Seele, den er nicht anders, als nur zugleich mit seinem Daseyn aufgeben kann.

Zwar kommt beides zum Theil auf Eins und ebendasselbe hinaus. Aber der wahre und fühlbare Unterschied beruht darauf, dass in dem leidenschaftlichen Menschen mehr und ein lebhafteres

Streben nach aussen ist, in ihm überhaupt mehr nur dies blosse und leere Streben ins Auge fällt, da man in dem andern die Gedanken und Empfindungen sieht, in welche das, was ihm noch fehlt, unauflösbar verwebt ist.

In dem eigentlich leidenschaftlichen Menschen geht die Leidenschaft mehr bloss von ihrer Bewegung aus, in dem andern hat der Stoff, ihr Gegenstand, mehr Gewicht, und lindert das Verzehrende ihres Feuers. Jener stellt sich den Gegenstand selbst mehr isolirt, und ausser sich dar; dieser fühlt mehr in sich selbst einen disharmonischen Zustand, der Auflösung und Befriedigung sucht. Beide sind vorzüglich in der Art verschieden, in der die Seele sich gleichsam das Bild vorstellt, das sie beschäftigt. Der eine wirft es aus sich heraus; der andre reflectirt es in sich zurück.

Daher erscheint jener heftiger und gewaltsamer, als dieser.

Dieser wohl fragmentarische Versuch einer eingehenden psychologischen Besprechung des französischen Nationalcharakters gehört in den Studien- und Ideenkreis, den ich Band 2, 406 besprochen habe und aus dem im Sommer 1799 auch die Sendschreiben an Goethe über das Museum der kleinen Augustiner und über die französische tragische Bühne erwuchsen. Auch seine Abfassung dürfte in die eben angegebene Zeit fallen.

Zu dem physiognomischen Aufsatz über das Museum der kleinen Augustiner (Band 2, 345. 406) sind ein paar Blätter mit Materialien erhalten, die als die neueren Jahrhunderte und das Zeitalter der Bourbonen betreffend in jener mit Heinrich IV. schließenden Übersicht über die französischen Könige noch nicht verwertet sind und wohl für eine nicht zustande gekommene Fortsetzung bestimmt waren. Sie führen den Titel: „Physiognomische Studien nach Abbildungen und Kunstwerken und allgemeine Betrachtungen. Paris, im Julius 1799.“ Es sind kurze physiognomische Beschreibungen von Köpfen, meist nach Porträts des pariser Kupferstichkabinets. Ich hebe die Bemerkungen über die französischen Könige hier aus.

Ludwig IX: „Sur sa figure en or du trésor de la sainte chapelle: *Sehr charakteristisch. Langes, breites Gesicht, gerade Nase, gutmütig, schwach, ein mönchisches Ansehen. Sehr charakteristisch im ganzen.* Du cabinet du roi: *Am meisten wie die Statue in den* petits augustins, *doch mehr schwach als gut.“ — Karl VII: „Eine ähnliche, nur bei weitem nicht so starke und häßliche Nase, ein langes und spitziges Gesicht, ein Ausdruck der Schwäche.“ — Ludwig XI: „Kürzeres Gesicht, große, tiefe, scharfblickende Augen, vorstehende dicke Nase, nur kürzer und nicht so herunterhängend, auch mit kleinerem Höcker als im Großvater, aber ebenfalls ein so aufgeworfener Mund. Dicke Backenzüge. Nach einem Bilde*

in Fontainebleau." — *Karl VIII: „Hübsches Gesicht, kurz und ziemlich stark, kurze Stirn, kurze gebogene Nase, kräftig um Mund und Kinn."* — *Franz II: „Ein kurzes, kleines, angenehm volles Gesicht. Die Nase gerade an die Stirn angesetzt, der Mund klein, alle Züge regelmäßig und schön und ein vollkommenes Frauensgesicht."* — *Karl IX: „Dieselbe Gesichtsform, kurz und klein. Eine ziemlich hohe Stirn, lebhafte Augen, eine kurze und gerade Nase, ein mäßig spitziges Kinn. Der Ausdruck wohl lebhaft und verständig, aber das Ganze unbedeutend. Talma ähnlich."* — *Heinrich III: „Im ganzen wohl dieselbe Gesichtsform als die Brüder. Aber eine höhere Stirn, ein spitzigeres Kinn und darin und in der Nase einige Ähnlichkeit mit seinem Vater Heinrich II. Der Mund ziemlich stark aufgeworfen und darin etwas Südliches."* — *Maria Medicis, Heinrichs IV. Gemahlin: „Volles Gesicht, Augen* à fleur, *eine ziemlich kurze, gerade, auch von der Stirn gerad abgehende Nase. Der Ausdruck und die Form ziemlich unbedeutend und gemein. Doch ist sie auf einigen Kupfern mit einer edeln, mehr gebogenen Nase. Rubens hat sie nach Art seiner Frauen gemacht und die Nase an der Stirn mehr eingebogen."* — *Ludwig XIV: „Die göttlichsten Kupferstiche von Nanteuil, Masson, van Schuppen, nach Lebrun usf. Fast alle dasselbe Gesicht. Nur in der früheren Jugend weniger gebogene Nase und flachere Züge, in dem mittleren Alter voller, zuletzt schwach und weibisch. Die Kupfer nach Lebrun haben eine eigene Furcht, die von Nanteuil mehr Fröhlichkeit. Auf einer Tafel ist er in mehreren Medaillen nach verschiedenen Altern dargestellt. Die gebogene Nase fängt erst mit dem 22. Jahre, recht merklich sogar erst mit dem 28. an. — Er war ein einziger Mensch, nicht durch sich, aber durch Umstände. Keiner hat so das Königsein in aller Pracht, allem Glück, unter einer gebildeten Natur und ausgebildeten Kunst genossen."* — *Ludwig XVI: „Breites, stark gewölbtes Gesicht; hohe Stirn; kurze, dicke Vogelnase; dicke Backen; unverhältnismäßig lang vom Munde zum Kinn; dickes Kinn. Ausdruck: leer, glatt, vornehm, gut, schwach, selbstgefällig."* — *„In allen Bourbonen ein nicht abzuleugnendes Familiengesicht. Ziemlich schmale Gesichter, mehr oder minder gewölbt; hohe Stirnen; tiefliegende große Augen; spitzige Kinne. Nur geht dieselbe Physiognomie manchmal mehr ins Breite und wird wie Heinrichs II. Gesicht und in neueren Zeiten wird sie minder spitz, aber schöner gewölbt von Ludwig XIV. an, von da weiter glatter, minder kraftvoll und bedeutend."*

Interessant sind noch folgende allgemeine Beobachtungen: „Ich habe in dem Kupferstichkabinet unter den Kriegern die Physiognomien nach den Zeitaltern verglichen und im ganzen große Nuancen unter den verschiedenen Jahrhunderten angetroffen. Zuerst die des 14. und 15. Meist eingebogene oder gerade, viereckte Physiognomien, gewöhnlich stark in den Backenknochen, so daß dieser Teil des Gesichts der herrschende ist. Der Ausdruck gewöhnlich, ohne Geist, höchstens mit Mut, Festigkeit und Gutmütigkeit . . . . Ferner das 16. Jahrhundert. Ob es gleich Ausnahmen gibt, so ist nicht zu leugnen, daß die Gesichter länger, schmaler, spitziger werden, daß der Hauptsitz der Physiognomie von den Backenknochen wegweicht, die Stirn bedeutend wird und die Nasen meist gebogen sind, auch die Augen an Feuer gewinnen. Es sind in diesen diesem Jahrhundert eigenen Physiognomieen teils spitzigere wie Heinrich IV., teils breitere wie Franz I. und Heinrich II. Vorzüglich ist in diesen Gesichtern mehr Verstandesausdruck, selbst in den kleinen, fast eingebogenen wie Karl IX. eine muntere Feinheit . . . .

Im 17. Jahrhundert habe ich hier einige neue Entdeckungen gemacht. 1) sind Gesichter, die noch lang, schmal und mitunter spitzig sind, aber durch eine weniger ausgezeichnete Stirn und schlaffere Backen weniger geistreichen und starken Ausdruck haben. Sie gleichen mehr oder weniger Ludwig XIII. und erklären sein Gesicht. 2) sind kleine mit sehr mäßig gehaltenen Zügen, voll Verstand, Geist und Feinheit. 3) endlich die königsmäßig hohen und würdigen wie Ludwig XIV. und seine Familie."

Für das Museum der kleinen Augustiner selbst ist außer auf Solger und Matthisson auch auf Kotzebues Bericht (Ausgewählte prosaische Schriften 40, 147) hinzuweisen.

Was die Cantabrica (Band 3, 114. 371) angeht, so bleibt mir in bezug auf ihre Abfassungszeit ein Irrtum zu verbessern, der sich aus dem damaligen Mangel an positiven Zeugnissen begreift, sich aber nun aus dem Briefwechsel Humboldts mit seiner Frau hat erkennen lassen (vgl. Euphorion 14, 635). Die längere Betrachtung über die Erhabenheit der Eindrücke von Meer und Gebirge in ihrem gegensätzlichen Charakter, die die erste jener Skizzen beschließt (Band 3, 116), stimmt nahezu wörtlich zu einer Stelle in einem Briefe Humboldts an seine Frau von der zweiten spanischen Reise, der am 30. April 1801 geschrieben ist (Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 86). Die Stelle in der Skizze muß notwendig eine Überarbeitung der Briefstelle sein: es kann also die Abfassung der Cantabrica erst in den letzten pariser Sommer von 1801 fallen. Obwohl diese Skizzen also sich inhaltlich auf den Verlauf der ersten spanischen Reise beziehen, worin ich schon damals Schlesier und Farinelli beigestimmt habe, sind sie doch erst nach der zweiten Reise ins Baskenland, deren Verlauf wir überhaupt erst jetzt aus den Briefen an Karoline deutlich übersehen können (Euphorion 14, 634), entstanden und verwerten teilweise auch Eindrücke und Stimmungen von dieser.

Band 3, 128 in der dritten Skizze der Cantabrica ist ein Zitat unerledigt geblieben. R. A. Fritzsche in Gießen teilt mir freundlichst mit, daß Humboldt bei der „unseligen Arbeit" wohl Vergils Worte „Labor omnia vicit improbus" *(Georgica 1, 145; zu dem von Macrobius zuerst gebrauchten Präsens vgl. Büchmann, Geflügelte Worte [22] S. 459) vorgeschwebt haben dürften, da auch an einer andern Stelle (Band 3, 112) eine Schilderung aus den Georgica im Hintergrund stehe. Daß beide Beobachtungen das Richtige treffen, bedarf keines Beweises.*

---

13. Fragmente der Monographie über die Basken.

. . . .

Der Leser weiss nunmehr alles von der Vaskischen Sprache, was dazu dienen kann das Volk zu charakterisiren, welches dieselbe spricht. Es ist jetzt der Augenblick, sie als Sprache zu schildern, und da hiezu ein trocknerer, mehr ins Einzelne eingehender Vortrag nothwendig ist, so muss es mir vergönnt seyn, von allen denjenigen Abschied zu nehmen, die an blossen Sprachuntersuchungen kein Interesse finden. Es ist aber hier nicht der Zweck, die Vaskische Sprache selbst zu lehren, sondern bloss zu zeigen, auf welche Weise sie sich vor andren, älteren und neueren, auszeichnet. Ich werde daher auch meinen Vortrag dieser Absicht gemäss einrichten; mehr die Methode zeigen, nach welcher diese Sprache ihre Elemente verändert, als diese Veränderungen selbst aufzählen, und alles aus allen Theilen ihres Baues zusammenbringen, was nach Einer Maxime beurtheilt werden muss. Daher wird mein Gang in vieler Rücksicht gerade der umgekehrte desjenigen seyn, welchen der Lehrling einer Sprache wünschen möchte. Denn zum blossen Erlernen ist immer der mechanische Weg der kürzere; und daher sind zu diesem Behuf Paradigmen besser als Regeln, Vokabelbücher besser als etymologische Uebersichten, und die Ordnung nach den grossen Massen der gewöhnlichen Redetheile bequemer, als eine raffinirtere.*)

. . . .

Handschrift (19 halbbeschriebene Quartseiten, die 361. 362, 433—440, 621—629 paginiert sind) in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

*) Bei der zu einseitigen Befolgung der sogenannten systematischen Methode in allen Dingen vergisst man zu leicht, dass der menschliche Geist (selbst bei Kindern) immer leicht aus dem scheinbaren Chaos des Einzelnen das Allgemeine abzieht, da-

. . . .

Die Etymologie findet eine doppelte Anwendung: in Einer Sprache, oder in mehreren. Man fragt entweder: wie stammen die Wörter dieser oder jener Sprache von einander ab? oder wie sind diese oder jene Sprachen selbst aus einander entstanden?

Der Zweck alles Etymologisirens kann nur erfüllt werden, wenn beide Anwendungen immerfort mit einander verbunden werden, und der Grund, warum die Etymologie so vielen eine so willkührliche und unfruchtbare Wissenschaft scheint, ist vorzüglich der, dass man bisher fast nur immer die letztre mit Hintansetzung der ersteren vorgenommen hat.

Hier sollen beide nach einander geprüft werden.

I.

Etymologisiren in Einer und derselben Sprache.

Man erklärt die Etymologie gewöhnlich als die Wissenschaft von der Aufsuchung der Wurzel- oder Stammwörter. Allein richtiger, zweckmässiger, und ohne Voraussetzung dessen, was erst untersucht werden soll, nemlich ob es überhaupt Stammwörter giebt? würde man sie als die Kunst definiren, die Gesetze der Analogie zwischen den Tönen und den Bedeutungen der Wörter aufzufinden. Hieraus ergiebt sich das andre von selbst. Denn da man das Besondre immer auf etwas Allgemeineres, aus dem es hergeleitet ist, zurückführt, so steigt man endlich, wenn auch

---

gegen schwer zu diesem das Besondere findet, und dass es daher viel leichter ist, den Kopf vor Unrichtigkeit und Verwirrung, als vor Leerheit zu bewahren. Die ältere Schulmethode war darum, dünkt mich, so viel vorzüglicher, als die neuere, weil sie eine grosse Menge desjenigen Stoffs gab, aus dem der Kopf von selbst getrieben wird, die Form, und zwar durch eigne Anstrengung hervorzuziehen, da die unsrige durch Vorsagen magrer Formen so leicht hohle Köpfe bildet. Noch die Methode ungerechnet, wird jetzt offenbar zu wenig Geschichte, Sprachstudium und (in Deutschland) Mathematik getrieben. Das häufigere Studium der Naturwissenschaften hilft der intellectuellen Hohlheit nicht ab. Die unmittelbare Zusammenstellung desselben mit ganz allgemeiner Metaphysik und von allem Technischen immer mehr abstrahirender Aesthetik (und wer wird läugnen, dass diese Materialität und Transcendentalität in Deutschland jetzt fast nichts zwischen sich zurücklässt?) macht das Uebel nur ärger.

nicht immer bis zu einem Wurzelwort, doch wenigstens bis zu einem Wurzelbegriff auf.

Auf diese Weise schliesst sich die Etymologie dem Sprachstudium im Allgemeinen, das, philosophisch behandelt, nichts anders als ein Aufsuchen aller möglichen Analogieen zwischen den vielfachen Elementen der Sprache ist, aufs genaueste an, und zeigt unmittelbar ihre Nothwendigkeit, da ohne sie dem weiten Gebäude desselben der oberste und wichtigste Schlussstein fehlen würde.

Der Etymologe kann sich nur in höchst seltnen und nicht unwichtigen Fällen auf historische Denkmäler, als auf Zeugen seiner Behauptungen berufen. Er hat bloss die ihm bekannten Sprachen zur Vergleichung vor sich. In ihnen muss er auf die Gleichheit der Töne und der Bedeutungen achten, und daraus den Gedankengang der Spracherfinder errathen und auf eine wenigstens wahrscheinliche Weise auseinander legen.

Hätte auf diesen Gedankengang der Zufall, die blinde Willkühr, oder die besondre Eigenthümlichkeit jedes Sprechenden einen sehr grossen Einfluss gehabt, so wäre auch der Versuch eines solchen Unternehmens eitel. Allein da die Sprache das Bedürfniss und das Werk des ganzen Menschengeschlechts war, so muss in demselben eine gewisse Allgemeinheit und Klarheit liegen.

[Die Sprache gleicht dem Feuerfunken, der, wenn er einmal vorhanden ist, sich mit unglaublicher Leichtigkeit mittheilt, aber wenn man sich in die Zeiten versetzt, wo man ihn nur als ein vom Menschen unabhängiges Natur Element kannte, nur durch den Zufall oder eine wichtige Entdeckung dem Stein entlockt werden konnte, in dem er schlummerte.]

Man nennt die Sprache gewöhnlich das Werk der Noth, und vergisst, dass sie das Werk des Genies war. Die Noth ist zu dringend, um sich etwas andrem, als dem unartikulirten Empfindungslaut anzuvertrauen, selbst der cultivirte Mensch spricht in solchen Fällen nur selten, und das Wort [ist] zu edel, um nur zur physischen Rettung zu dienen.

Die Menschen konnten lange ein Thierdaseyn fortführen, ohne zu sprechen, und Beispiele in neueren Zeiten wild gefundener Kinder haben es bewiesen. Wer das erste Wort aussprach, erhob sich zuerst zum Menschen; er wurde frappirt von dem Einfall, dass er reflectiren, in seinem bisherigen ewigen Hinbrüten auf einmal still stehn, einen Gegenstand sich gegenüber stellen und

beschauen konnte, und in demselben Moment begann er zu sprechen.

Mit dem ersten Wort aber war auch allen übrigen die Zunge gelöst. Denn die Sprache gleicht dem im Stein schlummernden Feuerfunken. Ehe man gelernt hatte, ihn hervorzulocken, schien sein Daseyn nur durch ein Wunder erklärlich. Einmal entzündet pflanzte er sich mit unglaublicher Leichtigkeit fort. So auch der artikulirte Ton. In ihm tönt nicht mehr, wie bei dem Empfindungslaut, die Stimme, sondern die der Stimme gegebne Form vor, und unmittelbar fodert er daher das Ohr zum verstehen auf, und weckt in jedem Hörenden die ihm gleichfalls beiwohnende Fähigkeit zu reflectiren und zu artikuliren. Dieser giebt das Wort, vielleicht mit Umänderungen, zurück; an eine Rede werden mehrere angehängt, die Sprache wird von jedem feiner zum bequemeren Verstehen gemodelt, und so wie die Steinchen, welche die Uferwellen sich wechselseitig zu- und zurückwerfen, zum immer besseren Gebrauch geglättet und abgeschliffen.

Weil der Mensch zuerst darum sprach, weil er ohne Sprache nicht zu denken vermochte, so bestimmte die Allgemeinheit der Denkgesetze die Form, die er seiner Rede gab. Er bildete sie, um sich an ihr selbst zu entwickeln, und da in jedem noch jetzt dieselbe Entwicklung vorgeht, so ist es möglich, diesem Wege nachzugehen. Man erfand nicht willkührliche Zeichen, um ein äusseres Bedürfniss zu befriedigen, sondern aus dem innern Bedürfniss, Mensch d. h. ein anschauendes und denkendes Wesen zu seyn, schuf man den vorher nie rein gedachten Begriff in einem Wort, und aus diesem Wort, als dem Resultat der menschlichen Denk- und Empfindungsgesetze, entwickelte man nothwendig nach Analogie derselben Gesetze neue und abermals neue.

Alle besondre in der individuellen Lage der Sprechenden gegründeten Verhältnisse übten daher auf die Spracherfindung nur einen untergeordneten Einfluss aus, die Hauptmomente wurden allein durch dasjenige bestimmt, was in allen Menschen eins und dasselbe ist.

Jedes ausgesprochene Wort war ein Versuch, sich einem andern verständlich zu machen. Der verinselte Mensch würde nie nur auf den Einfall zu sprechen gekommen seyn. Denn die Anlage zur Sprache hängt unzertrennlich mit der Anlage zur Geselligkeit zusammen. Eine sprachlose biberartige Gemeinschaft unter Menschen ist schlechterdings ein widersprechender Begriff.

Der Mensch lebt entweder abgesondert und zur Erde gebückt, wie die Thiere des Waldes, oder er geht aufrecht mit einem Wesen seines Gleichen um, spricht, legt den Grund zur Familien-Gesellschaft, bereitet die bürgerliche vor, und fodert unmittelbar durch sein Daseyn zur Idee einer kosmopolitischen aller Erdenbewohner auf.

Die gesellschaftlichen Kreise aber haben einen verschiedenen Umfang, und ihre Gränzen werden wieder durch die Sprache bestimmt. Jede erstreckt sich soweit, als ihre Mitglieder einander in gleichem Grade der Leichtigkeit verstehen.

Ganz und durchaus versteht auch in der höchsten Cultur und bei den einfachsten Sachen niemand den andern. Auch spricht jeder mit der Voraussetzung der Möglichkeit, und der Weisere und bei feinen Gegenständen der Wahrscheinlichkeit misverstanden zu werden. Jeder aber richtet auch sein Sprechen nach dem Verstehen des andern, und abhängig zugleich vom Meynen und Verstehen ist die Sprache allemal nur das gemeinschaftliche Resultat beider Sprechenden. Das zu scharfe Gepräge der Individualität der Einzelnen fällt also von selbst hinweg.

Die kleinere Gesellschaft erweitert sich, aber nur in allmäligen Kreisen. Die Sprache geht also nur erst durch tägliche Uebung in ihr bis zum leichtesten Wechselgebrauch gleichsam nivellirt und dergestalt vorbereitet in die grössere über; je mehr nun Sprechende an ihr Antheil nehmen, desto mehr bekommt sie aufs neue einen allgemeineren Typus, desto mehr legt sie das scheinbar Willkührliche ab und schmiegt sich der Natur aller Sprechenden an.

Bedenkt man nun den unendlichen Verkehr, der durch alle Zeiten hindurch unter den Völkern der Erde Statt gefunden hat, das Hin- und Herziehn, bald ganzer Schaaren, bald kleinerer Colonien, das zufällige Verschlagen Einzelner an entfernte Küsten, so muss eher die Verschiedenheit, als die Aehnlichkeit der Sprachen auffallend seyn, und so kann die Idee einer etymologischen Wissenschaft niemandem mehr chimärisch scheinen.

Denn man muss nur nie folgende beiden Sätze aus den Augen verlieren:

1., Alle Sprachen, als aus der allgemeinen Natur des Menschen herfliessend, werden auch in den verschiedensten Gegenden und Zeiten, und ohne alles vereinigende Verkehr, schon gleich in einem hohen Grade der Aehnlichkeit zuerst gebildet.

2., der Mensch, zugleich belebt von der Begierde, sich zu verständigen, und von dem Streben, alle neuen Formen nach

seinen alten bisherigen Analogieen zu behandeln, arbeitet immerfort daran, die einzelnen Verschiedenheiten auf grössere Uebereinstimmung zurückzuführen.

. . . .

Ueber das Sprachstudium, oder Plan zu einer systematischen Encylopaedie aller Sprachen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass unter den mannigfaltigen wissenschaftlichen Bemühungen, welche unser Zeitalter aufzuweisen hat, ein reicher, grosser und gemeinnütziger Vorwurf des Nachdenkens und der Untersuchung durchaus unbearbeitet geblieben ist — die Vergleichung der verschiedenen Sprachen alter und neuerer Zeit.

Vielen zwar dürfte diese Behauptung vielleicht wunderbarer scheinen, als die Sache selbst, da viele gewiss in der Meynung stehen, dass dieser Gegenstand, wenn auch nicht erschöpft, doch wenigstens von vielen Seiten bearbeitet sey. Allein das Wesentliche beruht allein auf der, soviel ich weiss, noch nirgends auch nur versuchten Allgemeinheit des Unternehmens; es müssen alle Sprachen, von denen sich nur irgend noch Spuren auftreiben lassen, und zwar alle nach denselben Grundsätzen verglichen werden; der ganze bekannte Sprachvorrath mit der ganzen durch die Vernunft darzustellenden Natur des Menschen, und allen aus der Geschichte erweislichen Schicksalen seiner verschiedenen Stämme. Dieser Gesichtspunkt ist bis jetzt kaum gefasst, am wenigsten aber bis auf einen irgend befriedigenden Punkt verfolgt worden.

Ein Unternehmen, das an sich ungeheuer ist, nur angefangen, nicht vollendet zu haben, kann auch einem ganzen Zeitalter nie zum Vorwurf gereichen. Es kann daher nur davon die Rede seyn, die Idee verfehlt zu haben. Nun hat man zwar oft Sprachvergleichungen angestellt, allein bald zum Behuf historischer Untersuchungen, bald um die chimärische Vorstellung einer Ursprache zu begründen, bald bloss zur Erleichterung des Erlernens dieser oder jener einzelnen Sprache; seit einigen Jahren hat man zwar

auch in sogenannten allgemeinen Sprachlehren [1]) wohl angeführt, wie diese oder jene Sprache diese oder jene Aufgabe auflöse, allein immer nur einzeln und beispielsweise. Den Gedanken aber, die ganze Masse des Sprachvorraths, so vollständig als möglich, zu sammeln, nach allen denkbaren Gesetzen der Analogie zu vergleichen, und daraus einmal, als aus einer Wirkung, auf die Verfahrungsart des Menschen, die Sprache zu erfinden und fortzubilden, rückwärts, dann aber, als aus einer Ursach, auf die eigne Bildung desselben vorwärts zu schliessen, und zwar beides immer zugleich mit philosophischer Rücksicht auf seine allgemeine Natur, und mit historischer auf die verschiedenen Schicksale der Völker; dieser Gedanke, behaupte ich, ist es, den man bisher übersehen hat, und der so sehr eine ernsthafte Betrachtung verdient, dass mit ihm, nicht zwar eine neue Wissenschaft, aber ein neues Studium in die Reihe der bisherigen eingeführt wird.

Es ist der Zweck dieser Abhandlung diese Behauptung gehörig auseinanderzusetzen und zu beweisen. Sie soll nur den Gedanken zu einem Plane vorlegen, wie das Sprachstudium, der Meynung ihres Verfassers nach, von jetzt an systematisch betrieben werden müsste. Findet derselbe Beifall bei kundigen Männern, so können viele gemeinschaftlich an die Ausführung Hand anlegen. Denn das Beruhigende bei diesem Plane ist, dass das Schwierige nur in der Ausführung besteht, die aber auch mit der Zeit und von mehreren zu Stande gebracht werden kann, die Anwendung und Benutzung aber hernach leicht, und jedem, auch dem minder Gebildeten, zugänglich ist; und dass, wenn auch der Hauptzweck des Unternehmens vielen minder einleuchtete, immer ein höchst bedeutender Nebenzweck übrigbleibt, eine solche Erleichterung des Spracherlernens nemlich, als man bisher wenigstens praktisch nie gekannt hat.

Die Hauptschwierigkeit alles Lernens besteht darin, sich zu rechter Zeit zu orientiren, dem Gedächtniss durch Regeln zu Hülfe zu kommen. Nirgends fühlt man dies Bedürfniss so dringend, als beim Sprachunterricht. Wie man jetzt gewöhnlich

---

[1]) *Von diesen sind für Humboldt besonders die Werke Bernhardis (Sprachlehre, Berlin 1801—3; Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, ebenda 1805) von Einfluß gewesen: vgl. über sie August Wilhelm Schlegel, Sämtliche Werke 12, 141 und neuerdings Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen* [5] *S. 29.*

Sprachen lernt, geräth man in einen Wald von Wörtern, die durch nichts unter sich zusammenhängen, in der Grammatik herrscht zwar einige Ordnung mehr, aber auch hier wird man von einer Menge von Formen ermüdet, von denen man nirgends einen Grund einsieht. Dennoch fühlt man, dass diese Zeichen in der Natur so unzusammenhängend nicht sind, als sie es in der Lehrmethode scheinen; wenn man eine Zeitlang eine Sprache getrieben hat, wird einem klar, wovon man bisher keinen Grund einsah, und man gewinnt einen Tact, das noch nicht eigentlich Gelernte, nicht zu errathen, sondern mit Sicherheit zu erahnden. Jeder, der viel Sprachen erlernt und sich selbst dabei beachtet hat, wird sich erinnern, fast in jeder durch sich selbst auf Bemerkungen gestossen zu seyn, die ihm auf einmal ein helles Licht gaben, und die, früher mitgetheilt, ihm eine grosse Mühe erspart haben würden. Wer daher den Muth hat, eine Sprache für sich selbst, und ohne einen Lehrmeister zu lernen, wird immer damit anfangen, die ganze Grammatik derselben genau durchzulesen, und das Lexicon wenigstens oft zu durchlaufen. Er wird seiner Einbildungskraft so viel aus derselben genommene Formen, als möglich, gegenwärtig erhalten, und es dann seiner eignen Sprachbildungsfähigkeit überlassen, sich aus diesen einzelnen Formen einen allgemeinen Typus der Form der Sprache selbst abzuziehen. Denn in der Sprache verfährt jeder, am sichtbarsten das mehr schaffende, als bloss dem Gedächtniss vertrauende Kind, nach dunkel empfundenen Analogieen fortbildend, und nach eben diesen baut man sich auch, immer zugleich selbstthätig, nie bloss empfangend, in eine fremde erlernte Sprache hinein. Es kommt nur darauf an, den Geist ihrer Analogie zu finden, und dies ist bei allem Spracherlernen der kritische Punkt, von dem an erst aller Nutzen und alles eigentliche Vergnügen desselben anhebt.

Nicht bloss aber die Elemente einer Sprache, sondern auch mehrere unter einander stehen unter Gesetzen einer gemeinschaftlichen Analogie. Dies kann auch der oberflächlichen Beobachtung nicht entgehn, und es ist eine bekannte Erfahrung, dass wer einmal mehrere Sprachen gründlich erlernt hat, sich in eine neue nicht nur mit Leichtigkeit einstudirt, sondern auch, dem eigentlichen Erlernen mit seinem einmal geübten Sprachgefühl vorausgehend, ihre Eigenthümlichkeiten schon auf halbem Wege erräth.

Jetzt nun pflegt man jede Sprache isolirt zu erlernen; man legt dabei höchstens die allgemeinen philosophischen Sätze zum

Grunde, die sich auch fast nur auf die Grammatik, sehr wenig auf die Wortbildung beziehen. Diesem Mangel würde eine systematisch angelegte Sprachencyclopädie gründlich abhelfen. Sie würde von der metaphysischen Analyse des Sprachvermögens ausgehn, nach dieser die zufälligen Umstände entwickeln, welche auf die Sprachbildung Einfluss gehabt haben, und auf diese Weise von allen Gesichtspunkten aus die gegenseitigen Beziehungen des Menschen zu der Sprache betrachten. Hätte sie nun so zugleich aus der Vernunft und der Erfahrung die verschiedenen Arten aufgezählt, wie die verschiedenen Nationen der Erde die mannigfaltigen in der Sprache vorkommenden Aufgaben jede für sich aufgelöst haben, und damit das Gemählde der möglichen Sprachverschiedenheit vollendet; so würde sie nunmehr den Charakter jeder einzelnen schildern, und zwar immer, sie nach den Graden ihrer Verwandtschaft gruppenweis zusammenstellend, von den ähnlicheren zu den mehr abweichenden übergehen. Wer nun eine solche Encyclopaedie zu Rathe zöge, würde nicht nur die fremde Sprache, die er erlernen wollte, genau nach ihren Eigenthümlichkeiten geschildert, sondern auch gleich unter allen bekannten in ihren wahren Platz gestellt finden; er würde schon durchaus mit ihrem Gebäude vertraut zum Studium derselben hinzukommen, und durch die systematische Uebersicht des ganzen Sprachverfahrens des Menschen seinen Sinn, überhaupt in den Genius einer Sprache einzudringen, noch ausserdem auf eine wunderbare Weise geschärft fühlen.

Diese Erleichterung des Sprachstudiums bliebe indess immer nur ein minder wichtiger Nebenzweck einer solchen Encyclopädie aller Sprachen; der hauptsächlichste wäre der, die Sprache an und für sich selbst als ein wichtiges und gemeinnütziges Studium zu zeigen.

Man hat zwar längst aufgehört, die Verschiedenheit der Sprachen als ein nachtheiliges Hinderniss der Cultur und ihre Erlernung als ein nothwendiges Uebel bei der Erziehung anzusehn; aber noch ist es nicht dahin gekommen, die Sprache nicht als ein blosses Mittel zu betrachten, sich die Nation, der sie angehört, oder die Schriftsteller derselben verständlich zu machen. Daher denn die falsche Schätzung der Wichtigkeit der Sprachen nach der Vorzüglichkeit ihrer Litteraturen, die gänzliche Geringschätzung derer, die gar keine Litteratur besitzen, und die verkehrte Lehrmethode, alles nur auf das Verständniss der Schriftsteller hin zu richten.

Die Sprache, und nicht bloss im Allgemeinen, sondern jede besondre, auch die ärmste und roheste, ist an und für sich ein des angestrengtesten Nachdenkens würdiger Gegenstand. Sie ist nicht bloss, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, der Abdruck der Ideen eines Volks, für viele ihrer Zeichen lassen sich die Ideen gar nicht abgesondert von ihr aufzeigen; sie ist die gesammte geistige Energie desselben, gleichsam durch ein Wunder in gewisse Töne gebannt, in dieser Gestalt durch den innren Zusammenhang dieser Klänge andern verständlich, und wieder die ähnliche Energie in ihnen, nur auf ihre Weise, erweckend. Der Mensch geht zwar über seine Sprache hinaus; er ist mehr, als er in Worten auszusprechen vermag; aber er muss den flüchtigen Geist in Worte fassen, um ihn zu heften, und die Worte als Stützen gebrauchen, um über sie selbst noch hinauszureichen. Mehrere Sprachen sind nicht ebensoviele Bezeichnungen einer Sache; es sind verschiedene Ansichten derselben, und wenn die Sache kein Gegenstand der äusseren Sinne ist, sind es oft ebensoviele, von jedem anders gebildete Sachen, in denen jeder nur soviel von dem seinigen wiederfindet, um das Fremde darin erfassen und in sich übertragen zu können. Es sind Hieroglyphen, in denen jeder die Welt und seine Phantasie abdrückt, und die sich, da Welt und Phantasie im Ganzen dieselben bleiben, und die Phantasie immer nach Gesetzen der Aehnlichkeit Bildungen an Bildungen reiht, gegenseitig wiedererzeugen, sich vervielfältigen und weiter bilden. Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichthum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseyns, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da. Da die Sprachen immer ein Eigenthum ganzer Nationen sind, so dürfen wir in ihnen nie die Spitzfindigkeiten, oder die Ausschweifungen der Phantasie befürchten, deren sich oft Einzelne schuldig machen. Was sie uns darbieten, ist volle, reine und schlichte Menschennatur; wenn wir aber die Tiefen ihrer Geheimnisse durchdringen, so können wir unsre trockne Verstandescultur noch jetzt durch die jugendliche Einbildungskraft jener Völker auffrischen, die jeden Eindruck, wie die junge Welt ihn ihren noch unabgestumpften Sinnen darbot, in die Hülle eines beweglichen und lebendigen Bildes verschlossen.

Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Welt-

geschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit. Sie schildert den Menschen unter allen Zonen, und in allen Stufen seiner Cultur; in ihr darf nichts fehlen, weil alles, was den Menschen betrift, den Menschen gleich nahe angeht.

Aus dem bisher Gesagten wird hoffentlich jedem klar seyn, was der gegenwärtige Vorschlag eigentlich beabsichtigt, nichts andres nemlich, um es kurz zu wiederholen — als aus der Sprache (d. i. der Sprache im Allgemeinen und allen besondren Idiomen des Erdbodens) ein eignes, von allen übrigen abgesondertes, und in sich systematisch geordnetes Studium zu machen, und dasselbe als ein wichtiges, noch wenig beachtetes Mittel aufzustellen, den Menschen in den verschiedenen Stufen seiner Cultur kennen zu lernen und auszubilden, nebenher aber zur Erleichterung des Erlernens einzelner Sprachen zu benutzen.

Die Idee eines solchen Studiums fodert und verdient eine eigne Erörterung, und diese zerfällt von selbst in folgende drei Theile:

1. von dem näher zu bestimmenden Zweck und der Wichtigkeit desselben;

2. von den verschiedenen Theilen, die es umfassen muss, oder die eigentliche Darlegung des Plans der allgemeinen Sprachencyclopädie;

3. von der Möglichkeit der Ausführung dieses Plans, und der Methode des so angelegten Sprachstudiums.

. . . .

Diese Betrachtungen über Etymologie und Sprachstudium sind Teile der großen Monographie über den baskischen Volksstamm, die Humboldt seit dem Frühjahr 1801 fast zwei Dezennien hindurch, wenn auch mit mannigfachen Unterbrechungen beschäftigt hat. Ihre äußere und innere Geschichte habe ich Band 3, 375 dargestellt: die seitdem bekannt gewordenen kurzen Stellen aus Briefen an seine Frau, die dieser Arbeit gedenken (Wilhelm und Karoline von Humboldt 2, 165. 203), treten bestätigend hinzu. Das teilweise Verschwinden dieses fertig ausgearbeiteten und, wie die oben angegebenen Seitenzahlen zeigen, sehr umfänglichen Manuskripts ist mir ebenso rätselhaft wie seine Zerstückelung. Für diese bin ich fast geneigt Buschmanns redaktionelle Tätigkeit verantwortlich zu machen, der ja sehr pietätlos in Humboldts Nachlaß gehaust hat (vgl. Band 5, 477 und oben S. 351). Die eigentliche Reiseschilderung, deren Verlust besonders zu beklagen ist, zitiert Humboldt noch in der letzten Zeit seines Lebens in der Einleitung zum Kawiwerk (oben S. 207; die Streichung des Zitats scheint

von Buschmann herzurühren): trotzdem ist sie weder in Tegel noch unter den sprachwissenschaftlichen Manuskripten der berliner Bibliothek vorhanden, die doch den grammatisch-lexikalischen Teil der Schrift enthalten, aus dem die obigen Bruchstücke entnommen sind. Die Abfassung der oben abgedruckten Stücke fällt nach dem Wasserzeichen der Handschriften in den berliner Aufenthalt von 1801 oder 1802, der der Übersiedelung nach Rom unmittelbar vorausging.

Weiterhin findet sich im Nachlaß eine schematische Inhaltsübersicht jenes zweiten Buchs der Monographie, das die baskische Sprache behandelt und sich an das erste, die Reisebeschreibung enthaltende anschloß. Ich teile sie, die aus der römischen Zeit stammt, zur Orientierung hier mit:

„Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Sprache.

I. Zergliederung der Sprache.

1. Zergliederung der Wörter in ihre Elemente.
A. Buchstaben. — B. Silben. — C. Akzent. — D. Quantität. — E. Schrift.

2. Behandlung der Wörter, um sie zur Rede zu verbinden. Grammatik.
A. Nomen. (a. Artikel. b. Substantiva. c. Substantivpronomina. d. Adjektiva. e. Adjektivpronomina. f. Zahlwörter.) — B. Deklination und Präpositionen. — C. Verbum. — D. Adverbium. — E. Konjunktionen. — F. Syntax.

3. Wortbildung.
A. Entstehung der Wörter als Laute.
a. Umbildung desselben Stammlautes zu den verschiedenen Redeteilen. — b. Zusammengesetzte Wörter. — c. Aufsuchung der Analogie in den verschiedenen, durch regelmäßige Buchstabenveränderung gebildeten Wortformen. — d. Aufsuchung der Verwandtschaft in den (ohne gleich regelmäßige Formation) zu einer Familie gehörenden Wörtern. — e. Nicht weiter zu zergliedernde oder abzuleitende Wurzellaute.
B. Verhältnis der Wörter zu ihrem Endzweck oder Betrachtung derselben als Darstellungsmittel der Gedanken und Empfindungen. a. Art der metaphorischen Bedeutung. — b. Bestimmtheit der einzelnen Wortbegriffe. — c. Umfang eines Worts in der Verschiedenheit seiner Bedeutungen. — d. Physiognomie und Wirkung der Wörter. — e. Absolute und relative Menge der Wörter (α. nach der Menge der Objekte, β. der subjektiven Ansichten).
C. Wohllaut, sowohl der sinnliche der blossen Töne, als der bedeutungsvolle der Übereinstimmung mit dem Gegenstande.

4. Charakter der Sprache nach allen ihren bisher betrachteten Beschaffenheiten.

II. Sprachproben.

III. Vergleichung der Sprache mit andern Sprachen:
1. in Absicht des grammatikalischen Baues, die Wortelemente mit eingeschlossen. — 2. der Wortbildung mit Einschluß des Wohllauts. Etymologische Zergliederung der Sprache zur Auffindung der ihr ausschließend eigentümlichen Laute. — 3. des Charakters überhaupt. — 4. Bestimmung des Grades und der Art der Ähnlichkeit mit den übrigen

Sprachen. — 5. Würdigung der relativen Wichtigkeit der Sprache in Absicht auf den Zweck der Sprache überhaupt.

IV. Mit Rücksicht auf alle im vorigen angegebene Gesichtspunkte abgefaßtes Wörterbuch und zwar doppelt geordnetes
1. nach der Entstehung und Lautverwandtschaft der Wörter. — 2. nach den Klassen der Begriffe ihrer Bedeutung."

Ich habe hier schließlich noch über ein Manuskript der berliner Königlichen Bibliothek zu berichten, das ich leider für den dritten Band der Ausgabe zu spät in dem durch Buschmanns Bemühungen arg durcheinandergeratenen sprachwissenschaftlichen Nachlaß aufgefunden habe (50 halbbeschriebene Folioseiten, dazu 3 Seiten Anmerkungen). Es stammt aus der wiener Zeit und enthält den Anfang des soeben skizzierten zweiten Buches der Monographie „Analyse der vaskischen Sprache" bis zu der Lehre von der Deklination und den Präpositionen, in der es abbricht. Am Anfang findet sich hier die Abhandlung, die Humboldt 1812 unter dem Titel „Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation" herausgegeben hat und die Band 3, 288 gedruckt ist. An folgenden Stellen zeigt diese Handschrift Abweichungen von dem Druck in Schlegels Museum, der unserm Abdruck zugrunde liegt:

Seite 288 Zeile 9 welche] die an die Bearbeitung 10 der eingeklammerte Satz fehlt 14 auch das Individuum von dem Augenblick an ist 16 Geschlecht auf

Seite 289 Zeile 1 an. Auf die ursprüngliche Kraft und Freiheit seiner Anlagen wirkt 3 entsteht] erzeugt ist 6 Geschichte darbietet 12 betrachten] festhalten 13 durch Untergang 15 nur in veränderter Form, wieder auf, haben Perioden der Blüthe und des Welkens; und so entstehen 20 vollkommene Gestalten der 22 Gesichtspunkt zu ergreifen, (33) der mannigfaltigen 35 Ausartung, dann dem Geschäfte der 37 nachzuspüren, die Aufmerksamkeit nicht engherzig auf die politischen Revolutionen einiger Punkte der Erde, die sogenannten Fortschritte des Kunstfleisses und seine Werke zu beschränken, sondern unmittelbar

Seite 290 Zeile 1 hinstreckt ihr Boden und Himmel 4 wird, und durch diese grössere Methode, durch welche das Menschengeschlecht unmittelbar 6 zu knüpfen] geknüpft wird 7 besteht, in jeder den Gedanken 8 erhalten wird] zu erhalten 10 muss — ist das Geschäft der ächten Weltgeschichte. 11 diesem aber der Weltgeschichte] ihr 16 Beschreibung Studium der Sitten, der Sprache und der Geschichte zusammenkommen 19 ist das 23 allgemeine leitende Ansichten sonderlich erleichtern 24 noch durchaus 28 Vergleichung von einzelnen 30 herausgerissenen Wörtern 37 zugleich Naturgesetzen 38 unterworfenen, und sich 39 für] als

Seite 291 Zeile 5 der gegenwärtigen Arbeit. Denn 8 andern, mehr oder weniger verwandten, 10 Völkerstamm 13 dieselben allgemeinen Vergleichungen, nur einigermassen vorgerichtet 16 Versuche von Sprachgeschichten, welche wieder meistentheils einen einseitigen, bloss literarischen Gesichtspunkt haben, an 18 oft] mehrentheils 21 zerstreute Bemerkungen 24 Wieviel nun in einer einzelnen Beschreibung, einer wahren Monographie, trotz dieser Hindernisse, und trotz der viel grösseren (28) 29 vorzugreifen, geleistet werden könne, soll in der gegenwärtigen Schrift an dem Vaskischen

Volksstamme versucht werden. Die Vasken sollen nach ihren 31 welcher] der 33 zu schildern] geschildert werden 38 kein Absatz wird aber 40 ordnen und zu stellen

Seite 292 Zeile 2 gelieferten] aufgestellten 3 kann, und so darf 5 die, da die gedruckten bei weitem nicht hinreichen, sonst 7 machen, wie sonst bei fast allen, von Mehreren nach einander vorgenommenen Sprachuntersuchungen der Fall ist, eine schon . . . . vorzunehmen. 10 Gegenstande] Vorwurf 14 Biscaya unternahm 18 bieten auch 20 wie die] gleich den 21 andere] andren 23 nichts gesperrt 28 sichren 34 Sprache in so weitem Umfange, zum Theil durch die in wunderbarer Reinheit (36) erhaltenen, leicht verständlichen, und viele (38) 39 Wurzeln aufbewahrenden Ort- und Familiennamen, wodurch, da jeder

Seite 293 Zeile 1 Pflanzen] Kräutern trägt, das ganze Ländchen zu . . . . Sprachurkunde wird, erhalten, dass fast (3) 3 welche] die 5 in ihr ihre Beantwortung finden, und dass sie noch jetzt, die kleineren Abarten nicht gerechnet, drei ganz verschiedene, einander selbst nicht immer leicht verständliche Dialecte besitzt. Es 8 sich nun ist 9 wunderbar und eigenthümlich gestalteten ihre meisten früheren 14 so in 23 haben? welche nicht beantwortet werden kann, ohne zugleich Licht über . . . . Italien zu verbreiten; 28 Galischen Kymrischen? 30 nah verwandte Gegenstände, 32 entweder aufgeklärt, oder wenigstens bis zu einer durch Gründe unterstützten Ueberzeugung erledigt werden, dass man sie als unausmachbar zur Seite stehen lassen muss. Herleitung] etymologischen Erklärung 38—40 Nachdem ich nun zur Genüge den Gesichtspunkt, von dem ich ausgehe, und das Ziel, das ich zu erreichen wünschte, angegeben habe, werde ich den Gegenstand der gegenwärtigen Schrift in folgender Ordnung abhandeln.

Seite 294 Zeile 1 fehlt 2 Um dem Leser zuerst einen anschaulichen (5) . . . . verschaffen, werde ich die Bemerkungen über beide mittheilen . . . . habe. 9 verstehen; und um hierbei der Treue und Lebendigkeit der Darstellung (20) . . . . einer Reisebeschreibung 24 fehlt 25 Auf denselben wird . Analyse der 26 liefern] folgen 29 (kein Absatz.) Hierbei werde ich eine 30 um] die 31 zu lassen] lässt 32 kann] könnte 34 zu geben] giebt 36 demjenigen] dem 37 der eingeklammerte Satz fehlt 38 auseinanderzusetzen] auseinandersetzt immer alle andre, mir bekannte Sprachen vor

Seite 295 Zeile 3 Zergliederungen] Analysen 6 kein Absatz 9 und daher 10 gegenwärtige Schrift mit 11 bearbeiten 12—15 fehlt; hier beginnt das zweite Buch 16 annehmen, den ich in der Folge noch näher zu erläutern Gelegenheit finden werde, 18 durchgängig organischer 25 hinüberhilft] reicht 30 aufnimmt, beginnt sie auch 31 und verwandelt es, so viel als möglich, in die ihr eigenthümliche (33) . . . . Bildung, so 35 unorganischer Stoff 36 (kein Absatz.) Die . . . . aber lässt sich nicht verfolgen, die

Seite 296 Zeile 6 vereinigen. Die Sprache ist nicht das Werk der Reflexion, wie ein verabredeter Chiffre oder eine ärmlich ersonnene Pasigraphie, nicht einmal das des Menschen (39) . . . . am wenigsten aber des Einzelnen.

Seite 297 Zeile 1 Wie sie, als   Wunder aus   4 Kindes hervorbricht, ist sie (um   7 nicht, wie man wohl denkt, eine abgesonderte   besitzt] hat 8 sondern identische (10)   10 sind, dass es Kreise   12 Einzelnen bis 13 Menschheit, und dass das Menschengeschlecht mit seinen Nationen und Familien, und diese mit ihren Gliedern in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, als vielleicht die Blätter eines Baums zu seinen Aesten und seinem Stamm — Sätze, die hier nicht weiter ausgeführt werden können, auf denen aber die richtige (16)   18 mithin der   19 beruht. Da nun die Analogie (24)   32 Zergliederung] Analyse 34 untersuchen] zergliedern   36 solche Analyse muss nothwendig auch die Erlernung einer Sprache ungemein erleichtern.   38 sie, wenn sie diesen Zweck hat, ein

Seite 298 Zeile 3 gebe] giebt   11—14 Nach der bisher üblichen Methode begnügt man sich gewöhnlich, nur das Grammatikalische der Sprachen, die gegenseitigen Verhältnisse ihrer Elemente in der Rede, in ein System von Regeln zu bringen. Den ganzen Wörtervorrath ordnet man entweder etymologisch, oder auch bloss alphabetisch im Wörterbuch, und überlässt es dem Gedächtniss, ohne leitende Hülfe ihrer Entstehungs Analogie, ihn sich einzuprägen. Drängen sich einige Analogieen zu sehr auf, wie z. B. fast in allen Sprachen die der Umbildung desselben Stammlautes in die verschiedenen Redetheile, so hängt man der Grammatik ein Kapitel hierüber an, erweitert dieselbe über ihre eigentlichen Gränzen hinaus, und behandelt sie als den Umfang alles dessen, was sich von der Sprache auf Regeln bringen läßt, ein Verfahren, was auch für die gewöhnliche Spracherlernung sehr zweckmässig ist, sobald man nur diesen gleichsam als Zugabe betrachteten Kapiteln die gehörige Sorgfalt widmet.) Tiberius Hemsterhuis und die von ihm ausgegangene Schule hat zuerst für die Griechische, so wie Schultens früher für die Hebräische Sprache ein allgemeineres System der Analogie der Wortbildung aufgestellt. Allein auch für diese Sprachen ist noch viel, und für die meisten andren noch Alles in diesem schwierigen Gebiete zu thun, auf dem man freilich oft der Gefahr ausgesetzt ist, indem man dunklen Pfaden nachspürt, auf Irrwege zu gerathen.*

Ich werde hier das System der Redefügung und der Wortbildung (das grammatikalische und lexicalische) auf einander folgen lassen. Zwar masse ich mir nicht an, die analogische   15 nicht] irgend   16 kann unmöglich 18 andre] künftige   19 dürfte] hätte   20 lassen können   21 benutzte Sprachforscher hierüber sich   22 wie falsch oder richtig es seyn möge 23 erwähnt werden musste   24—36 fehlt   37 Das dritte Buch   38 Zergliederung] Analyse

Seite 299 Zeile 2 Abschnitte] Bücher   3 hier die Stelle   6 Wichtigkeit für die (7)   8 überhaupt und des Menschengeschlechts   9 wird] muss nothwendig meine eignen Ideen und Ueberzeugungen darstellen;   12 selbst auf seine Weise   14 Art] Weise   19—22 fehlt.

---

*) Die schon in jeder anderen Rücksicht trefliche Buttmannische griechische Grammatik besitzt auch den Vorzug, ein eignes, und sorgfältig bearbeitetes Kapitel der Wortbildung zu haben. Der würdige Verfasser giebt im Eingange sehr richtig das Verhältniss dieses Kapitels zur eigentlichen Sprachlehre an, und man sieht, dass er lebhaft gefühlt hat, wie schwer eine wahrhaft erschöpfende Behandlung dieser Materie in einer Sprache, wie die Griechische, seyn müsste.

Von den oben erwähnten Anmerkungen sei nur die interessanteste mitgeteilt: „Der einzige Mann, welcher, soviel mir bekannt ist, ungemein schätzbare Vorarbeiten zu einer solchen Feststellung eines allgemeinen Alphabets aller Völker besitzt, ist der Herr Graf Gustav von Schlabberndorff, der sich gegenwärtig in Paris aufhält. Mit allen Feinheiten der Aussprache der bekanntesten neueren Sprachen vertraut, und mit einem sehr glücklichen Ohr und Organe versehen, hat er jahrelange Untersuchungen und selbst künstliche Experimente über die Art der Bildung einzelner Buchstaben angestellt, und es ist nur zu bedauern, dass er schwerlich je das Resultat seiner Arbeiten dem Publicum mittheilen wird. — Auch ist es einer der vielfachen Vorzüge der Pestalozzischen Lehrmethode, die Kinder beim Sprechen auf die Verrichtungen der Sprachwerkzeuge aufmerksam zu machen, und sie die verschiedenen Laute selbst theoretisch bilden zu lassen. Dadurch entsteht nicht nur eine festere Gewohnheit seine Muttersprache rein und bestimmt auszusprechen, und eben so das von andern in ihr Gesagte zu hören (woran es jetzt, wie jeder, der dictirt, oder sich dictiren lässt, täglich wahrnehmen kann, ungemein fehlt), sondern die Einsicht in die Art der Bildung der Laute gewährt auch eine grössere Leichtigkeit die Aussprache fremder Sprachen zu fassen, und nachzubilden. Bei der bisherigen Erziehung lernt man gewöhnlich erst aus einer Griechischen oder Lateinischen Grammatik, welche deutsche Buchstaben Gaumen- oder Zungenbuchstaben sind, und bleibt bei dieser unfruchtbaren Namenkenntniss stehen."

---

14. Ueber den Charakter der Griechen, die idealische und historische Ansicht desselben.

I. Die Griechen sind uns nicht bloss ein nützlich historisch zu kennendes Volk, sondern ein Ideal.

Ihre Vorzüge über uns sind von der Art, dass gerade ihre Unerreichbarkeit es für uns zweckmässig macht, ihre Werke nachzubilden, und wohlthätig, in unser durch unsre dumpfe und engherzige Lage gepresstes Gemüth ihre freie und schöne zurückzurufen.

Sie setzen uns in jeder Rücksicht in unsre eigenthümliche, verlorene (wenn man verlieren kann, was man nie hatte, aber wozu man von Natur berechtigt war) Freiheit wieder ein, indem sie augenblicklich den Druck der Zeit aufheben und durch Begeisterung die Kraft stärken, die in uns gemacht ist, ihn selbstthätig zu überwinden.

Sie sind für uns, was ihre Götter für sie waren; Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein; alles Unglück und alle Unebenheiten des Lebens; aber ein Sinn, der alles in Spiel verwandelt, und doch nur die Härten des Irrdischen wegwischt, aber den Ernst der Idee bewahrt.

II. Dies ist keine zufällige, sondern eine nothwendige Ansicht. Nichts Modernes kann je etwas Antikem an die Seite gestellt werden. Denn der, dem Modernen nothwendig mangelnde Hauch des Alterthums ist der, nicht dem einzelnen Verfasser irgend eines Werks, sondern der ganzen Nation und dem ganzen Zeitalter eigenthümliche Geist.

Handschrift (6 Quartseiten) im Archiv in Tegel.

Dieser Geist unterscheidet sich von dem modernen, wie die Wirklichkeit von einem idealischen Gebilde irgend einer Art. Dieses nemlich ist reiner und voller Ausdruck von etwas Geistigem, veranlasst, sich in jedes seiner Theile immer tiefer zu versenken, und führt auf Ideeneinheit, da die Wirklichkeit hingegen das Geistige nur andeutet, wo sie gut ist, selbst anreizt, sie theilweise in Gedanken zu vernichten, und keine Art der Einheit, als dieses Gefühls, hervorbringt.

Was das Antike unterscheidet, ist daher nicht bloss Eigenthümlichkeit, sondern wahrer und allgemeingeltender Vorzug.

Das Gefühl für das Alterthum ist also der Prüfstein der modernen Nationen, die schon auf Irrwegen sind, wenn sie Römer und Griechen gleich, oder gar im umgekehrten Verhältniss schätzen. Insofern antik idealisch heisst nehmen die Römer nur insofern daran Theil, als es unmöglich ist, sie von den Griechen zu sondern.

III. Der eigenthümliche Vorzug der Griechen ist, die Aufgabe, als Nation das höchste Leben darzustellen, auf der schmalen Grenzlinie aufgefasst zu haben, unter welcher die Lösung minder gelungen, und über welcher sie minder möglich gewesen seyn würde.

Das sie Unterscheidende liegt also ganz und gar in der Darstellung, und kommt darin nur um so mehr mit einem Ideal überein, als auch der Begriff eines Ideals es immer mit sich bringt, dass die Idee sich der Möglichkeit ihres Erscheinens unterwerfe.

Das Vorherrschende im Griechischen Geist ist daher Freude an Gleichgewicht und Ebenmass; auch das Edelste und Erhabenste nur da aufnehmen zu wollen, wo es mit einem Ganzen zusammenstimmt.

Das Leben kann wie eine Kunst, und der im Leben dargestellte Charakter wie ein Kunstwerk betrachtet werden. Wie nun in diesem nur das Genie den untheilbaren Punkt auffindet, in dem sich, nach gewaltigem Ringen, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren zur Darstellung vermählt, so thut auch im Leben dies nur das Genie, und zwar das höchste von allen Genien, das eines ganzen, lebendig zusammenwirkenden Volkes.

IV. Um zu begreifen, wie eine ganze Nation sich einen nur durch Genialität erklärbaren Charakter geben könne, muss man einige Schritte zurück zur Betrachtung der Individualität thun.

Die Individualität eines Menschen ist Eins mit seinem Triebe. Das ganze Universum besteht nur durch den Trieb, und es lebt

und ist nichts, als indem und solange es mit Fortgang zu leben und zu seyn ringt. Da der Trieb nicht anders als bestimmt seyn kann, so wird es auch durch ihn die Form des Lebens, und alle Verschiedenheit der Existenz beruht nur auf der Verschiedenheit des Lebenstriebes selbst, oder seiner Möglichkeit sich durch den Widerstand, den er findet, durchzuarbeiten.

Dieser Trieb ist derselbe in der Körper und in der Geisterwelt, da er auf der einen Seite in der Organisation Gestalten schaft,[1]) die nur durch den Gedanken hervorgebracht,[2]) und auf der andern z. B. in der Kunst und Sprache solche, durch welche sonst nicht auszudrückende Gedanken gegeben scheinen. Er kann daher ebensowohl dienen, das Höchste in der geistigen, als das Einfachste in der körperlichen Natur zu erklären.

Was nun dem Charakter der Griechen das Daseyn gab, war dass in ihnen der Trieb, rein und voll Menschen zu seyn, sich durchaus herrschend zu machen verstand.

Was also wunderbarer Weise nur Werk des Genies seyn zu können schien, entstand aus blossem Hingeben an die Natur, wie überhaupt immer im Menschen das am feinsten Ausgebildete sich unmittelbar an das Ursprüngliche anschliesst, von dem es gleichsam nur deutlichere Umschreibung oder Uebersetzung ist.

V. Dass der Trieb sich in der geistigen Natur des Menschen geltend mache, und ihm darin, über seinen Gattungscharakter, eine eigene bestimmte Form gebe, das kann nur durch Acte der Freiheit, d. h. solche, welche ausschliesslich aus der Persönlichkeit entspringen, geschehn.

Zwar kann die Freiheit weder den Trieb, noch, welches einerlei ist, den Charakter umändern; aber sie muss ihn wecken, und sogar die Richtung, die er nothwendig und unveränderlich durch sich selbst hat, willkührlich zu bestimmen scheinen; oder mit andern Worten, die Quelle der Willensbestimmungen muss in dem Gebiete liegen, in welchem beide, Nothwendigkeit und Freiheit, in einer höheren Idee untergehen.

Alsdann nennt man mit einem nur Deutschen verständlichen Wort den Trieb: Sehnsucht, und der Mensch hat daher nur insofern einen bestimmten Charakter als er eine bestimmte Sehn-

---

[1]) *„Gestalten schaft" verbessert aus „eine Gestalt hervorbringt".*
[2]) *„hervorgebracht" verbessert aus „erklärlich".*

sucht hat, und da diese nur durch Kraft denkbar ist, nur soviel Charakter, als er moralische Energie besitzt.

Das zweite Hervorstechende in den Griechen ist also die Tiefe mit der die Sehnsucht, welche sie athmen, auf die ihr entsprechenden Gegenstände gerichtet ist, und die leichte Lebendigkeit, mit der sie sich darstellt, und statt unbefriedigt fort zu schmachten, sich immer neu und immer schöner wiedererzeugt; mithin die Fülle, Reinheit und Stärke ihres geistigen Lebens.

VI. Von solcher (IV.) Sehnsucht (V.) beseelt, konnte das Streben der Griechen nur auf Darstellung des höchsten Lebens (III.), d. i. des menschlichsten Daseyns, gehen.

Das Grundbestreben des Menschen ist auf unbegränzte Erweiterung der vereinten Energie seiner Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit, und da er zugleich das Sichtbare und Unsichtbare[1]) umschliesst, auf die Schlichtung ihres Widerstreits ohne Vernichtung des einen oder des andern, und indess dies erreicht werden kann, auf ihre Scheinvereinigung in einem Symbol, d. h. in einer Gestalt gerichtet, in welcher das Allgemeine, als Besondres auftritt, und das Besondre sich zum Allgemeinen erweitert.

Diesem Bestreben ergab sich nun der Grieche reiner und ausschliesslicher, als eine andre Nation, und hieraus entsteht ein dritter, vierter und fünfter Hauptzug seines Charakters.

Er suchte immer das Nothwendige und die Idee, mit Hinwegwerfung der zahllosen Zufälligkeiten des Wirklichen.

Seine hauptsächlichste Energie war die Kunst, das Gebiet der Symbole.

Wenn deshalb die Einbildungskraft das herrschende Vermögen seiner Seele wurde, so war es nur die ächte, und schöpferische, die keiner andern Kraft vorgreift, und nie ihr Gebiet verkennt; er besass daher gleichviel Fähigkeit zur reinen Speculation, und gleichviel praktische Weisheit. Er war natürlich und idealisch, niemals chimärisch und phantastisch.

VII. Das Gefühl der Menschlichkeit war so tief in den Griechen, dass sie tief empfanden, wie wenig in dasselbe die Nothwendigkeit augenblicklicher Dauer verwebt ist. Auf der schmalen Gränze zwischen Leben und Tod wollten sie daher nur Leben und volles Leben.

---

[1]) *„das Sichtbare und Unsichtbare" verbessert aus „den Kreis des Sichtbaren und Unsichtbaren".*

Verachtung todter Formen war also ein sechster Hauptzug ihres Charakters; sie setzten immer nur gern wirkliche, nicht conventionelle Kräfte in Bewegung.

VIII. Dieser ganze Charakter aber erhielt erst volle Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit durch das, was den siebenten Hauptzug der Griechen ausmachte, dass nemlich die Freuden der Geselligkeit jeden andern Genuss für sie übertrafen, dass alle ihre Einrichtungen durch die Neigung gebildet schienen, ihre Persönlichkeit in wechselseitige Reibung zu bringen, und dass sie eine sichtbare Richtung hatten, alles volksmässig zu machen, so wie denn auch in der That selbst feine Charakterzüge in ihnen sich im ganzen Volke darstellten.

Sogar die Familien machten bei den Griechen weniger abgesonderte Massen, als bei den Römern, und ihre Bande waren weniger trennend für die allgemeine Nationalgemeinschaft.

IX. Durch alle diese Züge wurde der Charakter der Griechen insofern das Ideal alles Menschendaseyns, dass man behaupten kann, dass sie die reine Form der menschlichen Bestimmung unverbesserlich vorzeichneten, wenn auch die Ausfüllung dieser Form hätte hernach auf andre Weise geschehen können.

Denn wie im Vorigen gesagt ist, so ist die Bestimmung des Menschen immer die Erzeugung des Absoluten aus sich selbst, aber mit Hülfe der Universalität von Erscheinungen, durch welche das Absolute sich einzeln offenbart.

Richtiges Verhältniss zwischen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit, innige Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen, Bewahren des Gleichgewichtes und Ebenmasses in der Summe aller Bestrebungen, Zurückführen von Allem auf das wirkliche, handelnde Leben, und Darstellen jeder Erhabenheit im Einzelnen in der ganzen Masse der Nationen und des Menschengeschlechts, sind gleichsam die formalen Bestandtheile der menschlichen Bestimmung, und diese finden sich in dem Griechischen Charakter gerade mit aller Bestimmtheit der Umrisse, allem Reichthum der Form, aller Mannigfaltigkeit der Bewegung, und aller Stärke und Lebendigkeit der Farben gezeichnet.

Aber es giebt hernach ein Verfolgen der einzelnen Momente dieses Bestrebens im Ganzen, das gerade den Alten fremd seyn musste, weil sie auf die leichte und glückliche Verbindung gingen, welcher jene Trennung wenigstens scheinbar und für den Augenblick widerspricht. Das Absolute muss auf abstractem Wege

ergründet, das Wirkliche auf gelehrtem erforscht, das sittliche Zusammenleben der Menschen durch Mittel, die der Ausbildung des Individuums auf den ersten Anblick entgegenlaufen, zu grösseren und schwerer zu erreichenden Resultaten geführt werden.

Hierin können nun die Neueren die Alten übertreffen, die Verbindung nach der Trennung, schwieriger, aber auch grösser, als die vor derselben, kann der Nachwelt vorbehalten bleiben, und so sind die Griechen ein Muster, deren Unerreichbarkeit zur Nachahmung anspornt, statt von ihr abzuschrecken.

X. Dieser nur in seinen hauptsächlichsten Zügen und mit Fleiss, damit das Bild ungetheilt bleibe, rasch entworfene Charakter war derselbe unter allen Griechen und in allen Exertionen griechischen Geistes. Es waren nicht mehrere divergirende, sich entweder gegenseitig beschränkende, oder in etwas Drittem vereinigende Richtungen, sondern überall derselbe Stil und derselbe Geist. Was, der Eigenthümlichkeit desselben nach, einseitig hervorragte, das drängte das ihm Entgegenstehende zurück, und der Vorzug bestimmte unmittelbar auch den Mangel. In der Poesie herrscht der Stil der Plastik; die Philosophie geht Hand in Hand mit dem Leben; die Religion verwebt sich in dieses und in die Kunst; das öffentliche und Privatleben schmelzen den Charakter fester zusammen, statt ihn zu trennen und zu zerreissen.

Das Gegenbild hierzu findet sich in uns. Denn bei uns stehen sich moderner und antiker Stil und Charakter, deren keinen wir aufgeben und von welchem ersteren wir uns nicht einmal losmachen können, ewig entgegen, und erregen unaufhörlichen Zwiespalt nicht nur unter verschiedenen Nationen und Individuen, sondern auch in der eigenen Brust, im Anschauen, Empfinden und Hervorbringen.

Diesem an sich und geradezu nicht zu lösenden Widerstreit des Antiken und Modernen müssen wir hier um so mehr einige Worte widmen, als dadurch zugleich auch die Mängel des hier geschilderten idealischen Charakters der Griechen klar werden.

XI. Einen sehr anschaulichen und klaren Begriff des Unterschiedes zwischen beiden giebt die Frage: was gelang den Griechen und was den Neueren so vorzugsweise, dass die einen und die andern es niemals erreichten? und hier ist die Antwort: Bildhauerei und Musik. Zur Plastik der Alten haben die Neueren nie

das Mindeste hinzuzusetzen versucht, der einzige Michel Angelo versuchte nur, und vielleicht ohne es zu ahnden, einen neuen Stil, und die schöne Musik hat das Alterthum nie gekannt.

Ohne beständig das Vorragen dieser beiden Künste vor Augen zu haben, bleiben alte und neuere Zeit gleich unerklärlich.

XII. Da in der Bildhauerei die Gestalt,[1]) in der Musik das Gefühl herrscht, so ist der allgemeine Charakter des Antiken das Classische, der des Modernen das Romantische, von welchen beiden jenes von der Brust aus[2]) die Welt, dieses von der Welt aus[2]) die Brust zur Unendlichkeit zu erweitern versucht.

Das Classische lebt in dem Lichte der Anschauung, knüpft das Individuum an die Gattung, die Gattung an das Universum an, sucht das Absolute in der Totalität der Welt, und ebnet den Widerstreit, in dem das Einzelne[3]) mit ihm steht, in der Idee des Schicksals durch allgemeines Gleichgewicht.

Das Romantische verweilt vorzugsweise im Helldunkel des Gefühls, trennt das Individuum von der Gattung, die Gattung vom Universum, ringt nach dem Absoluten in der Tiefe des Ichs, und kennt für den Widerstreit, in dem das Einzelne mit ihm steht, keinen Ausweg, als entweder verzweiflungsvolles Aufgeben aller Ausgleichung, oder vollkommene Lösung, in der Idee der Gnade und Versöhnung durch Wunder.

Der höchste symbolische Ausdruck von beiden ist der Mythus und das Christenthum.

XIII. Aus diesen Hauptunterschieden entstehen aber durch die Anwendung derselben auf die verschiedenen Verhältnisse des Lebens so viele andre, dass zuletzt nichts ohne Zwiespalt übrigbleibt. Selbst bis auf diejenigen Dinge, welche die Vorzüge beider Zeitalter zu verbinden geschickt scheinen, dehnt sich noch die unübersteigliche Schwierigkeit aus, die aus ihrer Entgegensetzung entspringt. So z. B. sollte man die Malerei, als die Vermittlerin zwischen Bildhauerei (in der Form) und Musik (in der Farbe) für ganz eigentlich unserer Zeit angemessen halten. Allein die fast absolute Unmöglichkeit einen Stoff und eine Behandlung zu wählen, die dem Mythus und dem Christenthum gleich fremd

---

[1]) *„Gestalt" verbessert aus „Form".*
[2]) *Nach „aus" gestrichen: „durch".*
[3]) *„Einzelne" verbessert aus „Endliche".*

seyen, beraubt immer wieder der Vorzüge der Seite, zu deren entgegengesetzter der Künstler sich näher gewendet hat.

Eine eigentliche Lösung dieses Widerspruchs, eine wahre und eigentliche Verbindung des antiken und modernen Geschlechts in einem neuen dritten lässt sich, auch bei der freigebigsten Einräumung einer unendlichen Perfectibilität, nicht denken.

Die einzige Ausgleichung ist, dass das wahrhaft nicht bloss (wie bei den Griechen) symbolisch Höchste durchaus nicht bestimmt ist sich in seiner Totalität in dem Wesen eines Menschen oder einer Nation darzustellen, dass es in der Wirklichkeit nur theilweis erscheinen, als Ganzes aber nur von dem Gedanken, nur in der Tiefe der Brust, und nur in einzelnen glücklichen Augenblicken angeschaut und geahndet werden kann.

Vorstehender Entwurf ergänzt in erwünschter Weise den auf uns gekommenen Anfang des Einleitungskapitels von Humboldts Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten (Band 3, 171. 373). Was davon ausgearbeitet vorliegt, entspricht, mannigfach erweitert und durch neue Ideen vertieft, aber doch in den Hauptlinien fast überall wörtlich anklingend, den fünf ersten Abschnitten des Entwurfs, dessen Fortsetzung uns erkennen läßt, wie diese Erörterungen über die Idealität des griechischen Charakters und sein Verhältnis zu dem modernen weitergeführt und zum Abschluß gebracht werden sollten. Zwei weitere Blätter geben uns die Überschriften des geplanten zweiten und dritten Kapitels dieser Einleitung: „2. Über die Ursachen, durch welche die Griechen zu den Vorzügen ihres moralischen Charakters und dem Gipfel ihrer politischen Macht gelangten"; „3. Über die Umstände, welche den politischen Verfall der Griechen und damit auch das Sinken ihres moralischen Charakters allmählich vorbereiteten." Für das historische Werk selbst bewahrt der Nachlaß eine Fülle von Materialien, Studien und Exzerpten, die uns zeigen, auf wie breiter historischer Unterlage das Bild der mazedonischen Epoche und des Hellenismus aus den antiken Quellen erbaut werden sollte. Zehn Hefte mit historischen Notizen aller Art und chronologischen Übersichtstafeln umfassen die gesamte, in sieben Perioden geteilte griechische Geschichte (vor der Eroberung Trojas, bis zur Einführung der einjährigen Archonten, bis zur Schlacht bei Marathon, bis zum Anfang des peloponnesischen Krieges, bis zur Schlacht bei Chäronea, bis zur Erklärung Achajas zu einer römischen Provinz, bis zum Ende griechischer Geschichte), die älteren Epochen mehr kursorisch, die mazedonische und hellenistische Zeit auf Grund des Demosthenes, der andern attischen Redner, des Diodor, Dionysius von Halikarnass und Pausanias verhältnismäßig eingehend behandelnd. Dem Leben und den Schriften des Demosthenes sind besondere ausführliche Studien und Sammlungen gewidmet. Ein weiteres Konvolut mit dem Gesamttitel „Hellas" enthält Sammlungen und Exzerpte zur Kenntnis der griechischen

Antiquitäten und zur Kulturgeschichte, nach Stichworten alphabetisch geordnet (z. B. Barbaren, Bevölkerung, Charaktere, Demagogen und Redner, Dichtkunst, Drama, Erziehung, Gestalt und Kleidung, griechischer Charakter, Handel, Inschriften, Klima und physische Beschaffenheit, Komiker, Krieg, Kunst, Männerliebe und Liebe überhaupt, Orakel, Philosophie, Religion, Sitten, Sklaven, Spiele, Sprache, Verfassung und Politik, Weiber, Wissenschaften), ferner Notizen über die einzelnen griechischen Landschaften, die wichtigsten Städte und Inseln; die Hauptquellen dieser Sammlungen sind Pausanias, Strabon, Plutarch, Diodor, Demosthenes, Aeschines, daneben neuere Autoren wie Corsini, Fea, Zoega. Zur schriftstellerischen Verwertung dieser umfänglichen Forschungen ist es dann, wie bekannt, nicht gekommen: sie geben uns ein deutliches Bild davon, dass Humboldt ein Historiker von höchster Vielseitigkeit und ein Philologe im edelsten Sinne des Wortes gewesen ist, dessen Ideengebäude sich auf dem gesicherten Fundament empirischer Untersuchung erhoben (vgl. Band 4, 436).

Ein andres Kollektaneenheft enthält unter einer Masse Auszügen aus den Reden des Demosthenes noch weitere Bemerkungen zu dem historischen Werk, die hier mitgeteilt sein mögen. Zunächst folgenden schematischen Überblick des Ganzen:

„Haupttheile.

1. Vorrede.
2. Schilderung Griechenlands; } *Einleitung.*
3. des Zustandes desselben unmittelbar vor Philipp. }
4. Periode Philipps und Alexanders; }
5. der Feldherren Alexanders und späteren Macedonischen Könige; } *1. Theil.*
6. der Römer. }
7. Einfluss der Griechen auf die Römer; } *2. Theil.*
8. die neueren Nationen. }
9. Schlussbetrachtungen."

Für das Motto des Werkes aus Ovids Metamorphosen 15, 428 stehen hier folgende fünf Übersetzungen zur Wahl, von denen schließlich die zweite mit Veränderung nur eines Wortes den Vorzug erhielt:

„Was, Pandions Stadt, nun bleibst du als Namengetön nur?
Was, Pandions Athen, nun bleibst du als schallender Name?
Was nun, als Name, bleibt die Pandionische Veste?
Was nun, als Namengetön bleibt fürder die Veste Pandions?
Was nun, als Namengetön bleibt fürder Pandions Athen noch?"

Die Darstellung der Periode des Philipp und Demosthenes sollte folgendes Motto aus Pausanias 1, 13, 2 erhalten:

„Αἱδε (scil. ασπιδες) ποτ' Ασιδα γαιαν εποϱϑησαν πολυχϱυσον,
αἱδε και Ἑλλαδι ταν δουλοσυναν εποϱον.
Νυν δε Διος ναῳ ποτι κιονας οϱφανα κειται,
τας μεγαλαυχητου σκυλα Μακηδονιας."

Die römische Periode folgende Verse aus Vergils Aeneis 1, 283:

„veniet lustris labentibus aetas,
Quum domus Assaraci Phthiam clarasque Mycenas
Servitio premet ac victis dominabitur Argis."

Hier wird am besten auch der topographischen Studien über das alte Rom gedacht, denen sich Humboldt gleich von Anfang seines römischen Aufenthalts an unter Zoegas kundiger Leitung mit Eifer hingab (an Wolf, 15. April 1803): ein erhaltenes Konvolut enthält Auszüge aus den ersten beiden Büchern des Livius, aus den lokalgeschichtlichen Werken von Volpi, Nolli, Nardini, Bemerkungen zu Nollis Stadtplan und Beschreibungen des aventinischen und capitolinischen Hügels und ihrer Umgebungen von Zoegas Hand.

Eine Aufzeichnung über griechische Urgeschichte aus dem Jahre 1807, die ich seinerzeit in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 152, 641 habe abdrucken lassen, mag als Probe dienen, wie diese römischen Studien sich darstellen.

15. Einleitung in das gesammte Sprachstudium.

Begriff des Werks.

I. Allgemeiner Theil.

1. Untersuchung der Sprache, ihrer Natur, ihrer Vertheilung in mehrere einzelne, und ihres Verhältnisses zu dem Menschen und zur Welt.

A. Beschaffenheit der Sprache, und Verhältniss derselben zum Menschen überhaupt genommen.

B. Charakter einer einzelnen Sprache, und Verhältniss derselben zu ihrer Nation.

C.[a] Verschiedenheit der Sprachen von Seiten ihrer Wirkung, ihres Einflusses auf die Sprechenden, betrachtet.

C.[b] Darstellung der Entstehung, Verwandtschaft, der Umänderungen, und des Untergangs der Sprachen.

D. Umfang aller Verschiedenheiten der Sprache, und Beschaffenheit der Sprache des Menschengeschlechts.

E. Zergliederung der einzelnen Theile der Sprache, und Untersuchung, auf welchen derselben ihr Total Einfluss beruht.

F. Summarische Darstellung, welcher Einfluss auf das Menschengeschlecht durch die uns bekannten Sprachen wirklich hervorgebracht worden ist, oder noch hervorgebracht wird.

2. Methodenlehre. Praktische Anwendung der Resultate der vorigen Untersuchung auf die

A. Erlernung,

B. Beurtheilung, und

C. Behandlung und Bearbeitung der einzelnen Sprachen.

Handschrift (17 halbbeschriebene Quartseiten) im Archiv in Tegel.

II. Specieller Theil.
Einleitung.
1. Allgemeine vergleichende Grammatik.
A. nach ihren Gesetzen und Analogien.
B. nach ihren Bezeichnungsmitteln.
C. nach ihrem Einfluss auf die Darstellung der Gedanken.
2. Allgemeine vergleichende Lexikographie.
A. nach ihren Gesetzen und Analogien.
B. nach ihren Wurzellauten.
C. nach ihrem Verhältniss zum Bedürfniss des Sprechenden.
3. Verwandtschaftsbestimmung der Sprachen.
III. Philosophische Geschichte der Sprachen, und Bestimmung ihres Einflusses auf die verschiedenen Nationen, und in verschiedenen Zeiten.

Hierin liegt der Stoff zu drei Werken, wie die Römischen Zahlen sie anzeigen.

Die grossen lateinischen Zahlen theilen das erste in zehn Bücher ab.

Begriff des Werks.

1.

Unter einer **Einleitung in das gesammte Sprachstudium** verstehe ich den systematisch geordneten Inbegriff aller derjenigen leitenden Grundsätze und geschichtlichen Angaben, welche dazu dienen können, das Sprachstudium — es sey nun auf mehrere, oder alle Sprachen, oder auf eine einzelne, oder endlich auf die Natur der Sprache selbst gerichtet — zu erleichtern, zu berichtigen, zu erweitern, und fruchtbar zu machen.

2.

Eine solche Einleitung muss daher das Allgemeinste umfassen, dem Tiefsten sich so sehr, als möglich nähern, und zugleich so weit zum Besondren hinabsteigen, als der Verstand noch Analogie und Zusammenhang aufzufinden vermag, und sein Geschäft nicht bloss dem Gedächtniss und der Uebung anvertrauen darf.

3.

Man konnte der hier angedeuteten Lehre aber nur den Namen einer Einleitung in ein Studium geben, da weder von allen, noch

von Einer Sprache eine Wissenschaft, oder Kunde, sondern von jeder nur ein Studium möglich ist. Denn jede Sprache ist unendlicher Natur, und erlaubt daher nicht, dass sie je vollständig ergründet, und noch viel weniger vollständig dargestellt werde.

4.

So wie eine einzelne Sprache das Gepräge der Eigenthümlichkeit der Nation an sich trägt; so ist es höchst wahrscheinlich, dass sich in dem Inbegriff aller Sprachen die Sprachfähigkeit, und insofern derselbe davon abhängt, der Geist des Menschengeschlechts ausspricht.

Denn die Sprache ist ein selbstständiges, den Menschen eben so wohl leitendes, als durch ihn erzeugtes Wesen; und der Irrthum ist längst verschwunden, dass sie ein Inbegriff von Zeichen von, ausser ihr, für sich bestehenden Dingen, oder auch nur Begriffen sey.

Nichts berechtigt uns anzunehmen, dass die Mehrheit der Sprachen nur die Absonderung der Nationen, als eine naturnothwendige Folge, begleite, und dass derselben nicht eine viel wichtigere Absicht der Weltanordnung, oder eine viel tiefere Thätigkeit des menschlichen Geistes zum Grunde liege. Wir wissen vielmehr, dass jede einzelne Wirksamkeit desselben eine gewisse Einseitigkeit an sich trägt, die aber durch andre, zu ihr passende vervollständigt wird; und wir sehen, dass sich mehrere, genau erforschte Sprachen in ihren Vorzügen und Mängeln gegenseitig ergänzen. Vermuthlich ist dies daher bei allen, wenn gleich viele vor ihrer völligen Ausbildung untergehen, der Fall; und vermuthlich ist der eigentliche Grund der Vielheit der Sprachen das innere Bedürfniss des menschlichen Geistes, eine Mannigfaltigkeit intellectueller Formen hervorzubringen, welche ihre Schranke auf uns gleich unbekannte Weise, als die Mannigfaltigkeit der belebten Naturbildungen, findet. Will man diese Aehnlichkeit weiter verfolgen; so lässt sich vielleicht auch behaupten, dass eigentlich neue Sprachen nicht mehr entstehen; allein Spielarten viel mehr als in der, überhaupt weit fester begränzten physischen Natur.

5.

Jede Sprache setzt dem Geiste derjenigen, welche sie sprechen, gewisse Gränzen, schliesst, insofern sie eine gewisse Richtung giebt, andre aus. Die Erforschung aller Sprachen kann daher

darauf führen, zu sehen, welches der weiteste Aufflug ist, den eine gestattet, und auf welche Weise die Gränzen des menschlichen Geistes von dieser Seite gleichsam historisch zu bestimmen sind.

6.

Diese Hauptaufgabe, so weit es geschehen kann, zu lösen, die Sprachfähigkeit des Menschengeschlechts auszumessen, muss das eigentliche Geschäft einer Einleitung in das gesammte Sprachstudium seyn.

Indem sie dahin strebt, erfüllt sie von selbst alle untergeordneten Forderungen.[1])

7.

Sie hat aber nur Bruchstücke des Werks der menschlichen Spracherzeugung vor sich. Das Meiste ist untergegangen; Vieles bleibt ewig unergründlich. Man muss sich daher vorzüglich auf dasjenige stützen, was die Vernunft über das Vorhandne hinaus, allein immer mit Hülfe desselben, zu erkennen im Stande ist.

8.

Die erste hier nothwendige Untersuchung richtet sich daher auf die Sprache, und ihren Einfluss auf den Menschen, beide in ihrem allgemeinen Begriff genommen, und ohne Rücksicht auf individuelle Vielheit und Eigenthümlichkeit.

9.

Zwischen dem Punkte, wo man alle Eigenthümlichkeit ausschliesst, bis zu dem, wo man alle bekannte zusammenfasst, zwischen dem Begriff des Menschen und dem Menschengeschlechte, liegt das ganze Gebiet der lebendigen Mannigfaltigkeit der wirklichen Sprachen, Nationen und Individuen; welches die Untersuchung vollständig prüfen, ausmessen, und bearbeiten, allein vorher die leitenden Grundsätze dazu in[2]) dem Charakter, welcher eine einzelne Sprache bestimmt, und in[2]) dem Zweck und der Beschaffenheit der Absonderung des Menschengeschlechts in Stämme, Nationen und Individuen aufsuchen muss.

---

[1]) *Nach „Forderungen" gestrichen: „welche man billigerweise an sie machen kann".*

[2]) *„in" verbessert aus „aus".*

10.

Die Nothwendigkeit eigner und tief eindringender Untersuchungen über diese Gegenstände ergiebt sich bei der ersten selbst oberflächlichen Betrachtung der Sprachen. Denn wie Wolken auf einem Berggipfel nur, von fern gesehen, eine bestimmte Gestalt haben, allein wie man hineintritt, sich in ein nebligtes Grau verlieren;[1]) so ist die Wirkung und der Charakter der Sprachen zwar im Ganzen deutlich erkennbar, allein so wie man anfängt zu untersuchen, woran nun dieser Charakter im Einzelnen hängt, entschlüpft einem der Gegenstand gleichsam unter den Händen.

Eine zweite Schwierigkeit ist dass der Mensch von der Sprache immer in ihrem Kreise gefangen gehalten wird, und keinen freien Standpunkt ausser ihr gewinnen kann. Sobald er von irgend einem Wort auf den durch dasselbe bezeichneten Begriff übergehen will, so bleibt ihm (Gegenstände der Anschauung ausgenommen) kein anderes Mittel übrig, als Uebersetzung in eine andre Sprache, oder eine wieder nur durch Worte zusammenzusetzende Definition.

Der innige Zusammenhang zwischen der Sprache und dem Nationalcharakter lässt sich ferner darum schwer enträthseln, weil auch die ganze Materie des Charakters und seiner Abstufungen nach Nationen, und Individuen ganz neuer, mehr durchdringender Erörterungen bedarf, zum Theil aber in ein nie ganz durchforschbares Gebiet gehört.

Endlich lässt sich der im Vorigen angegebene Zweck nur erreichen, wenn man immer wieder auf den Grund der Erfahrung auftritt, und immer zu ihm zurückkehrt. Die Erfahrung führt aber hier unvermeidlich zu Irrthum und Einseitigkeit, wenn man nicht den ganzen vorhandenen Sprachstoff vollständig sammelt, sichtet, systematisch zusammenstellt, und mit einander vergleicht.

Ohne daher über diesen ganzen Gegenstand eine neue, eigne, in sich vollständig, und im Zusammenhange mit allen angränzenden Gebieten durchgeführte Untersuchung aufs Neue anzustellen, wird es nie möglich seyn, das Sprachstudium auf eine wahrhaft fruchtbringende Weise in die übrigen menschlichen Kenntnisse eingreifen zu lassen.

---

[1]) *Auf diese Stelle dürfte sich wohl Alexander von Humboldts Band 3, 318 Anm. 1 erwähntes Zitat beziehen, das er mit dem merkwürdigen Titel* „Sur les monographies des langues *§ 1*“ *anführt; dann wäre nicht notwendig eine französische Abhandlung Humboldts anzunehmen, von der wir sonst nichts wissen.*

11.

So grosse Fortschritte aber auch in unsrer Zeit Philosophie und Philologie gemacht haben, so sehr das Studium aller cultivirten Sprachen zugenommen hat, und so sehr, vorzüglich durch Missionarien und Reisende, die Aufmerksamkeit auch auf die rohen und nur durch ihren Bau interessirenden[1]) gerichtet worden ist; so ist dennoch für den hier angegebenen Gesichtspunkt noch unglaublich wenig geschehen.

In Absicht der philosophischen Ideen ist man fast nur innerhalb des dürftigen Gebietes der allgemeinen Grammatik stehen geblieben, hat aber auch diese nur selten als eine reine Vernunftwissenschaft, und nie als eine allgemein vergleichende Grammatik behandelt, sondern meistentheils als eine Mischung von Vernunftsätzen und höchst unvollständig gesammelten, mehr zufällig aufgegriffenen factischen Angaben.

In Absicht des historischen Stoffs hat man sich begnügt, Materialien zusammenzutragen, allein auch dies weder vollständig, noch rein genug, um zu allen Zwecken dienen zu können, gethan. Zu noch grösserem Unglück hat man fast überall daran Urtheile geknüpft, denen man es nur zu sehr ansieht, dass es ihnen an der sicheren Grundlage gehörig aufgestellter leitender Ideen fehlt.

Daher haben bis jetzt weder die philosophischen Wissenschaften, noch die Geschichte, am wenigsten aber die Einsicht in die Sprache selbst aus dieser so bearbeiteten allgemeinen Sprachkunde bedeutenden Gewinn gezogen. Die Etymologie aber, und die Lehre von der Abstammung und Verwandtschaft der Völker müssen sogar in sehr verdächtigen Ruf kommen, wenn man noch immer fortfährt, aus einigen Duzend mühselig aufgefundenen, in ihrem inneren Zusammenhang mit den übrigen ihrer Sprache gar nicht untersuchten Wörtern auf eine Verwandtschaft der Sprachen zu schliessen.

Daher kommt es denn natürlich, dass selbst wissenschaftlich gebildete Männer das Aufsuchen jedes Sprachüberrestes, als solchen, nur wie eine höchstens verzeihliche Neugierde ansehen, dass Philologen die Beschäftigung mit sogenannten barbarischen Sprachen für einen Entschluss der Verzweiflung derer achten, die in den klassischen nicht fortkommen können, und nur sehr Wenige begreifen, dass eine Sprache gar nicht allein durch ihre Literatur,

---

[1]) *„nur — interessirenden“ verbessert aus „wilden“.*

auch nicht bloss durch den sich in ihr offenbarenden Charakter der Nation, und die sich aus ihr ergebenden historischen Aufschlüsse interessirt, sondern den Geist und die Empfindung noch viel anders durch ihren innern Bau und die Natur ihrer Grundbestandtheile anzieht und fesselt.

12.

Die innere Harmonie dieses Baues, oft am jugendlichsten und einfachsten in den Sprachen der rohesten Völker, diese Beziehungen der Ausdrücke auf die feinsten Abstufungen des Gefühls, diese Andeutungen tiefer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge durch die Verwandtschaft ihrer Bezeichnungen, und so manche andre überraschende Schönheit offenbart sich nur dann, wann man eine Sprache rein objectiv, und, mit Beiseitesetzung jedes andern Zwecks, um ihrer selbst willen untersucht. Und das verdient unstreitig dasjenige, was nicht eine Erfindung des Menschen, nicht ein Erzeugniss der Natur, sondern ein dem Menschen ohne sein Zuthun, und über alles sein im Bewusstseyn liegendes Vermögen hinaus gegebenes Instrument ist, das einen von keinem, der es spielt, je erschöpften Reichthum von Tönen, und in jedem einen nur nach und nach erkannten Gehalt bewahrt, das für die weiteste Tonleiter der Empfindungen besaitet ist, und indem es nur dem Geist und dem Gefühle zu folgen scheint, beiden erst die rechten Bahnen anweist, und ihnen die Flügel leiht, sie zu verfolgen. Wer von der Schönheit dieses Baues nicht ergriffen ist, hat ihn nie in seinem Zusammenhange zu durchschauen versucht; und in der That werden die Sprachen dermassen, als Mittel zu andern wichtigeren Zwecken betrachtet, dass die Meisten, Gelehrte und Sprachgelehrte nicht ausgenommen, ihr ganzes Leben hindurch in ihnen herumwandern, ohne sich einmal auf den Standpunkt zu stellen, von welchem sie das Ganze und seine Anordnung zu übersehen im Stande wären.

13.

Wenn die gegenwärtige Arbeit Anleitung giebt, dass man die Sprache mehr als Sprache erkennt und fühlt, und dass das Wort, auch ausser seinem Alltagsgebrauche, anders an uns und in uns fruchtbar wird; so hat sie damit den vorzüglichsten, von ihr zu erwartenden Vortheil erreicht, und braucht sich nicht weiter um von selbst erfolgenden Nebennutzen zu kümmern.

Es würde eine ganz andre Klarheit der Begriffe, Bestimmtheit des Ausdrucks, und Besonnenheit des Bewusstseyns herrschen, wenn eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der Muttersprache allgemeiner wäre; die Liebe zu ihr und zum Vaterlande und mit dieser die Innigkeit jedes Gefühls würde wachsen; der Mensch würde einen ihn immerfort anregenden, immer, unabhängig von seiner äusseren Brauchbarkeit, auf ihn zurückwirkenden Gegenstand mit sich herumtragen, wenn er aufhörte, die Sprache als ein fast verabredetes gleichgültiges Zeichen zu betrachten, und sie wie ein auf seinem Stamm empor geschossenes Gewächs ansähe, wenigstens eben so sehr seiner Aufmerksamkeit würdig, als die Gebirge und Flüsse, welche seinen Geburtsort umgeben. Eben dadurch würde er auch fremde Sprachen richtiger beurtheilen, und selbst bei geringerer Kenntniss derselben, als jetzt sehr gewöhnlich ist, ihr Verhältniss zu der seinigen fehlerfreier würdigen. Der Zahl der selbstthätigen Kräfte, welche sich mit ihm in Wechselwirkung stellen, würde sich eine mehr beigesellen; und da der Mensch und seine Sprache immerfort in gegenseitigem Einflusse auf einander stehen, so würde derselbe eindringender, fruchtbarer und geregelter werden.

Mit der erwachenden Lust an der Sprache, als Sprache würde auch der stolze Ekel hinwegfallen, mit dem noch so häufig jetzt auf Provinzial- und Volkssprache herabgesehen wird, und welcher den Keim des Hinsterbens aller Tüchtigkeit und Lebendigkeit in der Sprache und Nation in sich trägt. Dadurch würden die höheren Stände und das Volk einander näher treten, die Cultur würde eine gesundere Richtung erhalten, und man würde bei dem Volke williger für die Veredlung seiner Sprache Sorge tragen, wenn man anfienge ihre Frische, Innigkeit und Derbheit liebzugewinnen.

Aller wissenschaftliche Nutzen endlich, welchen Sprachuntersuchungen, auf welche Weise es immer sey, der Sprache und der Geschichte leisten können, erhält erst seine Vollendung, wenn alle Sprachen zusammengenommen werden, und man auf einmal den ganzen Stoff bearbeitet, welchen ihr gesammtes Gebiet umfasst. Es fehlt bis dahin der Untersuchung nicht bloss an Vollständigkeit, sondern auch die Richtigkeit des auf mangelhafte Kenntniss Gegründeten wird verdächtig.

14.

Kein Einzelner kann hoffen, ein so ungeheures Gebiet ganz zu bearbeiten; dies kann nur den auf einander folgenden Bemühungen Vieler gelingen, die sich einander berichtigen und ergänzen. Am wenigsten könnte ich, und unter den Umständen, unter welchen ich diese Blätter beginne, mir schmeicheln, irgend etwas Vollständiges zu leisten. Es hat mir nur besser geschienen, selbst Hand an den Versuch zu legen, als bloss einen Entwurf dazu vorzuzeichnen. Sowohl die aufstossenden Schwierigkeiten, als die sich ergebenden Vortheile zeigen sich besser, wenn man den Weg selbst zu gehen unternimmt, als wenn man sich bloss ihn von einer Anhöhe zu übersehen versucht.

15.

Um ihn ganz zurückzulegen, muss man drei Theile vollenden, welche man beinahe als drei verschiedene Werke ansehen kann:

einen allgemeinen, welcher aus dem weiten Umfange aller Sprachen nur dasjenige herausnimmt, was über die Sprache, ihre Natur und ihren Einfluss überhaupt Licht zu verbreiten vermag;

einen speciellen, der Alles in den wirklichen Sprachen Vorhandene, bloss darum, weil es vorhanden ist, sammelt, sichtet, und ordnet;

einen bloss geschichtlichen, welcher die Resultate der beiden ersten mit einander verbindet.

16.

Der allgemeine Theil enthält in zwei Abschnitten:

die reine, nur auf die Erkenntniss desselben bezogene Untersuchung des Gegenstandes; und

die Anwendung der auf diesem Wege gefundenen Resultate, die Methodenlehre.

17.

Der erste Abschnitt des allgemeinen Theils ist die Grundlage des ganzen Werks, und derjenige, welcher über die Möglichkeit und das Gelingen desselben entscheidet. Er muss, wenn er vollkommen durchgeführt wird, Alles erschöpfen, was über die Sprache, ihre Natur, ihre Vertheilung in mehrere einzelne Sprachen, ihr Verhältniss zu dem Menschen und zur Welt im Allgemeinen gesagt werden kann.

Er behandelt diesen weitläuftigen Stoff in folgenden sieben Büchern:

18.

Das erste entwickelt die Natur der Sprache und ihr Verhältniss zum Menschen im Ganzen, mit Beiseitesetzung aller in ihr möglichen Verschiedenheiten, und ohne in die Zergliederung ihrer einzelnen Theile einzugehen.

Wasserzeichen und äußerer Charakter der Handschrift weisen dieses Fragment eines großen sprachphilosophischen Werkes, den ersten der mannigfachen unvollendet gebliebenen Ansätze zur Begründung dieser Wissenschaft, in die erste wiener Zeit, also in die Jahre 1810 oder 1811. Damit stimmt, wenn ich es richtig hierher beziehe, das Zitat in Alexander von Humboldts Reisewerk: dieser dürfte bei seinem Besuche des Bruders in Wien im Herbst 1811 vor seiner projektierten Reise nach dem Himalaya (Bruhns, Alexander von Humboldt 2, 73) von dem Manuskripte Kenntnis genommen haben.

---

16. Ueber Sprachverwandtschaft.

Die Bestimmung der Verwandtschaft der verschiedenen bekannten Sprachen, welche allein eine richtige Stammtafel derselben begründen kann, ist eins der wesentlichsten Erfordernisse des allgemeinen Sprachstudiums. Sobald es nicht mehr bloss darauf ankommt, eine Sprache zu dem täglichen, oder wissenschaftlichen Gebrauch zu erlernen, oder zu bearbeiten, sondern dieselbe zu zergliedern, ihren Bau zu ergründen, und ihre Eigenthümlichkeit darzustellen, kann man sie nicht mehr einzeln, sondern nur im Zusammenhange mit Allem betrachten, was auf sie einen Einfluss ausgeübt hat.

Ebensowenig ist dieser Gegenstand für die Geschichte gleichgültig. Zwar wird es immer unmöglich bleiben, ihr Gebiet von dieser Seite aus wesentlich zu erweitern; und ich theile keinesweges die Meynung derer, welche auf diesem Wege zu grossen neuen Entdeckungen zu gelangen, und weit über alle schriftliche und mündliche Ueberlieferungen hinauszugehen hoffen. Auch die tiefsten und gelungensten Untersuchungen dieser Art können nie zu einzelnen bestimmten Thatsachen, die sonst unbekannt gewesen wären, führen, sondern nur schon bekannten mehr Gewicht leihen, gewisse Meynungen ausschliessen, und bisweilen gleichsam die Gränzen angeben, zwischen welchen dasjenige, was nicht auf uns gekommen ist, gelegen haben muss. Keine zergliedernde Vergleichung der Lateinischen und Griechischen Sprache wird jemals bestimmt zeigen können, wie die erstere aus Griechenland nach Italien herübergekommen ist; allein eine vielseitigere, als man bis jetzt vorgenommen hat, eine, welche den offenbar in

---

Handschrift (8 halbbeschriebene Folioseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

der Lateinischen Sprache enthaltenen nicht Griechischen Stoff mehr zu achten, und richtiger zu beurtheilen versteht, wird überzeugend darthun, dass die Entstehung dieser Sprache weit über alle Nachrichten hinaufgeht, welche wir von Einwanderungen griechischer Stämme in Italien kennen, und dass zu ihrer Entstehung auch Sprachen mitgewirkt haben, die wir nur noch im äussersten Westen von Europa antreffen. Man wird auf diesem Wege dahin gelangen, wie in der Kunst (wenn man die Cyclopischen Mauern, die Etruskischen Denkmale, und die Werke der Römer zusammennimmt) so auch in der Sprache eine dreifache Periode zu unterscheiden: die der Urvölker; die der Etrusker, Oscer, u. s. f. und die der Römer und Griechen. Legte man aber auch weniger Gewicht auf solchen, wirklich die Masse der Kenntnisse bereichernden Gewinn, so ist das Verwandtschaftsstudium der Sprachen immer nothwendig, eine Menge falscher Meynungen, Vermuthungen und Systeme mit einiger Gründlichkeit zu widerlegen. Ohne selbst von dem Misbrauch zu reden, welchen Valancey[1]) und andre ihm ähnliche angebliche Sprachforscher mit diesem Studium getrieben haben, hat man sich in keinem andren wissenschaftlichen Gebiete so abentheuerliche Voraussetzungen erlaubt, und obgleich nur wenige grossen Eingang gefunden haben, so sind doch mehrere, auch der falschesten so stehen geblieben, dass ein hartnäckiger Verfechter derselben schwer würde zum Schweigen gebracht werden können. Die angebliche Bevölkerung Irrlands von dem Norden von Spanien aus, und die gemeinschaftliche Abstammung der Finnen und Ungarn können als Belege dieser Behauptung gelten.

Allein auch den Nutzen für die Sprachkunde und Geschichte ganz ungerechnet, bleibt es eine höchst wichtige und der Aufmerksamkeit würdige Erörterung:

> inwieweit die Verwandtschaft unter den Sprachen mit einiger Gewissheit bestimmt, und an welchen Kennzeichen dieselbe erkannt werden kann?

Denn sie führt nicht bloss in fast alle tiefsten und feinsten Fragen des philosophischen Sprachstudiums, sondern klärt auch die Absonderung und Verzweigung des Menschengeschlechts mehr auf, und stellt das intellectuelle Leben der Nationen auf einem Punkte dar, wo es, unabhängig von der Eigenthümlichkeit und der Willkühr der Individuen, einer höheren Ordnung der Dinge angehört.

---

[1]) *Vgl. über Vallancey* Dictionary of national biography *58, 82.*

Bisher aber sind die beiden hier aufgeworfenen Fragen noch auf eine sehr wenig befriedigende Weise beantwortet worden; ja man hat selbst nicht den Versuch sie zu beantworten auf richtige Grundsätze zurückgebracht. Ich rede hier nicht einmal von der ganz und gar verwerflichen Methode (die noch immer zu sehr befolgt wird) eine Anzahl von Wörtern, nach der Aehnlichkeit ihres Schalls und ihrer Bedeutungen, mit einander zu vergleichen. Man erhält dadurch nicht bloss unvollständige, sondern oft auch durchaus unrichtige Resultate, und die letzteren oft in doppelter Art. Denn es wird nicht bloss leicht zusammengestellt, was nicht zusammengehört, sondern auch häufig das wirklich Verwandte getrennt. Das letztere ist vorzüglich dann der Fall, wenn dasselbe, eigentlich eine Eigenschaft bezeichnende Wort in zwei Sprachen der Ausdruck verschiedner, nur in dieser Eigenschaft mit einander übereinkommender Substantiva ist; wie man es in *πυργος* und Berg, *ensis* und Sense, *corda* und Horde, *queen* und *kone* findet. Da sehr viele Sprachen, nach dieser ganz rohen Vergleichung, Wörter mit einander gemein haben, so müsste man nun mechanisch abzählen, in welchen die meisten angetroffen werden, und die Verlegenheit wird noch dadurch vermehrt, dass an sich gar nicht verwandte Sprachen doch später gegenseitig von einander können Wörter aufgenommen haben. Dies zu unterscheiden, hat zwar schon Adelung die Regel angegeben, dass alle Ausdrücke solcher Gegenstände, welche auch die roheste Nation kennen und bezeichnen muss, gewiss der Sprache ursprünglich eigenthümlich sind;[1]) allein auch dies täuscht, da selbst bei diesen Gegenständen der fremde Ausdruck den alten einheimischen bis zur Vergessenheit verdrängt haben kann.

Allein wenn man auch neuerlich diesen Weg verlassen, und darauf gedrungen hat, einmal erst die Wörter der eignen Sprache auf ihre einfachsten Wurzellaute zurückzubringen, ehe man sie mit fremden vergleicht, und zweitens die Verwandtschaft der Sprachen mehr in ihrem Bau, als in ihren Bestandtheilen aufzusuchen; so ist man dadurch dem Ziele noch nicht um Vieles näher gerückt.

Die hier angegebene erste Methode, deren Ausführung schon in hohem Grade schwierig ist, führt darum nicht leicht zu irgend sichren Bestimmungen, weil, bei der Gleichmässigkeit der Sinn-

---

[1]) *Vgl. seinen Mithridates 1, VII.*

werkzeuge aller Nationen, auch fast bei allen, selbst ohne Verwandtschaft und geschichtlichen Zusammenhang, dieselben Wurzellaute Symbole derselben Wahrnehmungen und Empfindungen sind. Wenn daher, wovor es, auch bei der grössesten Sorgfalt, unglaublich schwer ist, sich zu hüten, nur einige Willkühr in der Verwechslung der Buchstaben, und der Bestimmung des Ganges der bezeichnenden Einbildungskraft hinzukommt, so lässt sich fast jede Sprache in jeder andren wiederfinden, und die Begriffe werden eher verwirrt, als bestimmt. Immer kann daher dies Prüfungsmittel nur in Verbindung mit andern mit glücklichem Erfolge gebraucht werden.

Der zweite ist unstreitig wirksamer und entscheidender. Der Geist einer Nation, welcher doch der Sprache sein Gepräge ertheilt, und das ihrige empfängt, drückt sich allerdings bestimmter in ihrem Bau, ihrem Systeme, der Zusammenfügung ihrer Bestandtheile, als in diesen, immer mehr von zufälligen Umständen abhängigen aus. Allein man hat die Untersuchung bis jetzt höchstens auf die Grammatik ausgedehnt. Diese aber muss, da sie grossentheils, ohne Antheil der Einbildungskraft, eine Anwendung logischer Gesetze auf die Sprache ist, überall eine gewisse Gleichheit bewahren, und wenn daher diese nicht auf Verwandtschaft schliessen lässt, so ist auf der andern Seite die Verschiedenheit der Grammatik bei weitem nicht immer auch ein Beweis der Verschiedenheit der Sprachen selbst. Denn sie bezeichnet sehr häufig nur denjenigen Bildungspunkt, auf welchem eine Sprache stehen geblieben ist, indess die andre Veränderungen erfahren hat, in welchen, durch den Untergang vieler Formen, Lücken entstanden, und andre durch das Erlöschen der Spuren ihrer Zusammensetzung unkenntlich geworden sind. Dann hat man auch in der Grammatik mehr die einzelnen Bezeichnungsmittel der Verhältnisse der Begriffe aufgezählt, als mit Klarheit dargelegt auf welche eigenthümliche Art in jeder Sprache der Bau der Rede aus den Bestandtheilen hervorgeht; und nun zeigt die Erfahrung, dass in jenen Bezeichnungsmitteln unläugbar und geschichtlich erweisbar verwandte Sprachen sehr verschieden seyn können, wie die Englische anders, als alle, aus denen sie entsprungen ist, kein Geschlecht hat, und die Dänische ein Passivum besitzt. Das Erstere kommt unstreitig von der, die Kennzeichen der Endungen so häufig verwischenden niederdeutschen Mundart her; dem letzteren aber liegt wohl ein verstecktes Impersonale zum Grunde.

Ueberhaupt hat man, wenn die Vergleichung vergönnt ist, wohl die Anatomie der Sprache vielfältig bearbeitet, allein die Physiologie derselben gänzlich liegen lassen; und so wie die Zergliederungskunst sich Jahrhunderte lang ängstlich beschäftigte, einigen Theilen des Gehirns, welche eine eigenthümliche Form besitzen, Namen zu geben, ohne zu ahnden, dass die grosse ungeschiedene Masse eigentlich die wichtigsten Aufschlüsse über die geistige Organisation enthielte, so ist man in den Sprachen fast ausschliessend bei den grammatischen Formen, und der Bildung der abgeleiteten Wörter stehen geblieben, hat aber die der Stammwörter, und ihren innern Zusammenhang, und den Gang der Einbildungskraft in der Bezeichnung der Begriffe entweder gar nicht, oder erst sehr spät beachtet. Allerdings ist auch das eine und das andre mit viel grösseren Schwierigkeiten verknüpft.

Um nun die hier gerügten Irrthümer, oder vielmehr Unvollständigkeiten zu vermeiden, und die Untersuchung wenigstens so weit zu führen, als es der gegenwärtige Zustand des Sprachstudiums erlaubt, muss man einen doppelten Weg einschlagen, einen mehr philosophischen, und einen rein empirischen. Auf dem ersteren muss man der Entstehung verwandter Sprachen überhaupt, auf dem letzteren den Erscheinungen der einzelnen nachgehen, die allgemein dafür anerkannt sind.

Ehe man die Verwandtschaft der Sprachen in Thatsachen aufsuchen kann, muss man die leitenden Grundsätze dazu in ihrer allgemeinen Form entdecken. Zu diesem Behuf muss man auf die Natur der Sprachen, und auf ihren Ursprung zurückgehen. Wer oft mehrere mit einander verglichen hat, dem wird es auch oft widerfahren seyn, zwar die ungeheure Verschiedenheit im Ganzen, in dem Aeussren der Erscheinung, und im Charakter und den Wirkungen, auch eine grosse Menge einzelner in dem Bau, und den Wörtern wahrzunehmen, allein schlechterdings in Verlegenheit zu gerathen, wenn er nun aus diesen jene zu erklären versucht. Die erste Frage ist daher die: in welchen Stücken und wodurch sind eigentlich verschiedene Sprachen verschieden? die nächst darauf folgende: in welchen Ursachen können diese Verschiedenheiten gegründet seyn? die letzte endlich: in welchen der hier ausgemittelten Stellen liegt nun dasjenige, was von einander, oder gemeinschaftlich von einer dritten erzeugte Sprachen zugleich ähnlich und eigenthümlich macht? Die Beantwortung jeder dieser Fragen führt von den Sprachen zu den

Nationen, und sie kann nicht erschöpfend ausfallen, wenn sie nicht bis zu dem Punkte gelangt, auf dem die Eigenthümlichkeit beider zusammentrifft, und sich wechselseitig aufklärt. Man darf freilich auf diesem Wege nicht hoffen zu praktisch anwendbaren Kennzeichen zu kommen; allein man wird dadurch sichrer, dieselben nicht auf eine unrichtige Weise aufzusuchen, und vorzüglich sich nicht in den Ursachen der gefundenen Aehnlichkeiten zu täuschen; indem man sich dahin zu stellen versucht, von wo die Verwandtschaft ausgehen muss, geräth man weniger in Gefahr, ihre Erscheinungen unvollständig zu erkennen, oder mit andren zu verwechslen. Es hiesse das feine und zarte, tief mit dem Geiste und dem Gefühle verwebte Wesen der Sprache verkennen, wenn man sich einbildete, dass sich das an ihr Charakteristische auf eine irgend erschöpfende Weise mathematisch bestimmen liesse. Wie man in der physiognomischen Verwandtschaft der Völker zwar allenfalls den Winkel der Gesichtslinie feststellen, aber übrigens auch nicht die Vielfachheit der übrigen Aehnlichkeiten nach dem Massstabe angeben kann; so erschöpft auch in der Sprache nicht das todte Gerippe von grammatikalischen Formen und Wörterfamilien das Wesen an welchem die Spur der Abstammung nur wie ein leiser Hauch haftet. Mehr daher, als trockne, mechanische Vergleichung, muss hier das geübte Gefühl entscheiden, das aber, um sicher zu urtheilen, von so klarer und bestimmter Einsicht unterstützt seyn muss, als man sich nur immer in die verschwisterte Natur des Menschen und der Sprache zu verschaffen vermag.

Merkwürdig ist es auch, der Entstehung verwandter Sprachen geschichtlich zu folgen, allein nur sehr selten sind hinlängliche Angaben dazu vorhanden. Selbst da, wo die Umwandlung in einer Zeit geschehen ist, welche ganz der Geschichte angehört, und wo die übriggebliebenen Spuren mit dem Fleiss und dem Scharfsinn eines Muratori gesammelt werden, ist die Ausbeute nur dürftig und wenig befriedigend.

Wie der hier beschriebene Weg synthetisch ist, so ist der oben vorgeschlagene empirische durchaus analytisch. Man nimmt Sprachen deren Verwandtschaft bekannt, und nicht zu bezweifeln ist; man untersucht ihren Bau bis in seine kleinsten Theile, setzt ihre Aehnlichkeiten und ihre Eigenthümlichkeiten aus einander, und wendet nun die in ihnen entdeckten Kennzeichen auf solche Sprachen an, über deren Verwandtschaft man bisher nur Ver-

muthungen, oder auch nicht einmal diese hatte. Die Beziehungen, die wir mit historischer Gewissheit unter verschiedenen Sprachen kennen, sind mannigfaltig, und in Graden von einander entfernt; hier wäre es nun gut, von den nahen zu den entfernten überzugehen, und etwa folgende Vergleichungen stufenweis anzustellen:

1. blosser verschiedener Mundarten:
   der griechischen unter einander;
   der Vaskischen;
   der ober- und niederdeutschen;
   der Kymrischen und Bas Bretonschen.
2. so nah verwandter Sprachen, dass sie beinahe für Mundarten gelten können:
   der dänischen und Schwedischen;
   beider mit der Deutschen;
   der Lateinischen und Griechischen.
3. solcher Sprachen, die aus Verderbung andrer entstanden sind:
   der alt- und neu-Griechischen;
   der Lateinischen Töchtersprachen mit der Lateinischen.
4. solcher, deren Abstammung unbekannt, deren Verwandtschaft aber in die Augen fallend ist:
   der Deutschen und Griechischen.
5. solcher, deren Verwandtschaft wahrscheinlich, aber nicht gerade in die Augen fallend ist:
   der Griechischen mit der Hebräischen.
6. solcher, zwischen denen aus gar keinem besondren Grunde eine Verwandtschaft geahndet werden kann:
   der Mexicanischen, oder irgend einer andern Amerikanischen, mit den Europaeischen Muttersprachen.

Würde, was keine zu schwer zu übersehende Arbeit wäre, eine solche Reihe von Vergleichungen neben einander aufgestellt, und durch die drei Punkte durchgeführt, welche jeder Sprache ihre Eigenthümlichkeit geben:

1. den grammatikalischen und lexicalischen Bau;
2. die Familien der Wörter;
3. die Mittel (vorzüglich Flexionssilben) deren sich die Grammatik zur Bezeichnung der durch sie unterschiedenen Zustände der Wörter bedient;

so würde man der Beantwortung der Frage, welche Sprachähnlichkeiten Kennzeichen gemeinschaftlicher Abstammung sind?

und der Beurtheilung jetzt ganz zweifelhafter Sprachen bei weitem näher kommen.

Wasserzeichen und äußerer Charakter der Handschrift verweisen unsern Aufsatz in die wiener Jahre, in denen die Abhandlungen über das Baskische für Vaters Mithridates und Schlegels Museum, der Versuch über die Sprachen des neuen Kontinents und die beiden dort folgenden kleineren Aufsätze entstanden sind; er dürfte also 1812 oder 1814 niedergeschrieben sein.

---

17. Ueber den Begriff, und die Vortheile und Nachtheile der Pressfreiheit.

Auf Veranlassung eines Aufsatzes in den Jahrbüchern der Literatur. B. 1. S. 210.

Das Wort Pressfreiheit wird in einem doppelten Sinne genommen, einem bedingten, und einem unbedingten. In der ersten Bedeutung, welche man die gesellschaftliche nennen könnte, versteht man darunter das Mass der Freiheit, dessen ein Schriftsteller in der That und Wirklichkeit, und abgesehen von den Formen, welchen sein Geschäft unterworfen ist, bei der Aeusserung seiner Gedanken geniesst; man redet daher von grosser und geringer, vernünftiger und ausschweifender Pressfreiheit, von Schranken und Erweiterungen derselben. In der zweiten, welche, als zur Bezeichnung bestimmter Unterschiede brauchbarer, die wissenschaftliche heissen könnte, versteht man darunter die Abwesenheit von Censurbehörden, oder andern dem Druck vorhergehenden polizeilichen Beschränkungen, nach dem buchstäblichen Sinne des Wortes, die Freiheit der Presse, den Zustand wo sie drucken darf, was man ihr unterlegt, demjenigen entgegengesetzt, wo sie nur dasjenige drucken darf, was mit dem Imprimatur versehn ist. Die Möglichkeit, dass der Schriftsteller, Verleger oder Drucker, wegen der bereits erschienenen Schrift, vor Gericht gestellt werden, hebt die Unbedingtheit der Freiheit nicht auf. Unter Freiheit kann im Staate, und selbst im Naturzustande

Handschrift (2 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel.

(wenn man von diesem hier zu sprechen nöthig hätte) immer nur Freiheit unter nachheriger Verantwortlichkeit, im ersten Fall vor dem Gesetz, im zweiten vor den Ansprüchen des verletzten, sich selbst Recht schaffenden Theils verstanden werden. Eine Pressfreiheit, bei welcher der Staat sich gar nicht, weder vor, noch nachher, um Druckschriften bekümmerte, wäre eine Erklärung, entweder dass Jeder solle jeden Einzelnen, und den Staat selbst ungestraft beleidigen können, oder dass durch Schriften gar keine Beleidigung möglich sey. Beides ist widersinnig, und da eine solche Erweiterung der Freiheit also gänzlich aus dem Gebiete der, vorzüglich im Staat, denkbaren Freiheit hinausgehen würde, so kann sie nicht nothwendig seyn, um den Begriff der Freiheit unbedingt zu machen.

In England existirt daher unbedingte Pressfreiheit, wieviele Pamphletschreiber auch mögen in Anklagezustand gesetzt, oder bestraft werden. In Frankreich existirt die unbedingte Pressfreiheit nur für gewisse Schriften, für andre nicht; man könnte dies zwar auch eine Bedingung und Einschränkung der Pressfreiheit nennen; doch drückt man sich richtiger aus, wenn man sagt, dass die Freiheit der Presse durch das Gesetz, nach Verschiedenheit der Fälle, erklärt, oder aufgehoben ist. Denn der wichtige Unterschied ist immer der, dass im strengen Sinne des Worts die Pressfreiheit keine Grade hat, sondern Zwang und Freiheit einander bestimmt entgegenstehen.

Man thäte besser, den Ausdruck der Pressfreiheit ausschliesslich von der unbedingten zu brauchen, und die bedingte schriftstellerische Freiheit zu nennen. Es wäre der Natur der Sache, und der Bedeutung der Wörter angemessener, und es würde sich dann auch zeigen, dass zu Zeiten mehr schriftstellerische Freiheit in einem Lande vorhanden seyn kann, das der Pressfreiheit entbehrt, als in einem, wo sie gesetzlich ist.

Die Erörterung dieser Begriffe ist aber gewiss nicht bloss ein unnützer Wortstreit; die ganze Folge dieser Betrachtungen wird zeigen, dass ein strenges Raisonnement durchaus einer scharfen Bestimmung derselben bedarf, und dass bei Vergleichung der verschiedenen, von den Staaten über die Pressfreiheit beobachteten Systemen nicht bloss von einem höheren, oder geringeren Grade der Freiheit der Schriftsteller, sondern von einem ganz andren Zustande der Dinge, andern Vortheilen, andern Gefahren, einer andern Behandlung von Seiten der verwaltenden Behörden die Rede ist.

Im ersten Quartalsheft der wiener Jahrbücher der Literatur vom Jahre 1818 (S. 210) erschien, anknüpfend an eine englische und vier französische Schriften über das gleiche Thema von Holt, Bergasse, Constant, Bailleul und Ricard, eine Abhandlung von Gentz über die Preßfreiheit in England (Schriften 2, 39), der eine die französischen Verhältnisse behandelnde Fortsetzung folgen sollte. Gentzens Artikel hat, wie Schlesier mit Recht hervorhebt, den ersten Grundstein für eine gründliche Theorie dieses staatswissenschaftlichen Problems gelegt, das er geistvoll, scharfsinnig und beredt behandelt wie niemand vor ihm. Diese Arbeit seines alten Freundes veranlaßte Humboldt, wohl noch während seines Aufenthalts in London und unmittelbar unter dem Eindruck der Lektüre, zu einer eigenen Beleuchtung des Problems, die leider nicht über den allerersten Anfang hinaus gediehen ist. Wir würden sonst eine Darstellung erhalten haben, die, weil auf einem philosophischeren Boden erwachsen und ohne Rücksicht auf praktische und Verwaltungsmaßregeln unternommen, seine auf uns gekommenen Denkschriften von 1809 (Band 10, 51. 55) und 1816 (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 7, 122; fehlt in unsrer Ausgabe) in sehr wertvoller Weise ergänzen würde. In bezug auf die Grundgedanken befand sich Humboldt mit Gentz nirgends im Widerspruch, wie Gebhardts Auszüge (Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 1, 331. 2, 221) bequem erkennen lassen. Da die intime Korrespondenz beider Freunde bedauerlicherweise bis auf geringe Reste verschollen ist, so ist nicht zu bestimmen, ob Gentzens Anonymität für Humboldt durchsichtig oder durch ihn selbst aufgeklärt war oder nicht.

Körners kritische Bemerkungen zu der ihm im Manuskript vorliegenden Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium (Band 4, 1. 436) habe ich inzwischen im Euphorion 12, 793 abdrucken lassen.

Die Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers (Band 4, 35. 437) steht, wie Spranger (Historische Zeitschrift 100, 541) kürzlich nachgewiesen hat, in engstem Zusammenhange mit Schellings Philosophie, eine Beobachtung, die auch für die genauere historische Erkenntnis von Humboldts Sprachphilosophie noch von weittragenden Folgen sein dürfte. Körners kritische Bemerkungen sind jetzt im Euphorion 12, 795 abgedruckt.

---

18. Ueber den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung.

Dass eine Sprache bloss ein Inbegriff willkührlicher, oder zufällig üblich gewordener Begriffszeichen sey, ein Wort keine andre Bestimmung und Kraft habe, als einen gewissen, ausser ihm entweder in der Wirklichkeit vorhandenen, oder im Geiste gedachten Gegenstand zurückzurufen, und dass es daher gewissermassen als gleichgültig angesehen werden könne, welcher Sprache sich eine Nation bediene, sind Meynungen, die man wohl bei niemanden mehr voraussetzen darf, welcher der Natur der Sprachen auch nur einiges Nachdenken gewidmet hat. Man kann vielmehr als allgemein anerkannt annehmen, dass die verschiedenen Sprachen die Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten der Nationen ausmachen, dass eine grosse Anzahl von Gegenständen erst durch die sie bezeichnenden Wörter geschaffen werden, und nur in ihnen ihr Daseyn haben (was sich in der Art, wie sie im Worte gedacht werden, und im Denken durch Sprache auf den Geist wirken, eigentlich auf alle ausdehnen lässt), dass endlich die Grundtheile der Sprachen nicht willkührlich, und gleichsam durch Verabredung entstanden, sondern aus dem Innersten der Menschennatur hervorgegangene, und sich (man könnte hinzusetzen: als gewissermassen selbstständige Wesen in einer bestimmten Persönlichkeit) erhaltende, und forterzeugende Laute sind. Allein über die Natur des Einwirkens der Sprache auf das Denken, die Andeutung derjenigen unter ihren Eigenschaften, auf welchen es eigentlich beruht, die Festsetzung der Erfordernisse in ihr, wenn darin ein solcher, oder solcher Grad erreicht werden, oder diese,

---

Handschrift (4 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel.

oder jene bestimmte Verschiedenheit des Denkens hervorgebracht werden soll, über die Abhängigkeit, oder Unabhängigkeit in der sich die Nation zu ihrer Sprache befindet, die Macht, die sie über dieselbe ausüben kann, oder den Zwang, den sie von ihr erleiden muss, liegt das Feld der Forschung noch offen, und man darf, wenn man auf diese Fragen eingeht, eher besorgen, ein wenig zugängliches, als ein schon zu oft durchwandertes Gebiet zu betreten.

Es ist der Zweck der gegenwärtigen Arbeit, diese Untersuchung vorzunehmen, und so weit, als nothwendig und möglich scheinen wird, fortzuführen, dabei ebensowohl rein betrachtend, und in die Natur der Sprache überhaupt eindringend, als geschichtlich durch Prüfung der bedeutendsten wirklich vorhandenen Sprachen zu verfahren, und auf diese Weise dahin zu gelangen, den Einfluss des verschiedenen Charakters der Sprachen (welchen genau festzustellen schon an sich keine leichte Aufgabe ist) auf Literatur und Geistesbildung zu bestimmen.

Wenn die Grammatik und Wörterlehre als die Zergliederung der Sprachen gelten können, so werden wir hier gleichsam auf ihre physiologischen Functionen geführt; erkennen, wie ihre Bestandtheile einzeln, und zusammen wirken, und wie sich daraus und dadurch ihr organisches Leben gestaltet. Denn ein solches kann den Sprachen nicht abgesprochen werden. Die Geschlechter vergehen, aber die Sprache bleibt; jedes findet sie schon vor, und stärker und mächtiger, als es selbst ist, ergründet sie nie ganz, und hinterlässt sie dem nachfolgenden; ihr Charakter, ihre Eigenthümlichkeit lässt sich nur durch die ganze Reihe der Geschlechter hindurch erkennen, aber sie verbindet sie alle, und alle stellen sich in ihr dar; man sieht, was sie einzelnen Zeiten, einzelnen Männern verdankt, aber was alle ihr schuldig sind, bleibt immer unbestimmbar. Im Grunde ist die Sprache, nicht wie sie in fragmentarischen Lauten und Werken auf die Nachwelt kommt, sondern in ihrem regen, lebendigen Daseyn, nicht auch die äussere bloss, sondern zugleich die innere, in ihrer Einerleiheit mit dem durch sie erst möglichen Denken, die Nation selbst, und recht eigentlich die Nation. Denn was ist die Sprache anders, als die Blüthe, zu der Alles in des Menschen körperlicher und geistiger Natur zusammenstrebt, in der sich Alles sonst Unbestimmte und Schwankende erst gestaltet, und die feiner und aetherischer, als die immer tiefer mit Irrdischem vermischte That ist? Sie ist aber ebenso die Blüthe

des Organismus der ganzen Nation. Denn der Mensch kann sie ebensowenig allein hervorbringen, als bloss von andern empfangen, und das Geheimniss ihres Ursprungs beruht auf dem Geheimniss einer getrennten, und doch in höherem Sinne wieder unläugbar verbundenen Individualität.

Bei der Untersuchung des Einflusses der Sprachen auf die Nationen scheint es vielleicht sonderbar, gerade der Literatur zu erwähnen, die oft bloss ein künstliches, nicht von selbst, und durch die Begeisterung der eignen Sprache aus ihr hervorgehendes Werk ist. Ein Volk gewährt im häuslichen und öffentlichen Leben, auch wenn es nie nur zu einem Anfange von Literatur gelangte, viel merkwürdigere Erscheinungen, und grössere Energien, die gewiss nicht minder unter dem Einfluss der Sprache stehen, und diese geht meistentheils nur geschwächt und arm gemacht in Schriften und Bücher über, indess sich ihr voller Strom kräftig und sinnvoll durch die tägliche Rede des Volkes ergiesst. Die Bildung einer Literatur gleicht der Bildung der Verknöcherungspunkte in dem alternden menschlichen Körperbau, und von dem Augenblick an wo der frei in Rede und Gesang ertönende Laut in den Kerker der Schrift gebannt wird, geht die Sprache erst angeblicher Reinigung, dann ihrer Verarmung, und endlich ihrem Tode zu, wie reich und weitverbreitet sie seyn möge. Denn der Buchstabe wirkt erstarrend auf die noch einige Zeit frei und mannigfaltig neben ihm fortbestehende gesprochene Rede zurück, drückt seine ungebundneren Ausbrüche, seine vielfachen Formen, seine jede kleinste Nuance bildlich bezeichnenden Modificationen durch seine Vernehmlichkeit zur Volkssprache herunter, und duldet bald nichts mehr um sich, als was ihm gleich ist. Allein auf der andren Seite ist dies ein unvermeidliches, nur daher entspringendes Uebel, dass die Sprache mit allem übrigen Irrdischen ein vergängliches Daseyn theilt. Denn wenn die Schrift sie nicht heftet, wenn die Gegenwart nichts hat, als die immer dunkle und schwankende Ueberlieferung um die Töne der Vorwelt zu vernehmen, so wird kein Fortschritt festgehalten, und alles läuft in einem dem Zufall allein überlassenen Kreisgang durch einander. Auch gehören selten in der Weltgeschichte wiederkehrende Verknüpfungen von Umständen dazu, wenn es einer Sprache, da sie aus der Alltagsrede des Volks in ein abgeschiedneres Gebiet der Ideen geborgen wird, nicht an Reinheit, Adel, und Würde fehlen soll. Ohne also, was gewiss sehr irrig wäre, das Daseyn, oder den Mangel einer Literatur

gerade als das Kennzeichen anzusehen, das den Einfluss der Sprachen auf die Geistesbildung bestimmte, kann man doch bei einer Untersuchung, wie die gegenwärtige, nicht nur die Literaturen der Nationen nicht übergehen, sondern muss sogar dabei anfangen, das Augenmerk auf sie zu richten, da sie allein feste und sichere Formen abgeben, in welchen sich der Einfluss der Sprachen ausprägt, und durch die man ihn sicher beweisen kann. Zugleich aber muss man allerdings frei von aller, dem Sprachforscher gerade am wenigsten geziemenden Geringschätzung solcher Sprachen seyn, die vermuthlich nie eine Literatur besessen haben, noch besitzen werden, und kann gewiss aus ihnen einen grossen und mächtigen Nutzen auch für diese Untersuchung ziehen. Denn eine unpartheiische Prüfung wird zeigen, dass auch scheinbar dürftige und rohe Sprachen reichlichen Stoff zu feiner und vielseitiger Bildung in sich tragen, der darum, dass er nicht durch Schriften wirklich ausgebildet wird, nicht ohne Wirkung auf die Sprechenden bleibt. Denn da das menschliche Gemüth die Wiege, Heimath und Wohnung der Sprache ist, so gehen unvermerkt, und ihm selbst verborgen, alle ihre Eigenheiten auf dasselbe über. Auf den hier angedeuteten Einfluss der Schrift auf die Sprache, der übrigens auch schon vielfältig, vorzüglich bei Gelegenheit der Aufzeichnung der Homerischen Gesänge, bemerkt worden ist, werden wir in der Folge noch besonders zurückkommen. Der Gang mancher Sprachen lässt sich bloss durch diese Wanderung aus Volks- in Schriftsprache erklären, und wenn man Montaigne mit Voltaire vergleicht, sollte man meynen, die Sprache einer Nation sey in die eines Stadtzirkels übergegangen.

Es giebt noch immer, und nicht wenige Menschen, welche, die Sprache doch mehr für ein gewissermassen in sich gleichgültiges Werkzeug haltend, alles, was man von ihrem Charakter behauptet, dem Charakter der Nation beilegen. Für diese wird in dieser ganzen Untersuchung immer etwas Schiefes liegen, und nach ihnen wird hier nicht vom Einfluss der Sprachen, sondern vom Einfluss der Nationen auf ihre eigne Literatur und Bildung die Rede seyn. Man kann, um diese Ansicht zu widerlegen, auf die Thatsache aufmerksam machen, dass doch gewisse Sprachformen dem Geist unläugbar eine gewisse Richtung geben, und ihm einen gewissen Zwang auflegen, und dass, um in einer wortreichen und wortarmen dieselben Ideen auszudrücken, man doch wenigstens einen verschiedenen Gang gehen, und also wenigstens

Vorzüge mit Vorzügen vertauschen muss, was unmöglich ohne allen ferneren Einfluss bleiben kann. Man kann hernach ferner zeigen, dass . . . .

Diese unvollendete Abhandlung, die wohl für den Vortrag in einer Sitzung der berliner Akademie bestimmt gewesen sein dürfte, gehört nach Wasserzeichen und äußerem Charakter der Handschrift in das Jahr 1821, also etwa in dieselbe Zeit, in der auch die Vorlesung über die Aufgabe des Geschichtschreibers entstanden ist. So bildet sie ein Bindeglied zwischen Humboldts erster sprachwissenschaftlicher Arbeit der Altersmuße über das vergleichende Sprachstudium einerseits und den Abhandlungen über das Entstehen der grammatischen Formen und über den Nationalcharakter der Sprachen andrerseits.

Jakob Grimms brieflicher Dank für die Übersendung der Vorlesung über das Entstehen der grammatischen Formen (Band 4, 285. 439), höchst charakteristisch für den Gegensatz der wissenschaftlichen Methoden beider Forscher, ist inzwischen im Anzeiger für deutsches Altertum 30, 150 von mir veröffentlicht worden.

---

19. Erwiderung auf einen Aufsatz von Guido Görres.

Herrn Görres Bemerkungen haben mir wegen des daraus sichtbar hervorleuchtenden Scharfsinnes und wegen der Sorgfalt, mit welcher er in die feinsten Nuancen der Ideen eingeht, sehr viel Vergnügen gemacht. Seine Einwendungen gegen einige Stellen meiner Abhandlung scheinen mir dennoch aber von der Art, dass sie sich durch nähere Verständigung, ohne Eintrag der von mir vorgetragenen Behauptungen, heben lassen.

Das Wichtigste in Herrn Görres Aufsatz hat mir das über das zweifache in der Sprache vorkommende grammatische Verhältniss Gesagte geschienen.

Es soll nemlich ein eigentliches grammatisches Verhältniss geben, das im Grunde das Verhältniss der Gegenstände selbst ist, und ein uneigentliches zwischen dem das eigentliche Verhältniss und dem die Sache bezeichnenden Wort. In *e-tiboa,* ich-durch soll das erste, nicht aber das zweite liegen. In *per portam* liegen, wenn ich den etwas dunkel ausgedruckten Unterschied recht verstehe, beide: das eigentliche in *per* und *porta,* das uneigentliche in der Accusativendung *portam.* Das uneigentliche findet Herr Görres nicht immer in der Sprache, sondern nur da, wo das eigentliche Verhältniss einen eignen Ausdruck [1]) erhält.

Sondre ich alles rein und bloss Logische von der Sprache ab, so kann ich in dieser nur Ein grammatisches Verhältniss finden, nemlich das jedes Worts zu dem Ganzen und den Theilen des Satzes. In *per portam* im Gegensatz mit *e-tiboa* liegt nicht ein

---

Handschrift (6 halbbeschriebene Folioseiten, ohne Titel) im Archiv in Tegel.

[1]) *Nach „Ausdruck“ gestrichen: „in der Sprache“.*

neues Verhältniss, sondern nur ein Ausdruck mehr desselben Verhältnisses. Dieser Ausdruck beweist, dass die Spracherfinder des Lateinischen die Verknüpfung des Substantivs mit der Praeposition energischer und diese letztere gewiss nur als Verhältnissbegriff gedacht haben. Denn wenn wir *tiboa* mit durch übersetzen, müssen wir nicht vergessen, dass der scharfe Begriff der Praeposition, welcher in durch liegt, dem *tiboa* gewiss ebenso fehlt, als Rücken (welches mehrere Sprachen für *post* gebrauchen) und hinter gewiss nicht dasselbe sind.

Ich glaube *p.* 7.[1]) die Beispiele *e-tiboa* und *l-emani* ganz richtig zusammengestellt zu haben. Denn beide bezeichnen Begriffe ohne bestimmten Ausdruck ihrer Verbindung, was für meinen Zweck an der angeführten Stelle hinreicht, wenn es auch wirklich noch andre Verschiedenheiten zwischen beiden Ausdrücken geben sollte.

Herr Görres unterscheidet genauer. Er tadelt bei der Anführung von *l-emani:*

1. dass ich darin das dem Verbum Eigenthümliche der Verbalbeschaffenheit vermisse, da doch nur die Beschaffenheit eines einzelnen Theils des Verbum darin fehle.

2. dass in *e-tiboa* nur das uneigentliche, in *l-emani* aber auch ein eigentlich grammatisches Verhältniss fehle.

Zu 1. muss ich bemerken, dass Herr Görres wohl übersehen hat, dass *emani* gar nicht nothwendig ein Infinitiv ist, sondern ebensowohl (wie ich ausdrücklich anführe) Wunsch oder wünschen heisst, und dass (wie ich gleichfalls ausdrücklich sage) *l* nicht nothwendig ein Personalpronomen ist, sondern auch eines des Besitzes seyn kann. Wenn also *l-emani* ebensowohl *suum desiderium,* als *ille desiderare* heissen kann, so muss ich wohl da, wo es *ille desiderat* auszudrücken bestimmt ist, nicht bloss die Beschaffenheit eines Theils des Verbum, sondern die ganze Verbalbeschaffenheit selbst hinzudenken. Man trägt auch hier wieder, dünkt mich, ein zu bestimmt grammatisches Denken in ein sich noch gar nicht so grammatisch bewusstes über. Dem Amerikaner fehlt in der Deutlichkeit seines Denkens darum nichts, dass Wunsch und wünschen, Substantiv und Infinitiv, er und sein, in seiner Seele zusammenfallen.

Bei dem zweiten Einwand gebe ich gern zu, dass das Beispiel

[1]) *Vgl. Band 4, 291.*

l-emani allerdings von dem andern in verschiedenen Punkten abweicht, ich finde aber, auch bei der unpartheiischsten Untersuchung, nicht, dass ihm gerade dasjenige fehle, was es an der Stelle, wo es steht, passend macht. Sonst wäre es leicht mit einem andren zu vertauschen. Das eigentlich grammatische Verhältniss, dessen Bezeichnung Herr Görres in *e-tiboa* antrifft, dagegen in *l-emani* vermisst, scheint mir, um in seine Vorstellungsart einzugehen, in dem Pronomen oder vielmehr der Person zu liegen. Denn so wie das Verbum *vim praedicandi* ausüben soll, ist die Hinzufügung der Person unerlasslich, und wieder findet sich die Person (die man nicht mit dem Pronomen überhaupt verwechseln darf) nur da, wo diese *vis praedicandi* thätig ist.

Bei diesem zweiten Punkt aber entwickelt Herr Görres Ideen über das Verbum, denen ich nicht beistimmen kann, und die auch dergestalt von den angenommenen (namentlich den Bernhardischen) abweichen, dass es doch gut wäre, vor der Aufstellung neuer, erst diese zu widerlegen.

Herr Görres erklärt nemlich das ganze Verbum bloss als die Synthesis des Praedicats mit dem Subject, und findet diese Synthesis substantivisch im Infinitiv, adjectivisch im Participium, und drittens in dem, was er Conjugation nennt, wo aber der Ausdruck: flectirtes Verbum richtiger seyn würde, da man sonst Infinitiv und Participium unnöthigerweise von der Conjugation ausschliesst. An einer andren Stelle sagt Herr Görres, noch mehr in Widerspruch mit meiner Vorstellungsweise: der Begriff des Seyn (das Hülfsverbum *esse, εἶναι*) drückt im Allgemeinen die Synthesis des Praedicats mit dem Subject aus. Dies alles scheint mir über den Begriff des Verbum weder vollständig, noch genau.

Der Grundbegriff des Verbum ist gar nicht der der Synthesis des Praedicats mit dem Subject, sondern der des Handelns (worunter das Leiden begriffen ist), Wirkens, Bewegens. Was wir in der Natur vor unsren Augen sehen: Dinge, Beschaffenheiten, Handlungen, das bedingt auch die drei grossen Abtheilungen der Sprache: Substantivum, Adjectivum, Verbum. Diese Grundidee darf man auf keine Weise verlassen.

Allerdings liegt aber darin noch nicht das ganze Verbum, wie es in der Sprache erscheint. Das Handeln, Wirken, Bewegen wird zuerst in ihr, als Attributivum, aber als eigne Gattung des Attributivum, als Participium, gedacht. Im Participium kann ich gar

keine Synthesis des Praedicats mit dem Subject erkennen. Es ist ja selbst bloss ein Praedicat. Denn dass das Participium einem Substantiv beigelegt werden kann und beigelegt wird, kann ich nicht Synthesis, wenigstens nicht in dem Sinne nennen, in welchem die Grammatik diesen Begriff fordert.

Da der Infinitiv (über den ich mich in der Indischen Bibliothek weitläuftiger erklärt habe,[1]) und von dem ich mit Vergnügen sehe, dass auch Herr Görres ihn ganz richtig zum Verbum zählt) vom Participium ausgeht, so theilt er auch hierin dessen Natur.

Aus der Verbindung des Begriffs des Seyns mit dem Participium, oder anders ausgedruckt, durch das (wie Herr Görres sehr gut sagt) existentielle Setzen entsteht das flectirte Verbum, nach Herrn Görres die Conjugation. Dieses nun entspricht ganz eigentlich der Copula im Urtheil, und in ihm liegt die wahre Synthesis des Praedicats mit dem Subject. Es ist also insofern vollkommen richtig, dass die wesentliche Beschaffenheit des Verbum in dieser Synthesis besteht. Da aber dieselbe aus einer Verbindung des Seyns mit dem Participium (als einem Theile des Verbum) hervorgeht, so kann sie nur im Ganzen, nicht im Theile gefunden werden. Der Begriff des Seyns, im Allgemeinen und für sich allein genommen, druckt, dünkt mich, nicht nothwendig diese Synthesis, sondern nur die in ihm liegende metaphysische Bedeutung aus.

Diese Verbindung des Praedicats mit dem Subject vermittelst des Seyns kann aber dann allerdings auch substantivisch: das bewegt Seyn, und adjectivisch: bewegt seyend genommen werden.

In der andren, von Herrn Görres erwähnten Stelle meiner Abhandlung (*p.* 16.)[2]) habe ich bloss sagen wollen, dass, so wie man aufhört eine wahre grammatische Form, auch der höchst gebildeten Sprachen, als Form anzusehen, und sie als eine Zusammenfügung bedeutsamer Elemente betrachtet, man immer das wahrhaft Grammatikalische hinzudenken muss. Dass ich nun die wahre Verbalbeschaffenheit nicht mit Herrn Görres in dem Begriff des Seyns für sich finden kann, erklärt sich aus dem oben Gesagten. Meine wahre Meinung über den *p.* 16. berührten Punkt,

---

[1]) *Vgl. Band 4, 384.*
[2]) *Vgl. Band 4, 299.*

die aber vielleicht in meiner Abhandlung nicht klar genug ausgedruckt seyn mag, ist eigentlich folgende.

Im Grunde existirt alle Grammatik (von dem lexikalischen Theil der Sprache gilt dies auf andre Weise) bloss im Verstande der Redenden. Die Rede selbst enthält nur Andeutungen davon. Alle Grammatik muss also hinzugedacht werden. Solange nun die grammatischen Andeutungen in der Rede sämmtlich lexikalisch bedeutsam, und keine andre, als solche, in der Rede enthalten sind, ist dies Hinzudenken ein wahres Hinzudenken, da den hinzugedachten grammatischen Beziehungen keine streng grammatische Andeutung entspricht, und zwischen allem lexikalisch Bedeutsamen immer für das Zusammendenken Lücken bleiben. Es entsteht also da das bis ins Unendliche gehende Einschachtelungssystem, von dem Herr Görres und ich reden. Erst die wahre grammatische Form zerschneidet diesen Gordischen Knoten. Sie lässt keine lexikalische Erklärung zu, oder der Geist weist jede solche Erklärung zurück, sie ist wahre grammatische Andeutung, und wird als solche genommen, sie füllt also wahrhaft die zwischen dem Lexikalischen bleibenden Lücken, und das Fordern von Andeutungen und Erklärungen, das vor ihrem Entstehen ins Unendliche geht, findet bei ihr seinen Endpunkt.

Ueber diese Innerlichkeit der Grammatik, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so wie über einige andre hier berührte Punkte finden sich noch weitere Ausführungen in dem in Paris von mir und Herrn Landresse erschienenen *Supplément à la grammaire Japonoise du Père Rodriguez*,[1]) das Schlegel höchst wahrscheinlich besitzt.

Die vorstehende Abhandlung polemisiert gegen einen handschriftlichen Aufsatz des jüngeren Görres, der folgendermaßen lautet:

„In der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung heißt es pag. 7*: Die grammatischen Verhältnisse . . . . hinzugedacht.*

Dies letzte Beispiel scheint mir nicht zu passen. Bei wiederholtem Durchlesen haben sich mir immer zwei Einwendungen aufgedrungen, die, sollten sie gegründet sein, nicht unwichtig durch die daraus folgenden Schlüsse sind. Zuvor aber scheint es notwendig, die zwei Arten grammatischer Verhältnisse, welche in der Sprache vorkommen, gänzlich als ihrem Wesen nach verschieden von einander

---

[1]) *Vgl. Band 5, 242 Anm.*

abzusondern. Das eigentliche und wahre grammatische Verhältnis entspricht in der Vorstellung der Verknüpfung oder dem Verhältnis der Gegenstände selbst; wird nun aber dieses sich auf die Sache selbst beziehende Verhältnis durch ein eigenes, isolirt stehendes Wort ausgedrückt, so entsteht ein zweites, uneigentliches grammatisches Verhältnis zwischen dem das eigentliche Verhältnis und dem die Sache bezeichnenden Wort; es muß nämlich ausgedrückt sein, daß beide sich auf einander beziehen. Vielleicht wird für dieses zweite Verhältnis der Name Wortverhältnis oder Verhältnisverknüpfung passen.

In dem ersten Beispiele nun, e-tiboa, *ich durch, hat das eigentliche grammatische Sachverhältnis in der Präposition seinen Ausdruck, nicht aber das Wortverhältnis; dass nämlich die Präposition sich auf das Pronomen bezieht, ist nicht ausgedrückt.*

Ganz anders aber scheint mir die Sache sich im zweiten Beispiel zu verhalten; denn heißt l-emani *ich-wünschen, so kann ich die zwei Einwendungen nicht abweisen: erstens, daß hier im Infinitiv nicht, wie der Verfasser behauptet, das dem Verbum Eigentümliche, die Verbalbeschaffenheit, sondern nur die Beschaffenheit eines einzelnen Teils des Verbums hinzugedacht werden müsse; zweitens, sei dies nun die Verbalbeschaffenheit selbst oder nicht, so ermangele ein eigentlich grammatisches Verhältnis (nicht die bloße Wortverknüpfung wie in* e-tiboa*) seines Zeichens, was doch ausgedrückt sein müßte, wenn das Beispiel gerecht sein sollte; denn es heißt ja: insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist.*

Was das erste betrifft, heißt l-emani *er-wünschen, so ist die Verbalbeschaffenheit, welche allerdings in der Synthesis des Prädikat mit dem Subjekt besteht, doch im Infinitiv ausgedrückt. Die Synthesis des Prädikat mit dem Subjekt ist das Charakteristische des Verbums überhaupt, alle seine Teile drücken sie aus, nur auf dreifach verschiedene Weise. Der Infinitiv substantivisch, so daß von ihm selbst wieder etwas prädiziert werden kann, das Partizip adjektivisch, so daß die beigelegte Akzidenz selbst wieder Prädikat werden kann, und drittens endlich drückt derjenige Teil, welcher Personen hat (die* conjugatio*),* realiter *die Synthesis aus; er spricht aus: die Akzidenz* i s t *in der Substanz. Das Prädikat wird hier nicht als verbunden mit dem Subjekt dargestellt, sondern die Handlung unsres Geistes, der das Drinsein einer Akzidenz in der Substanz wahrnimmt und sie ihr also verbindet, als ein Urteil ausgesprochen. Und zwar geschieht die Synthesis immer auf eine existentielle Weise; ich sage: die Akzidenz* i s t *in der Substanz. Durch die* vis praedicandi *also, ohne die kein Satz formiert werden kann, und nicht durch die eigentliche Synthesis unterscheidet sich die* conjugatio *von den Infinitiven und Partizipien; denn wenn ich sage:* scio te esse magnum, *so ist dieses* esse *das Zeichen für die Synthesis des Prädikat und Subjekt, ebenso als wenn ich sage:* video te amare = video te esse amantem. *Der Unterschied liegt einzig darin, daß hier die Copula substantivisch dargestellt ist, in* amas *oder* tu es amans *dagegen* sub forma judicii. *Hinsichtlich des Begriffs haben diese drei verschiedenen Darstellungsarten der Synthesis durch das Verbum ganz gleichen Umfang und Bedeutung; denn der Infinitiv und das Partizip können ebenso gut wie die* conjugatio tempora *und* modos *haben, wenngleich die Sprachen, dem nächsten Bedürfnis folgend, den Teil, welcher das eigentliche* judicium *ausdrückt, vorzüglich ausgebildet haben und sich für die übrigen der Umschreibungen bedienen.*

Die vis praedicandi *der* conjugatio *ist also ein eigentlich grammatisches Verhältnis, das in* l-emani, *er-wünschen, keine bestimmte Bezeichnung hat; die Synthesis ist substantivisch ausgedrückt; das Verhältnis, welches im ersten Beispiel die Präposition* tiboa *ausdrückte, ist hier nicht gehörig bezeichnet; wäre es bezeichnet, aber so, daß die Verknüpfung des dieses Verhältnis bezeichnenden Worts (oder Form) keinen Ausdruck hätte, dann erst würde das Beispiel hierhin passen. Dies würde der Fall sein, wenn es eine Sprache gäbe, die eine eigene, vom Infinitiv und Partizip verschiedene Form für den Teil des Verbums hätte, welcher die* vis praedicandi *enthält, ohne aber zugleich zu bezeichnen, worauf sie sich bezöge; alsdann stünde das grammatische Verhältnis unverknüpft neben dem die Sache bezeichnenden Worte, gerade wie oben die Präposition neben dem unflektierten Nomen.*

Hiermit steht aber in genauster Verbindung eine andre Stelle dieser Abhandlung, wogegen sich mir dieselben Einwendungen aufgedrängt.

Es wird nämlich pag. *16 gesagt: Wenn man daher genötigt ist . . . . eingeschachtelt liegen kann.*

Mir scheint nicht, daß man das eigentliche grammatische Verhältnis weder überhaupt (im Hilfsverbum) noch in den echten grammatischen Formen, wenn sie aus Anfügung entstanden sind, hinzudenken müsse. Der Begriff des Sein (das Hilfsverbum esse, *εἶναι) drückt im allgemeinen die Synthesis des Prädikat mit dem Subjekt aus; die* conjugatio *zeigt an, daß diese Synthesis* sub forma judicii *gedacht werden müsse; die Person endlich bezeichnet die Verknüpfung dieses Verhältnisses mit der Sache, worauf es sich bezieht. Wenn ich z. B. sage: er ist gegangen, so hat hier alles seine Bezeichnung: das Hilfsverbum sein drückt die Synthesis aus; dass diese nun aber weder substantivisch noch adjektivisch, sondern eigentlich* verbaliter *zu nehmen sei, drückt die* conjugatio *aus; hierdurch ist das eigentliche grammatische Verhältnis, worin* e r *zu* g e g a n g e n *steht, bezeichnet; ferner ist das* tempus *ausgedrückt, indem es heißt* i s t, *nicht* w a r *oder wird sein, und endlich auch das uneigentliche grammatische Verhältnis oder die Wortverknüpfung durch die dritte Person, welche anzeigt, daß die verbale Synthesis sich auf das Pronomen* e r *beziehe. Es sind also hier alle Verhältnisse ebenso wohl ausgedrückt, als wenn die Präposition dem flektierten Nomen beigefügt wird, wo nichts, wie mir scheint, hinzugedacht werden muß. Wenn nun, was der Verfasser zuzugeben geneigt ist, die Formen im lateinischen und griechischen Verbum aus Anfügung des Hilfsverbum zusammengesetzt sind, so wird, wie mir scheint, das eigentliche grammatische Verhältnis, d. h. die Synthesis des Prädikat und Subjekt,* i. e. *die* copula sub forma judicii *ursprünglich (was aber durch das Abschleifen und Verwachsen des Gebrauchs undeutlich geworden) nicht hinzugedacht werden müssen; sie ist durch die* conjugatio *der Copula* esse *ausgedrückt. Ist dies Verhältnis einmal bezeichnet, so ist es hinlänglich; das ins Unendliche gehende Einschachtelungssystem aber wird sich, wenn ich nicht irre, nur auf die Wort- oder Verhältnisverknüpfung beziehen, indem man sagen könnte, daß, wenn ein bestimmtes Zeichen da ist, um anzudeuten, das ein Verhältnis bezeichnende Wort gehe auf diesen Gegenstand, eben dieses Verknüpfungszeichen (w e n n e s i s o l i e r t s t e h t) wieder eines eigenen Zeichens bedürfe, welches seine Verknüpfung mit dem Verhältniswort andeute, und so ins Unendliche fort.“*

Verfasser dieser Bemerkungen ist Guido Görres, Josef Görres' Sohn, der in der Mitte der zwanziger Jahre in Bonn philosophischen, philologischen und

sprachwissenschaftlichen Studien unter Windischmann, Welcker und Schlegel oblag. Der Aufsatz ist wahrscheinlich 1826 geschrieben und kam durch Welcker n Humboldts Hände, der während eines Landaufenthalts in Burgörner im Januar 1827 seine Gegenbemerkungen abfaßte (an Welcker, 28. Januar 1827). Auch in einem früheren Briefe erwähnt Humboldt, daß Görres zu den Leuten gehöre, die leichtsinnig neue Theorien aufstellten, ohne die älteren zu prüfen und zu widerlegen; zum Schaden der Sache sei er in seiner falschen Theorie vom Verbum von den richtigen Begriffen Bernhardis abgegangen (an Welcker 10. Oktober 1826).

---

20. Geschichte der Abhängigkeit im Menschengeschlechte.

1. Einleitung.
2. I. Geschichte des weiblichen Geschlechts.
3. 1. Philosophische Erörterung. Grundsätze. Allgemeine Gesetzgebung.
4. 2. Körperlicher Zustand.
5. 3. Anzug.
6. 4. Geistiger Zustand.
7. 5. Ehe.
8. 6. Lediger Zustand.
9. 7. Verwittweter Zustand.
10. 8. Geschichtliche Ereignisse.
11. II. Geschichte des Zeugungstriebes.
12. 1. Philosophische Erörterung. Grundsätze. Allgemeine Gesetzgebung.
13. 2. Beschaffenheit überhaupt.
14. 3. Umgang beider Geschlechter mit einander.
15. 4. Umgang jedes Geschlechtes mit sich.
16. 5. Umgang mit Thieren.
17. 6. Umgang mit sich.
18. 7. Geschichtliche Ereignisse.
19. 8. Hetaeren.
20. III. Geschichte der Dienstbarkeit.
21. 1. Philosophische Erörterung. Grundsätze. Allgemeine Gesetzgebung.
22. 2. Arten der Dienstbarkeit.

Handschrift (3 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel.

Einleitung.

1.

Die Geschichte eines Zustandes des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechts durch alle Verhältnisse des Privatlebens und alle Ereignisse der Ueberlieferung hindurch zu verfolgen, ist ein bis jetzt noch zu wenig versuchtes Unternehmen. Wenn aber die Weltgeschichte wahrhaft innerlich, als ein Abriss der wirklich gewordnen Erscheinungen des geistigen und empfindenden Menschen genommen werden soll, so müssen nicht bloss die Menschen in verschiedenen Zuständen, sondern auch die allgemeinen Zustände an verschiedenen Menschen und Völkern betrachtet werden. Denn gerade sie sind das Bleibende, sich fort Erhaltende, da der einzelne, geniessende und leidende Mensch kommt und untergeht. Sie entwickeln sich und erreichen ein Ziel, da das Treiben der Einzelnen, der Völker, wie der Individuen, immer nur Trümmer und Stückwerk ist. Sie gehen von einer im Begriff der Menschheit liegenden geistigen Thatsache aus, und läutern sich zur Idee, und sind, als solche, um soviel höher, als die Menschheit selbst, dass ihnen ganze Menschengeschlechter zum Opfer gebracht werden können. Denn in ihren unvollkommeneren Entwicklungen wirken sie einengend, drückend und zerstörend, und ihr Segen trift oft erst die späteren Generationen. Da aber die Völker aller Zonen und Zeiten nur vorübergehende Erscheinungen der Einen grossen, in ihrem Wesen ewig unerkannten Realitaet der Menschheit sind, so giebt es in dieser gewiss Ersatz, wenn frühere Geschlechter für nachfolgende entbehren und leiden.

Denn die Einheit der Realität hebt die Getrenntheit der Erscheinungen auf.

Die Aufzeichnung dieses merkwürdigen Planes gehört nach Wasserzeichen und Charakter der Handschrift ins Jahr 1827 oder 1828. Der Plan selbst ist jedoch viel älter: in einem leider undatierten Briefe an Karoline von Humboldt, der den neunziger Jahren angehört, gedenkt Karoline von Wolzogen einer von Humboldt beabsichtigten Schrift über die Hurerei. Wir haben ihn also wohl als einen eigenartigen Nebenschößling der Studien der Horenzeit über den Geschlechtsunterschied und die Weiber zu betrachten (vgl. auch Band 1, 435).

---

21. Ueber das Verhältniss der Religion und der Poesie zu der sittlichen Bildung.

Ein Mensch hat moralische Bildung, wenn die Sittlichkeit in ihm zur Gesinnung geworden ist.

Die Grundquelle der Sittlichkeit ist nicht das Gefühl im Allgemeinen, das den Menschen sehr irre leiten könnte. Die Sittlichkeit besteht vielmehr in der freiwilligen Unterwerfung unter das Sittengesetz, und beruht also auf dem Grundsatz der Pflichtmässigkeit.

Gefühle und Grundsätze sind aber sehr verschieden von einander. Gefühle haben nur dann wirklichen moralischen Werth, wenn sie auf Grundsätzen beruhen, und in Empfindung übergegangene Grundsätze sind.

Die Religion erhebt das Sittengesetz auf eine höhere Stufe, indem sie es als ein Gesetz Gottes zeigt; sie erleichtert zugleich dem Menschen die Befolgung desselben, da sie an die Stelle trockner und nackter Pflichtmässigkeit die, jedem gutgearteten Menschen natürlichen Gefühle der kindlichen Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Folgsamkeit gegen Gott setzt, und auf eine Fortdauer nach dem Tode hinweist, in welcher die Entsagungen, welche die Pflicht auferlegt, eine fernere, von allen irrdischen Zufällen freie, und vollkommen gerechte Belohnung finden. Sie erhebt aber auch den Menschen in seinem ganzen Innren, da der

---

Erster Druck: Wilhelm von Humboldt, Sonette S. IX—XV (1853). Leider können die von Alexander von Humboldt an der jetzt verschollenen Handschrift vorgenommenen stilistischen Änderungen nur an einer Stelle beseitigt werden (vgl. Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen S. 271).

religiös gestimmte Mensch fühlt, dass er ein Gegenstand der Liebe und Sorgfalt des Unendlichen ist, dass das irrdische Leben, als der kleinste und unvollkommenste Theil seines Daseyns, mit allen seinen Gütern und Vorzügen nicht in Betrachtung kommt gegen die Reinheit der über dasselbe hinausgehenden Gesinnung, und dass ihm, soweit es die Schranken der Endlichkeit verstatten, eine Gemeinschaft mit dem Wesen eröffnet ist, welches Alles hervorgebracht hat und Alles erhält.

Es ist demnach durchaus falsch, dass die Religion im Grunde nur Lehren aufstellt. Sie lebt und webt vielmehr in Gefühlen. Denn sie stellt Wahrheiten auf, die, ihrer Natur nach, in jedem Menschen, der sich ihren Eindrücken offen erhält, zu Gefühlen werden, Wahrheiten, die nur aus dem natürlichen Gefühl entwickelt und entfaltet zu werden brauchen, damit die Ueberzeugung des Verstandes und die hinzutretende Erkenntniss das blosse Gefühl vor Unbestimmtheit und Unrichtigkeit bewahre.

Die Religion ist also nicht nur das kräftigste Beförderungsmittel der Sittlichkeit, sondern Religion und Sittlichkeit, religiöse und moralische Bildung sind eigentlich Eins und Ebendasselbe. Ein wahrhaft religiöser Mensch ist schon eben dadurch auch ein sittlicher; und es wäre eine gewissermassen unnütze Frage, ob ein sittlicher Mensch auch nothwendig ein religiöser seyn muss? da die wahre Sittlichkeit in ihren höchsten Principien eine solche Anerkennung von dem Verhältniss des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit hinaus liegt, voraussetzt, dass sie selbst nothwendig Religion ist.[1])

Die Poesie steht zur Bildung des Menschen in einer zwiefachen Beziehung:

1. in einer der Form: indem sie Wahrheit und Lehre durch Einkleidung und rhythmischen Ausdruck der Einbildungskraft näher zu bringen sucht;

2. in einer des Inhalts: indem sie, überall das Erhabenste, Reinste und Schönste aufsuchend, im Menschen immer das Höchste und Geistigste seiner Natur anzueignen bemüht ist, und ihm beständig vor Augen hält, dass er den vorübergehenden Genuss der dauernden inneren Genugthuung, das Irrdische dem Unendlichen

---

[1]) *Diese Stelle findet Alexander von Humboldt schwerfällig (Briefe an Varnhagen S. 271).*

nachsetzen, und im Widerstreit der Neigungen und Pflichten Alles, durch Selbstbeherrschung und Erhebung über das Niedere und Gemeine, dem Adel und der Reinheit der Gesinnung opfern muss.

Religion und Poesie stehen in gar keinem, am wenigsten in einem schroffen Gegensatz gegen einander.

Denn beide arbeiten nicht nur gleichmässig auf die Veredlung des Menschen hin, sondern die religiösen Wahrheiten sind alle der Art, dass sie gerade des höchsten dichterischen Ausdrucks fähig sind, und die Poesie kann gar keine hohe, oder tiefe seyn, wenn sie nicht immer in das Gebiet hinübergeht, in welchem auch die Religion weilt.

Alle grossen Trauerspiele des Alterthums und der neueren Zeit beruhen auf der Vorstellung der Abhängigkeit des endlichen Menschen von einer unendlichen Macht, und auf der Nothwendigkeit, das Endliche (Glück und Neigung) dem Ueberirrdischen (Pflicht und Gesinnung) zum Opfer zu bringen.

Aller Gottesdienst nimmt daher die Poesie, als etwas der Religion nahe Verwandtes, in sich auf.

Die Poesie darf aber nur neben der Religion genannt werden, wenn sie die höchste, würdigste und reinste ist. Sie kann auch alles dies in minderem Grade seyn, und sogar einen entgegengesetzten Weg einschlagen; darum ist es zugleich unmöglich und unzulässig, Religion und Poesie mit einander vergleichen zu wollen, und noch mehr, die letztere als die moralische Bildung mehr befördernd zu betrachten.

Wenn man von dem Einflusse der Poesie auf die moralische Bildung reden will, so ist davon auszugehen, dass, ehe auf eine würdige Weise die Poesie auf den Menschen einwirken kann, in ihm eine doppelte Grundlage vorhanden seyn muss:

1. eine Grundlage der Gesinnung, die Anerkennung sittlicher Pflicht, und der Nothwendigkeit sich dieser zu unterwerfen; dazu religiöses Gefühl, Ueberzeugung von einem höchsten Wesen, Glaube und vertrauende Liebe, Zuversicht, dass mit dem irrdischen Tode das wahre Daseyn des Menschen erst beginne. Alles das muss auf einem wahren, sicheren Grunde beruhen; darin muss gar keine Poesie seyn, weil es die Grundfesten der menschlichen Gesinnung sind.

Wo diese Grundlage fehlt, kann keine Poesie wahrhaft moralisch

wirken. Derjenige, in dem sie nicht ist, kann wohl augenblicklich von Macbeths Lage ergriffen werden; aber das, was Shakespeare eigentlich hat wollen fühlen lassen, fühlt allein der, welcher, unabhängig von aller Poesie, die Stimme des Gewissens im Busen trägt, und empfindet, wie furchtbar es sey zu tödten, wenn Gott das Gebot nicht zu tödten in das Herz des Menschen gelegt hat.[1])

Die Religion der Griechen war nicht poetischer, als das Christenthum, sie war nur sinnlicher.

Die Griechen haben nie gerade[2]) durch Vollkommenheit der moralischen Bildung geglänzt.[3])

2. eine Grundlage der Erkenntniss.

Wer nicht über die wichtigsten Wahrheiten oft gründlich nachgedacht, wer nicht Kenntnisse im gehörigen Masse gesammelt hat, der versteht den Dichter nur halb, und auf den übt die Poesie nur eine vorübergehende, leicht von ihm abgleitende Wirkung aus. Er meidet vielleicht das Rohe und Gemeine, aber es bleibt in ihm eine betrübende Leere.

Die Poesie verführt wohl zu der Einbildung, dass man diese Grundlagen entbehren könne; aber dies ist nicht ihre Schuld, sondern die Schuld derer, die sie misverstehen. Shakespeare, Schiller und Göthe würden alle Leser zurückweisen, welchen es an jenen Grundlagen fehlt, oder die nicht wenigstens ernstliches Bemühen zeigen, sie sich zu verschaffen.

Wo aber jene Grundlagen vorhanden sind, da beginnt der wohlthätige Einfluss der Poesie auf die moralische Bildung, ein Einfluss der nie zu hoch angeschlagen werden kann.

Die Poesie wirkt darin zuerst wie die Sittenlehre und die Religion selbst; sie wirkt mit der Macht, die sie, gerade als Poesie, über den Menschen ausübt.

Sie macht aber auch den ganzen Menschen für die moralische Bildung empfänglicher, indem sie ihn gewöhnt in Dingen, die ganz ausserhalb des Gebietes der Sittenlehre und der Religion liegen, nur am Schönen, Edlen und Harmonischen Gefallen zu haben, und das Gegentheil überall von sich zu stossen.

---

[1]) *Hier findet Alexander von Humboldt Mangel an Deutlichkeit (Briefe an Varnhagen S. 272).*

[2]) *Statt des zu familiären „nie gerade" der Handschrift hat Alexander „eben nicht" drucken lassen (ebenda).*

[3]) *Von diesen beiden Abschnitten sagt Alexander (ebenda): „Die vier Zeilen stehen wie ein gefallener Aerolith; erhalten muss man sie doch, schon als grosse Freiheit."*

Die Handschrift dieses Aufsatzes war, wie Alexander von Humboldt in seiner Vorrede zur Sonderausgabe von seines Bruders Sonetten berichtet, im Besitz des Naturforschers Ratzeburg, der als junger Mann drei Jahre (1825—28) Erzieher von Humboldts jüngstem Sohne Hermann gewesen war und zu beiden Brüdern in freundschaftlichen Beziehungen stand (vgl. auch Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexikon S. 254. 424). Leider läßt sich seine Abfassungszeit nicht genau bestimmen: nach Alexander wäre er vor 1824 niedergeschrieben; das kann aber ein Irrtum sein, zumal engere Beziehungen der Gedanken zu andern Äußerungen Humboldts, z. B. in den Briefen an Charlotte Diede, eher auf die zweite Hälfte der zwanziger Jahre zu weisen scheinen. Erst wenn die Handschrift etwa wieder auftauchen sollte, würde sich eine sicherere Datierung gewinnen lassen.

Namenregister

zu

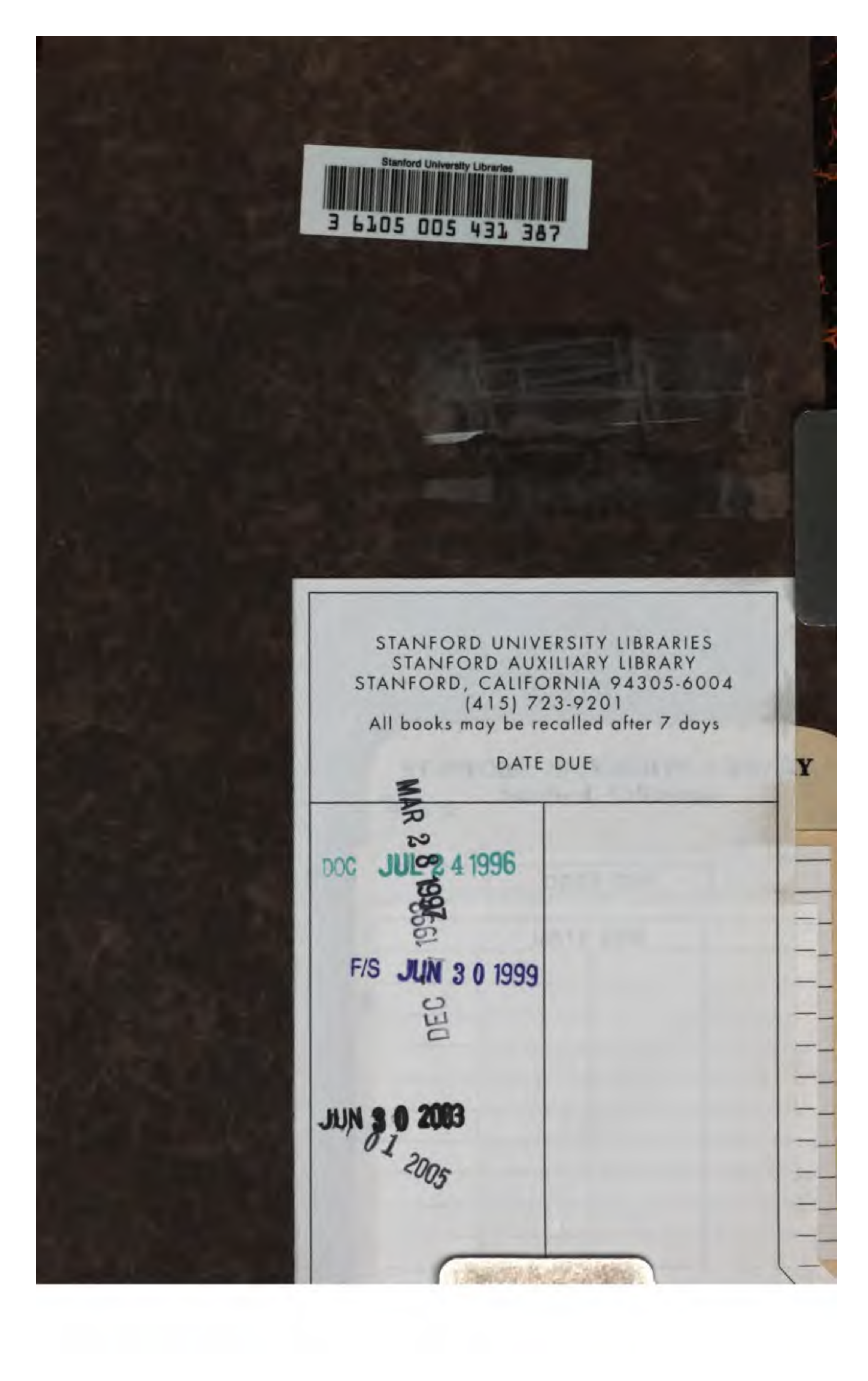
Band 1—7 und 10—12.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.









Stanford University Libraries
3 6105 005 431 387
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
DOC JUL 2 4 1996
F/S JUN 3 0 1999
JUN 3 0 2003